

Band 6 | 2020



# Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart



Landkreis  
Regensburg



# Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart



# Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart

Band 6 | 2020

Verlag Friedrich Pustet  
Regensburg

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7917-3185-8

© 2020 by Landkreis Regensburg und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Herausgeber: Landkreis Regensburg

Schriftleitung: Dr. Manuela Daschner und Dr. Thomas Feuerer

Gestaltung und Satz: Günter Lichtenstern, Neutraubling

Covermotiv: Leonhard Deininger © Landratsamt Regensburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany, 2020

Weitere Publikationen aus unserem Programm

finden Sie auf [www.verlag-pustet.de](http://www.verlag-pustet.de)

Kontakt und Bestellungen unter [verlag@pustet.de](mailto:verlag@pustet.de)

# Inhalt

Tanja Schweiger	<b>Vorwort</b> .....	7
Marianne Sperb	<b>Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler</b> .....	8
	Laudatio auf die Kulturpreisträger 2020	
Renate Christin	<b>Die Musikschule „Leticia la Musica“ von Simone Schmid</b> .....	14
	Laudatio auf die Jugendkulturpreisträger 2020	
Tobias Lehner	<b>Herbert Ehrh</b> .....	22
	Laudatio auf den Kulturpreisträger für das Lebenswerk 2020	
Markus Bauer	<b>Leonhard Deininger</b> .....	28
	Redner. Macher. Gestalter.	
Maria Baumann	<b>mühlen.kunst in der Kunstmühle Eichhofen</b> .....	50
	Vom Eisenhammer zum außergewöhnlichen Ausstellungsort	
Alois Schmid	<b>Das Dominikanerinnenpriorat Pettendorf</b> .....	56
	Ein unbekanntes Wittelsbacherkloster	
Fritz Wallner	<b>Wie der Aff' im Anzug aussieht</b> .....	70
	Rudi Hurzlmeier und seine „komische Malerei“	
Dieter Schwaiger	<b>„Schön ist es gewesen bei den Steinpälzern“</b> .....	92
	Ein Reisebericht aus dem Jahr 1877	
Franz X. Bogner	<b>Stiftung Schwarze Laber</b> .....	112
	Eine Initiative zum Schutz des idyllischen Flusstals	
Ludwig Zehetner	<b>Unser Dialekt – ein Kulturgut ersten Ranges</b> .....	122
	Zu den Mundarten der Oberpfalz und des Regensburger Landes	
Josef Fendl	<b>Zwei Stangen Wasser</b> .....	132
	Aus den Kindheitserinnerungen von Josef Fendl	

<b>Erika Eichenseer</b>	<b>Kennen Sie Prinz Roßwiff?</b> ..... 140 Schönwerth im Landkreis Regensburg. Eine Bestandsaufnahme
<b>Michael Scheiner</b>	<b>Liquid &amp; Maniac</b> ..... 150 Oberpfälzisch-amerikanische Credibility
<b>Johann Festner</b>	<b>Täter? Keiner! Mitläufer? Ja, alle!</b> ..... 156 Die Entnazifizierung am Beispiel der beiden Wörther Nazi-Bürgermeister
<b>Tanja Schweiger</b>	<b>Denkmalpreis des Landkreises Regensburg 2020</b> ..... 170 <b>Autoren- und Abbildungsnachweise</b> ..... 182

# Vorwort



*Liebe Leserin, lieber Leser,*

*2020 war ein außergewöhnliches Jahr, in dem wir viele Einschränkungen erfahren haben. Wohl kaum ein Bereich des Lebens wurde von den Corona-bedingten Maßnahmen so einschneidend getroffen wie die Kultur. Gerade jetzt spürt man, dass sie ein essentieller Bestandteil des Lebens ist. Von Anfang an war die regionale Kultur deshalb ein Schwerpunkt unserer Schriftenreihe „Regensburger Land“. Im vorliegenden Band finden sich beispielsweise Porträts von unseren diesjährigen Kulturpreisträgern, einem außergewöhnlichen Ausstellungsort in Eichhofen, einem bedeutenden Cartoonisten aus Unterdeggenbach oder einem bekannten Rapper aus Regenstauf.*

*Der zweite Schwerpunkt unserer Schriftenreihe widmet sich der regionalen Geschichte. Der Blick zurück ist nämlich oft sehr lehrreich und lässt uns manche Dinge der Gegenwart besser einordnen. Die Artikel in unserem aktuellen Band berichten deshalb u. a. vom ehemaligen Kloster Pettendorf in Adlersberg, das bereits im 16. Jahrhundert aufgelöst wurde, vom Leben in Beratzhausen in den 1870er Jahren oder von der Entnazifizierung in Wörth a. d. Donau in der Nachkriegszeit. Der umfangreichste Beitrag des Buches erinnert an das Leben und Wirken des ehemaligen Landrats Leonhard Deininger, der heuer seinen 110. Geburtstag hätte feiern können. Er hat in seiner 30-jährigen Amtszeit von 1948 bis 1978 nicht nur den Landkreis Regensburg, sondern unsere ganze Region entscheidend vorangebracht. Aus diesem Anlass hatten wir auch eine Gedenkprägung anfertigen lassen.*

*Ich wünsche Ihnen alles Gute und viel Vergnügen mit der neuen Ausgabe des Almanachs „Regensburger Land“!*

*Ihre Landrätin*

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'TS' or similar initials, written over the printed name.

*Tanja Schweiger*



*Abb. 1: Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler wurden mit dem Kulturpreis des Landkreises Regensburg 2020 ausgezeichnet.*

Marianne Sperb

## Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler

Laudatio auf die Kulturpreisträger 2020

**Mit ihrem nachhaltigen sozialen und kulturpolitischen Engagement prägen Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler aus Adlmannstein das kulturelle Leben im Landkreis.**

Fast jeder von Ihnen oder vielleicht sogar alle kennen diese Szene: Sie fahren von Regensburg Richtung Norden, biegen irgendwann Richtung Adlmannstein ab, und oben, auf der Kuppe, liegt er dann vor Ihnen: der Blick auf die Hügel und das Tal, auf die wuchtige, 300 Jahre alte Schlossgaststätte und das schlichte, stimmig gesetzte nagelneue Schaulager.

Dieses Panorama umfasst, worum es Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler im Kern immer ging: den Blick zu lenken auf die Schönheit und die Urwüchsigkeit der Region und auf die Kraft und die Eigentümlichkeit der Kunst, die hier wächst.

Das ehemalige Schlosswirtshaus Adlmannstein ist ein Riesenkasten von 600 Quadratmetern, 1690 erbaut, 1991 gekauft von einer Gruppe von Freunden, samt Stadel, Eiskeller, Brunnen und Garten. Seit knapp 30 Jahren ist es die Adresse von „wui“, von Wilma und Ingo. Aber begonnen hat ihre Geschichte früher und woanders: im Kartenhaus-Kollektiv in Regensburg. Wilma war eine der Gründerinnen, Ingo der junge Kollege. Wir wissen nicht wirklich (auch

wenn er dazu ein paar Erklärungen gibt), was Ingo Kübler im Kartenhaus gesucht hat. Aber wir wissen, was er gefunden hat: die Frau fürs Leben und eine lebenslange Kunstpartnerschaft.

Wilma Rapf-Karikari, die Kartenhäuslerin, kuratiert damals, in den 1990ern, noch die Schlossgalerie in Wörth an der Donau. Kunstvermittlung ist immer schon ihr Ding, und das hat vielleicht zu tun mit ihrem ersten Beruf, mit den sinnlichen Erfahrungen, die sie als Bibliothekarin mit den Schutzumschlägen für Bücher gemacht hatte. Die Zeit in der Schlossgalerie Wörth jedenfalls endet 1999, weil die Räume dort eine neue Nutzung bekommen, aber die Mission Kunstvermittlung geht selbstverständlich weiter: mit dem Kunstpartner Kalender.

„Warum sollten sich die Menschen Kalender mit Motiven lebender oder gar bereits toter Koryphäen an die Wand hängen, wenn es doch so spannende Kunst in der Region gibt?“ Aus diesem Gedanken entwickeln wui, Wilma und Ingo, 1994 ein Win-Win-Projekt: Die Käufer des Kunstpartner-Kalenders erwerben ein außergewöhnliches Geschenk, mit dem sie gleichzeitig ein Bekenntnis zur Region ablegen. Die beschenkten Kunden erhalten einen exklusiven und anregenden Jahresbegleiter, den man nicht kaufen, sondern nur empfangen kann. Und die Künstler und ihre Werke bekommen eine Bühne und ein Publikum.

Wilma Rapf-Karikari sucht für jedes Jahr ein Thema, fährt kreuz und quer durchs Land und spürt in



Abb. 2:  
Der Kunstpartner-Kalender erschien 25 Jahre in Folge.

den Ateliers die Werke dazu auf. Malerei, Skulptur, Grafik und Fotografie stehen für Themen wie: „Mare Mare“, „Und was machen Ihre Hunde?“, „Ich bau dir ein Schloss“ oder „Ungelogen“.

25 Jahre lang bringen die Kunstpartner ihren Kalender heraus und die Liste der Künstler von Alois Achatz bis Liz Zitzelsberger, versammelt jeden, wirklich jeden Namen, den Sie, den die Menschen in der Region, mit der Kunst in ihrer Heimat verbinden: Michael Bry, Peter Engel, Ludwig Bäuml, Erich Gohl, Stefan Göler, Renate Höning, Günther Kempf, Wolfgang Keuchl, Maria Seidenschwann, Richard Vogl. Das sind nur zehn der rund 200. Ein einzigartiges „Museum auf Papier“ entsteht, so hat es Wolfgang Herzer vom Kunstverein Weiden genannt. 2018 er-

scheint der letzte Kunstpartner-Kalender, ein privat verantwortetes Projekt, das keine öffentlichen Zuschüsse erhält.

Privat, ohne öffentliche Zuschüsse, baut das Paar in Adlmannstein auch seine Kunstpartner-Galerie. Wilma und Ingo ringen dem Felsengrund etliche Kubikmeter ab, schaffen Raumhöhe, wehren sich gegen Wasser, das vom Hang her drückt, und investieren in den Jahren 2002 bis 2004 rund 2.000 Stunden Eigenleistung und 50.000 Euro. Das „oide Glump“ abreißen und „wos Gscheids“ aufbauen, wie ein Nachbar es beim Kauf des Adlmannsteiner Schlossgasthauses vorgeschlagen hatte? Nö. Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler machen sich ihre Heimat lieber zur Lebensaufgabe – und zu einem Ort der Begegnung.

Die erste Ausstellung, im Mai 2005, bringt Susanne Böhm aus Reifenthal zusammen mit Zvezdana Jembrih aus Kroatien, beide Malerinnen, die Landschaften erfinden. Besucher erleben Kunst, Architektur und Natur, Gespräche mit Galeristen und Gästen, kleine, feine Konzerte, anregende Tafelrunden inmitten von Bildern und Skulpturen, Mondwanderungen und Festmahle.

„Wir verstehen die Galerie als ein Leuchtfeuer in der wunderbaren Landschaft des bayerischen Vorallds“, schreiben Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler in „Regensburger Land“, als „Angebot an die Landbewohner, hier etwas zu sehen und zu erleben, wofür sie sonst in die Stadt fahren müssten. Und umgekehrt als Angebot an die „Städter“ zu einer Landpartie mit Kunst, Wandern und Einkehr.

Susanne Böhm bleibt eine zentrale Figur im Schaffen der beiden Kunstpartner. Die Malerin war schon schwer krank, als sie ihr Werk 1999 in die Hände von Wilma Rapf-Karikari gegeben hat. Die Nachlassverwalterin ist sich bewusst: Der Tod von Künstlern ist



eine Sache von öffentlichem Belang, und sie will auch nicht verwalten oder verwahren, sondern funkeln lassen. Die Kunstpartner, die dem kreativen Output der Region immer neue Räume und Freunde schenken, überlegen also, wie das Werk lebendig bleiben kann, wenn der Schöpfer tot ist. Die Antwort materialisiert sich schließlich mitten auf dem Land, in Adlmannstein, in diesem sonst unauffälligen Nest in schönster Natur.

Im gut 100 Quadratmeter großen Dachgeschoss des alten Stadels ziehen Kunstdepots ein und ein white cube für Kulturvermittlung aller Art: für Lesungen, Konzerte, Vorträge, Seminare oder für schulpädagogische Veranstaltungen. Gäste dürfen ungestört in Mappen mit Originalen blättern, die Zeit

anhalten und zum Beispiel das Sackleinen riechen, das Susanne Böhm bemalt hat, weil ihr das Geld für Leinwände fehlte.

2018 erscheint der letzte der Kunstpartner-Kalender, 2019 schließt das Kartenhaus-Kollektiv – und gleichzeitig packen wui, Wilma und Ingo, wieder etwas Neues an. 2020 eröffnet ihr Schaulager.

Nach Plänen von Architekt Willi Schmid entsteht ein schnörkelloser Bau von gelassener Wucht. Zwei bodentiefe Glaseinschnitte an den Giebelseiten schenken ihm Licht. Über dem Dachstuhl liegt eine stabile Haut, überzogen mit zartem Blech und eingehüllt in ein leichtes Holzlattengitter. Die duftige Haube aus Holzstäbchen nimmt den Besucher, der auf der schmalen Treppe hochsteigt, beinahe fürsorglich in

*Abb. 3:  
Das KUNSTPARTNER  
Schaulager wurde  
im Mai 2020 eröffnet.*



Abb. 4: Im Dachgeschoss des Stadels befindet sich das KUNSTPARTNER Schaulager für Künstlernachlässe.

Empfang. Eine kühne Jakobsleiter führt hinauf in den Himmel der toten Künstler.

Susanne Böhm: Sie bleibt präsent, auch hier, zusammen mit Max Bresele und Margot Luf. Ihre Arbeiten werden im Schaulager geborgen und ausgebreitet. Die Malerin aus Reifenthal, der Multi-Kreative aus Uckersdorf und die SPUR-Nachfolgerin aus München sind alle drei in der Region daheim oder direkt mit ihr verbunden.

Die drei Künstler sind in Adlmannstein schon vorher längst präsent. Das blumige Gartentürl zum Beispiel hat Max Bresele gestaltet und in der Diele wartet seine wunderliche Bank aus zwei alten Wirtschausstühlen auf kurzzeitige Be-Sitzer. Vor dem Haus ragt ein knallroter Keramiker-Zeiger von Margot Luf gut vier Meter hoch. Und im Haus ist der Bilderschatz von Susanne Böhm versammelt.

Von Susanne Böhm hüten die Kunstpartner rund 100 Leinwände und 400 Zeichnungen, Bilder von einer gewissen erdigen Schwere, gemalt mit breitem Strich und in kräftigen Farben. Neben ihr hat Max Bresele, 1998 gestorben, seinen Platz gefunden. Der durch und durch politische Kunst-Berserker hat alles mit Botschaft aufgeladen, auch Fotomontagen, Collagen, Bücher, Möbel, skurrile Objekte und Experimentalfilme. In seinen letzten Jahren war er in einem Hühnerstall im Landkreis Schwandorf stolzer Besitzer eines gewaltigen Schrott- und Reststoff-Haufens. Berühmt geworden sind seine „Karren der Depression“, eine Flotte von absichtsvoll schäbigen Wägelchen. Mit dem Elendszug wollte er auf der Autobahn durch die Oberpfalz ziehen.

Margot Luf ist die Dritte im neuen Himmel der toten Künstler, obwohl sie nach wie vor quicklebendig und sehr produktiv schafft. Die Münchnerin mit Zweitheimat auf der Kykladeninsel Kea ist unterwegs im Gefolge der Gruppe SPUR. Die Bildhauerin und

Malerin war Lothar Fischers Assistentin. Ihre immer witzigen Arbeiten auf Keramik, Holz oder Bronze, die in klaren Farben leuchten, haben als Vorlass Eingang ins Schaulager gefunden.

Auch beim Schaulager, diesem jüngsten und kolosalen Projekt, funktioniert die Rollenverteilung von wui, von Wilma und Ingo. Wilma ist die Vermittlerin, und wer ihr auch nur ein Mal zugehört hat, weiß: Sie stellt die richtigen Fragen und gibt nicht zu viele Antworten, und am Ende ist der Kunstfreund nicht bloß bereichert um Wissen, sondern vor allem animiert und neugierig geworden. Ingo ist der Organisator, der Netzwerker und der Mann fürs Geld, was keine Kleinigkeit ist. 250.000 Euro kostet das Schaulager. Und auch wenn dieses Mal wenigstens sogar etwas öffentliches Geld fließt – mit 27.000 Euro aus LEADER-Mitteln rund ein Zehntel – bleibt auch dieses Projekt im Prinzip nicht nur privat initiiert, sondern auch privat finanziert.

Der Kulturpreis des Landkreises Regensburg ist eine schöne, vor allem: eine richtige Geste. Die Auszeichnung würdigt herausragende Verdienste um das kulturelle Leben im Regensburger Land. Wer, wenn nicht wui, sollte den Kulturpreis erhalten?

*Zu allen Zeiten brauchen wir Verbundenheit, und Verbundenheit braucht atmosphärische Zeichen: Ein Lächeln, eine Frage, aber auch Kunst- und Kulturaustausch. Das führt zusammen und fördert das Verständnis füreinander. Mit unserem Angebot im KUNSTPARTNER Schaulager und in der Galerie schaffen wir dafür einen Ort und Gelegenheiten. (Wilma Rapf-Karikari und Ingo Kübler)*



Abb. 1: Simone Schmid und ihre Musicalkinder

Renate Christin

## Die Musikschule „Leticia la Musica“ von Simone Schmid

Laudatio auf die Jugendkulturpreisträger 2020

Mit ihrem außergewöhnlichen pädagogischen Ansatz und den jährlichen Musical-Aufführungen bereichert die Musikschule „Leticia la Musica“ von Simone Schmid in Viehhausen das kulturelle Leben im Regensburger Land.

Was ist ein Land, eine Stadt, eine Gemeinde ohne Kunst und Kultur? Ohne Musik, Literatur, Bildende Kunst und die vielen ansässigen Vereine? Es würde die Seele fehlen in den alten und auch den neu dazugekommenen Gebäuden und den Menschen, die darin wohnen! Wie gut, dass es darunter Kreative gibt, die unser Leben durch ihre Beiträge bereichern. Und es ist gut, dass diese „Leuchtbilder“ für herausragende Leistungen ausgezeichnet und gefördert werden. In diesem Jahr wurde Simone Schmid mit ihrer Musikschule „Leticia la Musica“ für den Jugendkultur-Preis nominiert. Wenn man den Lebenslauf von Simone Schmid und ihre Aktivitäten in und mit ihrer Musikschule betrachtet, wird jedem sofort klar, warum!

Bei unserem Treffen sitzt mir eine lebendige, sehr dynamische und fröhliche junge Frau gegenüber, die so viel über ihre Aktivitäten berichten kann, dass die zwei Stunden gar nicht ausreichen.

Fragt man Simone Schmid danach, wie das alles angefangen hat, erfährt man, dass sie am 28. April 1977 in eine große, harmonische und musisch begabte Familie hineingeboren wurde. Das Schicksal meinte es gut mit ihr, denn die fürsorglich fröhliche Atmosphäre und die Musik um sie herum ließen sie förmlich schon als Kind eine Richtung einschlagen, die mit Musik zu tun haben musste.

Sie erzählt von ihrem Urgroßvater, der der letzte singende Nachtwächter in ihrem Heimatstädtchen war, und vom Urgroßvater, der neben der Landwirtschaft mit seinem Akkordeon durchs Land zog. Auch die Großtanten konnten sich hören lassen, nämlich als bayerischer Dreigesang. Damit nicht genug, der eine Großvater spielte leidenschaftlich Mundharmonika, der Vater, wie auch der andere Großvater, sangen im Kirchenchor. Sein Sologesang war bis in sein hohes Alter sehr geschätzt.

Das Theaterspielen hat sie wohl von der Mutter geerbt. So haben auch Simone bereits als Kind die Auftritte auf kleineren Bühnen sehr viel Spaß bereitet.

Aber erst einmal durfte sie bereits im Alter von 6 Jahren mit der Blockflöte in der „Maulfurther Stubnmusi“ mitspielen. Die hatte ihr Onkel in der Jugend zusammen mit drei Freunden gegründet. Da konnte sie ihr musikalisches Talent und ihre schnelle Auffassungsgabe einbringen. Möglich war das, weil sie schon mit 4 Jahren Sopranblockflöte, mit 6 Jahren Gitarre (unter anderem von einem Studenten des

Mozarteums in Salzburg), mit 11 Jahren Klavier und mit 13 Jahren Querflöte gelernt hat. Ihr Talent wurde sehr bald erkannt. So sang sie in verschiedenen Kinder-, Jugend- und Gospelchören und die Kindertheatergruppe war nur eine Frage der Zeit. An die Aufführung „Die Christkindlkomödie“ in der Salzachhalle 1985 erinnert sie sich noch gerne.

So durchdrungen von Musik und Theater war es nur allzu logisch, dass Simone Schmid nicht nur „mitmachen“, sondern auch selber leiten und organisieren wollte. Die Gelegenheit dazu hatte sie bei den St. Georg-Pfadfindern in Form einer Wölflingsgruppe sowie bei einer Theatergruppe ihrer Schule, bei der Vorbereitung von Kindern- und Jugendgottesdiensten und der musikalischen Begleitung von Gottesdiensten. In dieser Zeit nahm sie an Aufführungen im Salzburghofener Aumühltheater und den alljährlichen Schulspieltagen teil, bei denen sie in Bamberg einen 2. Platz belegten.

Doch die Schulzeit ging zu Ende, und somit tauchten die Fragen auf: „Wie geht es weiter? Welchen Beruf möchte ich einschlagen?“

Bevor Simone klar wurde, dass für sie nur die therapeutische Richtung in Frage kam, machte sie verschiedene Praktika. Aber immer deutlicher wurde ihr, dass sie im heilpädagogischen Bereich arbeiten wollte. So verließ sie mit 16 ihr Elternhaus in Laufen/Oberbayern. Ihre drei Jahrespraktika absolvierte sie in Traunreut in der heilpädagogischen Wilhelm-Löhe-Kindertagesstätte (geistig mehrfachbehinderte Kinder im Kindergarten- und Grundschulalter), anschließend im Wilhelm-Löhe-Kinderheim (geistig behinderte, sozial auffällige Kinder und Jugendliche) und ein Jahr in Regensburg, mit körperbehinderten Kindern im Pater-Rupert-Mayer-Zentrum.

Über all die Jahre wurde es für sie immer deutlicher, dass sie mit Musik und Schauspiel die Kinder

besser erreichen konnte als mit Lernen und Vortragen. Sie wollte den direkten und intensivsten Zugang zu diesen Kindern finden, Freude bereiten und sie ermutigen, mit kleinen Auftritten etwas zu leisten, was ihnen niemand, nicht einmal sie selbst, zutrauen würde. Und sie spürte, dass die Freude und das Selbstvertrauen, das sie den Kindern brachte, auch ihr selber Freude und Selbstvertrauen schenkte. Etwas, das mit Liebe und Gegenliebe aufgewertet wird, das mit Herzklopfen und Freudentränen verbunden ist. Etwas, was es wert ist, viel Zeit und Arbeit damit zu verbringen.

Wie war es möglich, die Kinder zu motivieren? Dazu musste sie zuerst an ihre eigene musikpädagogische Ausbildung denken. Nach zwei Jahren Berufsfachschule in Plattling und der Note „sehr gut“ bot sich ihr ein Jahr später die Möglichkeit einer pädagogischen Zusatzprüfung, die sie mit der Note 1,78 bestand.

Der Grundstein für ihre heutige Musikschule in Sinzing wurde durch ihre ausbildungsbegleitende Tätigkeit während dieser Zeit gelegt. Verwirklichen konnte sie ihr Vorhaben 2001, ein Jahr nach der Geburt ihrer Tochter Leticia. Durch das innige Zusammensein mit ihren Kindern – Sohn Balthasar wurde im Jahr 2002 geboren –, verstärkte sich ihr Wunsch, mit ihrem Wissen und ihrer Kreativität auch an der Wesensbildung von anderen Kindern positiv mitzuwirken. Die Musikschule war und ist als das „geistige Kind“ von Simone Schmid ein Ort, der heiß geliebt und von den Kindern gerne besucht wird. Die Namensgebung erstaunt dabei wenig. „Leticia la musica – Musik ist Freude, macht Freude, schafft Freude“ umfasst die dahinterstehende Grundidee in allen Facetten.

In ihrem neuen Zuhause, der Gemeinde Sinzing, hat sich Simone Schmid schnell unentbehrlich gemacht. Grade so, als hätte man auf eine Person mit ihren Fähigkeiten gewartet. Von Frau Gassner wurde sie in



den Kinderchor Viehhausen eingearbeitet und übernahm auch von ihr das Orffensemble. Wie damals in ihrer Jugendzeit gestaltet sie wieder Kinder-, Schüler- und Familiengottesdienste, nur eben jetzt in Viehhausen. Herr Pfarrer Weindl fördert ihre Aktivitäten. Die Einnahmen der Veranstaltungen im Klosterstadel und der Mehrzweckhalle gingen als Spenden an die Togo-hilfe, später an die Kinderkrebshilfe – Leukämiehilfe.

Man sollte meinen, dass Simone Schmid mit diesen Aktivitäten voll ausgelastet war. Aber nein, irgendwie fehlte ihr noch das Schauspielerische, miteinander et-

was für die Bühne zu erarbeiten und dann gemeinsam vor Publikum vorzuführen. Etwas mehr noch als „nur“ Musik, etwas, was Gedanken rüberbringt und das Gefühl der Gemeinschaft erleben lässt. So wie sie es selbst bei ihren Auftritten in der Kindheit erlebt hat, wollte sie vermitteln, was ihr Leben so bereichert hat, Selbstvertrauen geben, lernen durchzuhalten und in erster Linie Freude bereiten.

Was dann begann, ist so bewundernswert, dass sich selbst die größten Zweifler an „Aufführungen in einer Stadtrandgemeinde“ die Augen rieben. Bereits das ers-

*Abb. 2:  
Die Kinder sind mit  
Feuereifer dabei.*



Abb. 3: Die DarstellerInnen werden für die Aufführungen aufwendig geschminkt.

te Musiktheater „Pedros Traum“ mit 12 Gitarristen und circa 20 Schauspielern im Jugendheim Viehhausen fand so viel positive Resonanz und Zuspruch, dass die weiteren Vorhaben nicht mehr zu stoppen waren.

Dank der Unterstützung einiger Eltern wagte sie sich an immer größere Projekte: „Rolfs Vogelhochzeit“ (2007), „Auszug aus dem Zoo“ (2008), das Bayerische Musical „Die Kuah, die wollt ins Kino gehen“ (2009). Die Aufführungen im Klosterstadel wurden zum Jahresevent, die Anzahl der Mitwirkenden wuchs, und aus dem Musiktheater wurden Musicals. Inzwischen waren es schon ca. 30 Schüler im Alter von 3 bis 16 Jahren. Durch die Unterstützung der Kirchenverwaltung konnte das erste Mal mit Mikrofonen und Lautsprechern gespielt werden.

Nach „Ritter Rost feiert Geburtstag“ (2010) hatte Simone Schmid den großen Durchbruch mit dem Musical „Das Dschungelbuch“ (2011). Mit zwei Auf-

tritten im Klosterstadl Viehhausen sowie einer „Tournee“ nach Hemau in die Grundschule, nach Regensburg in die Schule St. Wolfgang und nach Sinzing in die Grundschule war der Erfolg nicht mehr zu bremsen. Nicht nur die Kinder, auch die Eltern und die Besucher waren neugierig auf weitere Musicals.

Es folgten „Peter Pan“ (2012), „Pippi Langstrumpf im Taka-Tuka-Land“ (2013), „Die Schöne und das Biest“ (2014) und „Winnie Wackelzahn, der kleine Vampir“ (2015). Dann kamen auch noch Weihnachtsaufführungen dazu. Kein Wunder, dass die Anzahl der Mitwirkenden ständig stieg und die Verbundenheit untereinander immer herzlicher wurde.

Ihr erstes eigenes Musical entstand aus der Gute-Nacht-Geschichte „Diese Hexe und ihr Krokodil“, die ihre Freundin Daniela Bittl-Meinelt für ihre dreijährige Tochter geschrieben hatte. Zusammen erarbeiteten sie die Bühnenfassung. Simone Schmid vollendete das Vorhaben mit zwölf selbstgeschriebenen Gesangsstücken. Der Erfolg im Juli 2016 war umwerfend! Die 85 Instrumentalisten, 50 Chorkinder, 14 Schauspieler und zahlreichen Helfer vor und hinter der Bühne erlebten ein begeistertes Publikum und stürmischen Applaus.

Parallel übernahm Simone Schmid als Vorstand der Theaterfreunde Viehhausen e.V. für vier Jahre die Kinder- und Jugendleitung und führte mit der „Jungen Bühne“ die Stücke „Drachenjagd“ (2016), „Geisterstunde auf Schloss Ballmoure“ (2017), „Die Olchis in der Schule“ (2018) und „Der Hexenbrei“ (2019) auf.

Mit der in Reimform geschriebenen Geschichte „Der schlaue Rotfuchs und das Blaufüchlein, die wollen gerne Freunde sein“ versuchte sie sich in dieser Zeit auch als Kinderbuchautorin.

Seit 2016 kommt noch die kreative Zusammenarbeit von Simone Schmid mit Irena Hönig und acht weiteren Mitwirkenden dazu. Bei „mord.meets.

gaudi“ muss das Publikum in den jeweiligen, bevorzugten Landgasthöfen mithelfen, die Mordfälle aufzuklären. Nach dem großen Erfolg der ersten Krimi-Aufführung „Wellness nach Art des Hauses“ folgten weitere Eigenkreationen wie „Ein Skelett trägt Amulett“, „Wurstsalat und Donauwellen“, „Hopfen im Blut“ und „Bayerisch Gourmet – Blutwurst Parfait“. Die Wirtshauskrimis sind gespickt mit bayerischem Charme und jeder Menge Humor.

2017 ging es mit dem Kinder-Musical „Der Räuber Hotzenplotz“ auf den Bühnen der Waldkindergärten Pielenhofen und Sinzing weiter. Das Musical „Momo“ (2018) wurde in der Mehrzweckhalle in Viehhausen aufgeführt. Ich konnte mir damals gar nicht vorstellen, was mich da erwartet. Mit der Annahme – na ja, eben ein Kinderstück zu sehen, bin ich hingegangen und mit der Erkenntnis, etwas Großartiges gesehen zu haben, bin ich anschließend wieder nach Hause gegangen. Natürlich haben wir, die Zuschauer, nichts von den Schwierigkeiten mit dem Verlag um die Spielerlaubnis mitbekommen. Wir haben ja nur das Ergebnis gesehen. Herr Dr. Feuerer hat da einige Steine aus dem Weg geräumt. Für uns war das Stück, so wie es war, mit den Liedern, die Simone dazu geschrieben hat, so vollkommen, dass wir uns vor Begeisterung nicht auf den Stühlen halten konnten. Die aufwendige Vorarbeit zum Video mit den „Grauen Herren“, die mit den Pappas der Kinder in der Uni Regensburg aufgenommen wurde und an die Bühnenwand projiziert wurde, war nur eine der vielen technischen Tricks und Spielereien. Simone Schmid betont immer wieder das „Wir“ bei ihren Erzählungen. So z.B. schminkt Nicole Schnetter seit fünf Jahren die Kinder, und Lydia Hasenörl und Heike Sedlmeier sind für Kostüm und Requisiten zuständig. Markus Reinold macht den kompletten Bühnenbau und kümmert sich um die Bild- und Film-Technik, Tom Stegeli macht die Tontechnik und



Abb. 4: Simone Schmid mit Markus Reinold (links) und Thomas Stegeli (rechts), die sich um Bühnenbau, Film-, Bild- und Lichttechnik kümmern.

die Liedaufnahmen und stellt hierfür sein Ton-Studio zur Verfügung, und Christoph Adler ist mit der Elternband das Sahnehäubchen eines jeden Auftritts. Aber auch die stetige Hilfe der Eltern ist dringend nötig und Simone Schmid weiß das sehr zu schätzen. Wie wichtig die Unterstützung von unserem Bürgermeister Patrick Großmann ist, weiß nur, wer die Probleme im Hintergrund kennt. Er hat tatsächlich jede Aufführung besucht, und als sich die Pforten vom Klosterstadt schlossen, hat er sofort Unterstützung zugesagt und die Tore zur Mehrzweckhalle geöffnet. Stünde er nicht so felsenfest hinter Simone Schmid, wäre es sehr viel schwerer gewesen, einen anderen Spielort zu finden. Das alles gilt auch für den „Zauberer von Oz“ (2019), der wieder in der Mehrzweckhalle aufgeführt wurde. Die Ideen für die Bühnengestaltung waren dieses Mal noch reichhaltiger: So wurden 500 Luftballons aufgeblasen, die als Regenbogen über der Bühne hochgezogen



Abb. 5:  
Die Hauptdarsteller  
beim „Zauberer von  
Oz“, 2019

gen wurden. Die auf dem Trampolin gefilmten Kinder wirkten auf der Leinwand, als würden sie fliegen. Und am Ende der tosende Applaus! Nicht nur den Kindern schlugen die Herzen höher vor Freude, den Zuschauern ebenso! Man kann sich gar nicht vorstellen, wie die Kinder die vielen langen Proben durchgestanden haben. Es war sicher nicht immer leicht, die Texte für die Spieldauer von zweimal 50 min einzustudieren. Aber jetzt sind die Kinder, die Mamas und Papas, die Großeltern und die restliche Verwandtschaft überzeugt: Mein Kind hat das geschafft und schafft auch noch andere Sachen! Das gemeinsame Erarbeiten eines Stückes hat ihnen gezeigt, dass man für sein Ziel durchhalten muss. Simone Schmid schafft es, mit den von ihr geschriebenen Stücken den Kindern trotzdem einen eigenen Blick und viel Spielraum für die Sache zu lassen. Das ist ein Geschenk, das ihnen im Leben weiterhelfen kann.

So ist auch die Jury des Kulturpreises des Landkreises Regensburg zu dem Schluss gekommen, dass Simone Schmid mit ihrem außergewöhnlichen Ansatz das kulturelle Leben im Landkreis Regensburg ungemein bereichert, und hat sie deshalb mit ihrer Musikschule „Leticia la Musica“ absolut verdient mit dem Jugendkulturpreis 2020 ausgezeichnet!

Eines betonte aber Simone am Ende unseres Gespräches besonders. Die Grundlage für ihr aktives, kreatives und buntes Leben ist und bleibt eine verständnisvolle Familie, die ihre kreativen „Spinnereien“ mit einem Augenzwinkern unterstützt und mit viel Liebe trägt bzw. erträgt. Ihr Mann und ihre Kinder schaffen für sie die Atmosphäre, die sie braucht, um all ihre Ideen verwirklichen zu können. Dafür ist sie sehr, sehr dankbar!

Liebe Simone, es ist schön, Dich in unserer Gemeinde zu haben, und wir hoffen, dass es so bleibt! Ich freue mich für Dich, dass nun unsere Landrätin, Frau Tanja Schweiger, Dir und deinen Mitstreitern den Jugendkulturpreis des Landkreises Regensburg 2020 überreicht.

Herzlichen Glückwunsch!

*Ich freue mich sehr über die Auszeichnung, und auch die Kinder sind total begeistert und unheimlich stolz auf den Jugendkulturpreis! (Simone Schmid)*



Abb. 1:  
Herbert Ehrl bei  
der Probenvorberei-  
tung, 2020

Tobias Lehner

## Herbert Ehrl

Laudatio auf den Kulturpreisträger für das Lebenswerk 2020

Seit Jahrzehnten engagiert sich Herbert Ehrl aus Beratzhausen unermüdlich und mit großer Leidenschaft für die Volks- und Blasmusikkultur im Regensburger Land.

Herbert Ehrl wurde im April 1951 als Sohn der Eheleute Johann und Maria Ehrl geboren. Schon als Kind war er musikbegeistert. Was auch nicht verwunderlich ist, denn sein Vater, in Beratzhausen auch „Gassn-Schuasta“ genannt, spielte anfangs Zither, seine Mutter Maria war im Kirchenchor aktiv, sein Opa spielte Geige und sein Onkel war Kontragarist einer Schrammelmusik. Schon sehr früh hörte Ehrl gern Radio und gab mit Kochlöffel und Topf den Takt an. Etwas ganz Besonderes war es für ihn immer, wenn die „alte Beratzhauser Kapelle Frank“ am Tag vorm Prangertag durch die Straßen zog. Einmal durfte er dabei sogar den Wagen der großen Trommel ziehen.

Die Kapelle Frank bestand Anfang der 1960er Jahre nur noch aus ca. zehn älteren Musikanten, und es mussten immer öfter Aushilfen aus Regensburg angefordert werden. Diese Handhabung wurde mit der Zeit sehr kostspielig, weshalb dem Leiter der Kapelle, Ludwig Lamml, der Gedanke kam, dass man fünf junge Musikanten in verschiedenen Instrumenten ausbilden sollte, um die Lücken der Kapelle aufzufüllen.

Die Idee Lammls stieß in Beratzhausen auf so großes Interesse, dass aus den ursprünglich geplanten fünf jungen Musikanten eine eigene Knabenkapelle mit ca. 30 Musikanten entstand.

Auch Herbert Ehrl sowie sein Bruder Johann erfuhr von diesem Vorhaben. Sie machten sich zusammen mit ihrem Vater und dem Wunsch, Posaune zu lernen auf den Weg in die „obere Gass“ zu Ludwig Lamml. Im Wohnzimmer mussten sie zuerst etwas vorsingen, anschließend wurde die Instrumentenfrage gestellt. Der Bruder Johann war etwas lebhafter und brachte seinen Wunsch zuerst vor. Herbert erfuhr daraufhin, dass in der Knabenkapelle nur noch eine Posaune benötigt wird, weshalb er besser das Flügelhorn erlernen sollte. Von dieser Vorstellung war er zunächst gar nicht begeistert. Er stellte sich mit dem Begriff Flügelhorn ein „verdrahts Horn“ vor, und dieser Gedanke nahm ihm zunächst die ganze Vorfreude.

Voller Skepsis fuhr er mit Bruder und Vater anschließend nach Regensburg zum Musikhaus Fritz. Doch als Herbert das Flügelhorn sah, begann mit den Worten „des is ja an Trompetn“ und mit einer Grundausrüstung aus Instrument, Notenständer, Flügelhornschule, Mundstück und Koffer für insgesamt 300 DM seine große Leidenschaft. Das erste Mundstück von damals wurde bis zum heutigen Tag ein treuer Begleiter von Herbert Ehrl.

Der Unterricht fand ab Herbst 1962 in Satzproben mit bis zu sechs Musikanten im Wohnzimmer von



Abb. 2: Die Jugendblaskapelle Beratzhausen unter der Leitung von Ludwig Lamml, 1965. Herbert Ehrl ist der Dritte von links.

Ludwig Lamml statt. Auch die Gesamtprobe wurde im Hause Lamml abgehalten. Hierzu wurden von der umliegenden Nachbarschaft die Stühle zusammengetragen. Zeitgleich begann am Goethe-Gymnasium für den späteren Mathematik- und Physiklehrer der ca. achtjährige Violine-Unterricht. Laut Ludwig Lamml war Herbert ein sehr talentierter, aufmerksamer und gewissenhafter Schüler, der an seinem Flügelhorn von Anfang an „seinen Mann“ stand. Am 1. Mai 1963 fand der erste Auftritt der Knabenkapelle Beratzhausen statt. Sehr bald entwickelte sich Herbert Ehrl zu einem sattelfesten Satzführer. In den nächsten Jahren sammelten die jungen Musikanten unter der Leitung von Ludwig Lamml als Festkapelle wertvolle Erfah-

rungen. Teilweise spielten sie dabei von Freitag bis Montag durch.

Die Grundausbildung der Bundeswehr leistete Herbert Ehrl in Oberviechtach ab. Von Anfang an bestand sein Wunsch, bei der Militärmusik vorzuspielen. Dies blieb ihm aber zunächst verwehrt, denn er wurde als Vermesser nach Hemau versetzt. Obwohl er seine Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, wurde er schließlich doch noch nach Regensburg zum Vorspielen beim Heeresmusikkorps IV zitiert. Er musste einige Tonarten zum Besten geben, anschließend folgte noch ein Vortragsstück, was für ihn kein Problem war. Er bezeichnete sich selbst bei einem persönlichen Gespräch auch als „Notenfresser“. Er überzeugte

beim Vorspielen so sehr, dass ihm gleich angeboten wurde einzusteigen. Ihm müsse jedoch klar sein, dass er als Militärmusiker als Gefreiter keine Beförderungsmöglichkeiten mehr hatte. Dies war aber für Herbert Ehrl kein Hindernis, und so holte er sich als Soldat auf Zeit in den nächsten zwei Jahren seinen musikalischen „Schliff“. Während dieser Zeit nahm er für ein halbes Jahr Klavierunterricht.

Zwischenzeitlich übernahm Ludwig Lamml auch in anderen Kapellen Verpflichtungen bei der Nachwuchsausbildung und so wollte er die Beratzhausener Knabenkapelle in die Selbstständigkeit entlassen. Die damals etwa 20 Mann starke Kapelle war sich einig, dass die Nachfolge als Kapellmeister der Musikanter in ihren Reihen übernehmen sollte, der das beste musikalische Können aufwies. So übernahm Herbert Ehrl im Frühjahr 1973 die musikalische Leitung der Blaskapelle Beratzhausen, und dabei blieb es bis zum heutigen Tag. Zunächst wurden zu Auftritten immer wieder die Noten bei Ludwig Lamml abgeholt und zurückgebracht. Im Laufe der Zeit erstellte aber Herbert Ehrl für seine Kapelle ein eigenes Programm und entwickelte dabei auch einen eigenen gefühlvollen und lebendigen Musizierstil. Durch mehrmalige Aushilfe bei der Kapelle „Saulocker“ und auch auf Anregung des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Adolf Eichenseer entwickelte sich bei Herbert Ehrl immer mehr die Begeisterung zur Volksmusik. Damit verbunden ist auch die Begleitung der Volkstänzer und der Schuhplattler. Da aber hier zunächst auch das Notenmaterial fehlte, begann er bereits als junger Kapellmeister mit nur einer vorliegenden Akkordeonstimme Stücke für seine Kapelle zu arrangieren. Zuerst ergänzte er einfach die Hauptstimme mit einer zweiten Stimme. Für die Klarinetten wurden die vorhandenen Stimmen oktaviert. Im Laufe der Zeit gewann er an Erfahrung und schrieb auch gekonnt Nebenmelodien dazu.

Als Arrangeur wirkte Herbert Ehrl meist ehrenamtlich, vor allem, wenn es darum ging, feierliche Anlässe und Festakte mit Hymnen und Chorälen feierlich zu gestalten. Konzertante oder klassische Musikstücke und auch Volksweisen aus überlieferten Schriften hat er für seine Musikanten oder mitwirkenden Chöre und Bläsergruppen zurechtgezimmert. Er verfügt auch über ein unglaubliches Wissen über Kirchenmusik.

Im Laufe der Zeit entsprangen einige Eigenkompositionen aus der Feder des „Karajan des Labertales“, wie er oft in der regionalen Presse betitelt wurde. Beispielhaft möchte ich hier den Schwabacher Goldschlägermarsch nennen, aber auch die Holzhausener Polka, welche er eigens für die Eröffnung des Trachtenkulturzentrums in Holzhausen bei Landshut komponiert hat.

*Als ich, nichtsahnend ans Telefon eilend, von Dr. Thomas Feuerer mitgeteilt bekam, dass der Landkreis Regensburg den Kulturpreis für das Lebenswerk an mich verleihen wolle, war ich zuerst nicht nur sehr überrascht, sondern auch etwas erschrocken. Erschrocken vor allem, weil sofort Zweifel aufkamen, ob ich eine solche Auszeichnung wirklich verdient hätte. Es gibt in unseren Landkreis bestimmt kulturell engagierte Bürgerinnen und Bürger, die für diesen Preis eher in Frage kämen. Ich habe doch nur die mir vielleicht in die Wiege gelegte musikalische Begabung sinnvoll genutzt und versucht, an andere auf vielfältige Weise weiterzugeben. Hier möchte ich meine Blaskapelle Beratzhausen nicht unerwähnt lassen, ohne die vieles wahrscheinlich nicht möglich gewesen wäre und die gewiss zu dieser Ehrung mit beigetragen hat. Trotz meiner anfänglichen Bedenken überwiegt nun aber doch die Freude. Herzlichen Dank dem Landkreis Regensburg für die mir entgegengebrachte Wertschätzung durch die Verleihung des Kulturpreises für das Lebenswerk, das hoffentlich, so Gott will, noch lange währt!*



Abb. 3: Die Stadtkapelle Hemau unter der Leitung von Herbert Ehrh, 1989

Kinder und Jugendliche für die Blasmusik zu begeistern, war stets ein Anliegen von Herbert Ehrh. Vielfach gab er jungen Trompetern Einzelunterricht. In den 1990er Jahren konnte er auch eine 30-köpfige Jugendkapelle der Beratzhausener ausbilden. Darüber hinaus war er acht Jahre der musikalische Leiter der Stadt- und Trachtenjugendkapelle Hemau, wie die Stadtkapelle damals bezeichnet wurde. Außerdem leitete er als Dozent für den Landesverein für Heimatpflege sowie auch für den Nordbayerischen Musikbund Seminare für Volks- und Blasmusik und

konnte so sein Wissen an Interessierte weitergeben. Bereits in den Jahren 1977 bis 1981 beeindruckten die Beratzhausener mit einer äußerst musikalischen Leistung die Jury der Mittelbayerischen Blasmusikwettbewerbe. Mit seinen 19 Musikanten holte Ehrh sich damals fünf Mal erste und zweite Preise als konzertantes Blasorchester – und das gegen eine oft personell übermächtige Konkurrenz in Orchesterstärke – und in einem daneben laufenden Volksmusikwettbewerb fünf Mal erste Preise in einer neunköpfigen Volksmusikbesetzung. Seit 1994 sind die Beratzhausener auch die



Abb. 4: Die Blaskapelle Beratzhausen unter der Leitung von Herbert Ehrl in Volksmusikbesetzung, 2013

Gautrachtenkapelle des Oberpfälzer Gauverbandes. Seitdem sind die Musikanten in langjährigen Freundschaften mit Trachtlern aus der Oberpfalz, aber auch aus ganz Bayern verbunden. Der Gewinn des ältesten bayerischen Volksmusikpreises, den Zwieseler Fink 2006, ist ein weiteres Zeugnis Herbert Ehrls musikalischer Führungsqualitäten.

Ich persönlich lernte Herbert vor gut 25 Jahren durch die Trachtenbewegung kennen. Anfangs als musikalischer Begleiter von Plattler- und Volkstänzen, später auch durch die gemeinsame Gestaltung von

Sitzweilen und Marien-, Passions- und Adventssingen. Auch in meiner Funktion als Kreisvolksmusikpfleger fand ich mit unserem Herbert einen treuen Unterstützer und Wegbegleiter. Ich möchte ihm für sein jahrzehntelanges Wirken zum Erhalt unserer Volks- und Blasmusik ein großes „Vergelts Gott“ aussprechen. Niemand hätte den Kulturpreis fürs Lebenswerk mehr verdient als Herbert Ehrl. Ich wünsche ihm noch viele Jahre im Kreise seiner Musikanten und seiner Trachtler.



*Abb. 1:  
Leonhard Deininger war von  
1948 bis 1978 Landrat des Land-  
kreises Regensburg.*

Markus Bauer

## Leonhard Deininger

Redner. Macher. Gestalter.

Leonhard Deininger (1910–2002) war von 1948 bis 1978 Landrat des Landkreises Regensburg und prägte unsere Region in der Nachkriegszeit entscheidend mit. Dass er dieses Jahr seinen 110. Geburtstag hätte feiern können, war der Anlass, der Person Leonhard Deininger nachzuspüren.

**Anstelle einer Einführung:**

**Zwei Anekdoten über Landrat Leonhard Deininger**

Der weit über die Ortsgrenzen Beratzhausens hinaus bekannte Schreiner Josef „Sepp Sepp“ Meier war von 1971 bis 1976 Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr Beratzhausen. In dieser Funktion hatte er mit Landrat Leonhard Deininger etwas zu besprechen und wartete frühzeitig vor dem Büro des Landkreischefs. Da kam Deininger, wohl von einem anderen Büro, auf Meier zu und stellte ihn zur Rede, warum er hier herumstehe und nicht seiner Arbeit nachgehe. Der „Sepp Sepp“ war zuerst etwas überrascht, aber schnell klärte sich im Gespräch der Irrtum Deiningers. Die zu behandelnden Angelegenheiten konnten anschließend in einer guten Atmosphäre geklärt werden.

Ähnlich die Episode, die dem ehemaligen Landratsamts-Mitarbeiter Karl Mooser in Erinnerung ist: Eine Frau betrat kurz nach halb acht Uhr das Landratsamt. Landrat Deininger wählte diese als Mitarbeiterin und schimpfte wegen des Zuspätkommens. „Wenn Deininger im Sprachfluss war, musste man warten, bis er Luft schnappte“, schildert Mooser. Als die Frau klarstellte, dass sie nur Besucherin sei und am Passamt etwas zu erledigen habe, ging Deininger mit ihr gleich zum Passamt und wies die Mitarbeiter dort an, die Frau sofort zu bedienen.

**Eine markante Persönlichkeit:**

**Vielschichtiger Charakter für vielseitige Politik**

Zwei kurze Begebenheiten, die bereits etwas vom Charakter, den Wesensmerkmalen, ja den Ecken und Kanten Leonhard Deiningers offenbaren. In Gesprächen mit Zeitgenossen werden fast immer zwei Eigenschaften genannt: die Sparsamkeit und die Rhetorik. Zwei für einen Politiker der Nachkriegsjahre, der zudem – gewählt und qua Amt – in vielen auch überregionalen Funktionen und Tätigkeitsfeldern aktiv war, verständliche Charakterzüge.

Um die Persönlichkeit, ja die Eigenarten des von 1948 bis 1978 wirkenden Regensburger Landrats soll es in diesem Beitrag gehen. Und das sind weit mehr als die beiden bereits genannten. Um nämlich gut 30 Jahre als Landrat eines vor der Gebietsreform (1971 bis

1980) kleineren und dann vergrößerten Landkreises Regensburg erfolgreich zu sein, bedarf es vieler weiterer Veranlagungen. Ganz zu schweigen von Deiningers zeitweise weiteren Ämtern als Regensburger Stadtrat, Landtagsabgeordneter und Senator bzw. als Kreisvorsitzender der Christlich Sozialen Union im Landkreis Regensburg. Hier greifen dann natürlich besonders mit Parteipolitik verbundene Charakterzüge (oder Strategien).

Es ist zu differenzieren: Deiningers Umgang mit Personen bzw. dem Personal im Landratsamt und sein Gebaren gegenüber Mitgliedern der eigenen Partei bzw. denen anderer Parteien. Und seine Kommunikation mit Politikerkollegen im Kreistag und auf anderen politischen Ebenen. Die einzelnen Bereiche hatten natürlich völlig verschiedene Themen zum Inhalt, weshalb sich Deininger auch entsprechend unterschiedlich verhielt. Schließlich sind die Charakterzüge und Wesensäußerungen den Zeitumständen geschuldet: Nachkriegszeit, Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Studentenunruhen, Entspannungspolitik usw., um nur ein paar zentrale Begriffe zu nennen.

### **Biografisches zu Leonhard Deininger**

Da dieser Artikel vor allem die Person Leonhard Deininger beleuchten sollte, werden seine Vita sowie die beruflichen und politischen Stationen und Leistungen nur skizzenhaft beschrieben:

Er war ein gebürtiger Regensburger, in der Donau- und Domstadt erblickte er am 11. November 1910 das Licht der Welt. Nach der damals achtjährigen Volksschule absolvierte er von 1924 bis 1929 eine Lehre als Anwaltsgehilfe und war danach kurz Hilfskraft für die zwei konservativen Abgeordneten (Bayerische Volkspartei) im Bayerischen Landtag Wolfgang Prechtel (Stimmkreis Parsberg-Neumarkt) und Hans

Rauch (Stimmkreis Tirschenreuth-Waldsassen). Während dieser Zeit fand Deininger vor allem Gefallen an der journalistischen Tätigkeit, da er in diesem Jahr auch Berichte und Beiträge für den Regensburger Anzeiger schrieb. Diese Betätigung sollte in den nächsten zehn Jahren sein Broterwerb werden – von 1929 bis 1934 beim Chamer Tagblatt und dann bis 1940 beim Bayerischen Anzeiger (früher Regensburger Anzeiger). Mit dem Motorrad fuhr er von Termin zu Termin, um die Berichte dann zeitnah abarbeiten zu können. Kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs heiratete er am 29. November 1939 Katharina Stadler, ab 1940 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen – zunächst vor Ort in Regensburg, dann zum Nachrichtenersatzbataillon in Nürnberg-Stein. Noch Anfang 1945 wurde er mit einigen Kameraden an die Italienfront abkommandiert, von dort ging es bis 1947 in französische Kriegsgefangenschaft. Zurück in Regensburg wollte er wieder seine journalistische Arbeit aufnehmen, doch für ihn war kein Platz. Dafür erhielt er eine Stelle im Wohnungsamt des Landratsamtes, wo die Unterbringung der Heimatvertriebenen aus dem Sudetenland zu seinen Haupttätigkeiten gehörte. In dieser Zeit etablierte er sich in seiner Arbeit und empfahl sich für höhere Aufgaben. Aber auch in der CSU gewann er an Vertrauen, zumal der ebenfalls bereits vom Kreistag gewählte bisherige Landrat Dr. Georg von Mallinckroth sich wohl zu sehr mit den Linken verstand. Kurzum – Leonhard Deininger wurde am 1. Juni 1948 mit 24 gegen 18 Stimmen vom Kreistag zum Landrat von Regensburg gewählt, ein Mitarbeiter des Landratsamtes löste damit seinen Chef ab. Eine zumindest für damals wohl nicht alltägliche Konstellation.

Später hat es Deininger sehr gewurmt, dass er die 30 Jahre Dienstzeit als Landrat nicht vollmachen konnte. Denn er hatte dieses Amt exakt 29 Jahre

und elf Monate inne, am 30. April 1978 endete seine Ära. Andererseits hat er dem Landratsamt durch weitere damals noch mögliche parallele politische Ämter Kraft verliehen. So war er als Regensburger vom 1. Juli 1948 bis 30. November 1959 auch Stadtrat in Regensburg, von 1958 bis 1970 war er Mitglied des Bayerischen Landtags und von 1972 bis 1977 Mitglied des Bayerischen Senats. Darüber hinaus fielen ihm als Landrat Mitgliedschaften in diversen Verbänden und Zweckverbänden im regionalen, überregionalen Bereich bis hin zur bayernweiten Sphäre zu. Diese Ämter waren mit viel Präsenz außerhalb des Landratsamtes und des Landkreises verbunden, sodass Deininger an mehreren Tagen in der Arbeitswoche gar nicht oder lediglich in den frühen Morgenstunden und späten Nachmittagsstunden im Amt war, um die anfallenden dringenden Arbeiten, Korrespondenz und Gespräche zu erledigen. Nicht unerwähnt sei, dass er ab 1947 Mitglied der CSU und auch der CSU-Kreisvorstandschafft war, davon von 1965 bis 1978 Kreisvorsitzender mit entsprechender Position.

Auch nach dem Ende seiner politischen Laufbahn wurde Deininger – solange es ihm gesundheitlich möglich war – gerne zu Partei- und gesellschaftlichen Veranstaltungen eingeladen. Diese bereicherte er nicht nur durch seine Anwesenheit, sondern vor allem durch seine hochgestochenen Reden. Am 17. September 2002 verstarb er im 92. Lebensjahr in einem Seniorenheim in Neutraubling. Seine letzte Ruhe fand er im Friedhof in Tegernheim, wo er von 1965 bis 2000 lebte.

### **Vorgehensweise: Interviews mit Zeitzeugen**

Natürlich kommen im Buch von Reiner Vogel (Leonhard Deininger. Ein Leben am Steuerrad des Landkreises Regensburg, Hemau 1999) auch die Wesens-

eigenschaften Deiningers immer wieder zur Sprache. Doch richtig lebendig werden solche Ecken und Kanten erst durch die eine oder andere Anekdote bzw. Schilderungen aus dem Alltag. Und solche sind meist nicht niedergeschrieben, sondern nur in den Köpfen der Zeitgenossen Deiningers, Mitarbeiter im Landratsamt, Kreistagsmitglieder, Kommunalpolitiker, präsent. Zeitzeugen aus den ersten 20 Jahren der drei Jahrzehnte von Deiningers Wirken als Landrat sind bereits verstorben. Anzusprechen waren daher Personen, die in den Jahren ab Ende der 1960er Jahre mit Leonhard Deininger zu tun hatten und sich auch heute noch gut daran erinnern können. Da diese aber ganz unterschiedliche Zugänge zu Deininger hatten, vermischen sich mitunter persönliche Erlebnisse mit Narrativen und Schilderungen, die – wie bei diesen Elementen üblich – durch mehrmaliges Erzählen ein wenig an Übertreibung gewinnen, nicht immer also die „reine Wahrheit“ wiedergeben. Aber bei der Beschreibung von Charaktereigenschaften geht es ja primär um Werte – und diese werden deutlich, egal ob unter- oder übertrieben.

### **Der Vollblutpolitiker:**

#### **Große Schaffenskraft und Wille, etwas zu gestalten**

„Er war Politiker mit Leib und Seele.“ Diese wohlge-merkt vom langjährigen Pettendorfer SPD-Gemeinderat Peter Borschleigl stammende Charakteristik gilt sicher über alle Parteigrenzen hinweg. Der sozialdemokratische Kommunalpolitiker nennt aber auch die (Hinter-)Gründe für den Vollblutpolitiker Deininger. „Er hat alle Fäden in der Hand gehabt, er war durch seine verschiedenen Funktionen bestens in allen Bereichen informiert. Und er hat im Voraus schon gewusst, was geht – und was nicht. Im Gegensatz zu anderen Leuten war er immer einen Schritt voraus“.



Abb. 2:  
Leonhard Deininger übergibt den Schlüssel an seinen Nachfolger Landrat Rupert Schmid.

Als Mitglied des Landtags und später des Senats hatte Deininger natürlich in vielen Bereichen einen Wissensvorsprung, und er kannte das Entstehen bzw. Drumherum von Gesetzen und Verordnungen. Überliefert – in unserem Fall von Karl Mooser – ist Deiningers Bemerkung zu einer Mitarbeiterin, hier sinngemäß zitiert. „Wenn Sie wüssten, wie die Gesetze gemacht werden, würden Sie nicht so viel Respekt davor haben!“ Daher klammerte er sich nicht so sehr an den Wortlaut. Ihm war vielmehr wichtig, die Gesetze mit etwas Abstand zu betrachten und dann zugunsten des Landkreises auszulegen. Wenn es neue Gesetze

gab, mussten die für den einzelnen Mitarbeiter wichtigen Paragraphen per Hand abgeschrieben werden. Der damals einzige Kopierer stand in der Zulassungsstelle, und dieser sollte geschont werden – eine Folge von Deiningers Sparsamkeit.

Was war in den gut drei Jahrzehnten zu schaffen, zu gestalten. Maria Eichhorn bringt es auf den Punkt: „Die Beseitigung der Wunden des Weltkriegs und der Wandel von der eher landwirtschaftlichen Prägung hin zu Dienstleistung, Gewerbe und Handel.“ Besonders der Auf- und Ausbau von Infrastruktur war hierfür die Grundvoraussetzung. Hans Zelzner, der frühere Regenstauer Bürgermeister und stellvertretende Landrat in Deiningers letzter Amtsperiode, betonte im Herbst 1999 bei der Vorstellung des Deininger-Buches von Reiner Vogl, dass eine positive wirtschaftliche Entwicklung nur durch eine gute Struktur des Straßennetzes zu erreichen sei. Die verkehrsmäßige Erschließung des Landkreises sieht auch Karl Mooser – neben dem Aufbau der Feuerwehren mit entsprechender Ausstattung – als zentrale Leistungen Deiningers. Dies bestätigt auch der Schierlinger Otto Gascher für die Zeit während und nach der Gebietsreform. „Das hat Deininger ganz toll gemacht: er hat die neuen äußeren Bereiche – Schierling, Hemau und Kallmünz – beim Kreisstraßenbau sofort in die Dringlichkeitsliste aufgenommen. Bei uns in Schierling war nun möglich, was viele Jahre im Landkreis Mallersdorf unmöglich war. Er hat damit im neuen Landkreis in der Infrastruktur, hier im Straßenbau, beste Arbeit geleistet.“ Auch wenn Gascher in diesem Kontext rückblickend auf einen Disput mit Deininger hinweist. Denn der Landrat pflegte die Prämisse, dass der Landkreis zwar den Bau der Kreisstraßen zahlt, für den Grunderwerb aber die jeweilige Kommune aufkommen müsse. In den bisherigen Landkreisen schien dies anders gelaufen zu sein. „Das war eine der

ersten unterschiedlichen Positionen. Aber – Deininger hat sich dem dann gebeugt“, fasst der frühere Schierlinger Bürgermeister zusammen. Bei guten Argumenten ließ sich Deininger durchaus überzeugen.

Weitere wichtige Themen waren die Gründung vieler Zweckverbände, in denen Deininger dann oft auch an verantwortungsvoller Position saß, die Mitwirkung bei der Gründung der Universität Regensburg, die Ansiedlung von Gewerbe- und Industriebetrieben und damit die Schaffung von Arbeitsplätzen sowie – auch vor dem Hintergrund seiner Tätigkeit im Landratsamt Regensburg von 1947 bis 1948 – die Förderung der Vertriebenengemeinde Neutraubling. Deininger selbst sagte 1999 dazu: „Für Neutraubling konnte viel positive Stimmung geweckt werden. Heute ist Neutraubling ein Schwerpunkt im Landkreis Regensburg“. Kurz vor seinem 90. Geburtstag begab sich Deininger mit seiner Gattin in die Obhut des BRK-Seniorenheims in Neutraubling, wo er seine letzten zwei Lebensjahre verbrachte.

Natürlich setzte sich Deininger auch für die eigenen Einrichtungen des Landkreises ein. Der frühere langjährige Direktor des Kreiskrankenhauses Wörth a. d. Donau Heinrich Karl merkt an, dass sich der Landrat – auch in den Jahren seines Ruhestandes – möglichst in eben diesem Krankenhaus behandeln ließ. Auch Karl Mooser unterstreicht dies. „Er wollte, dass die Kreiskrankenhäuser benutzt werden, obwohl die Verwaltung darauf keinen Einfluss hatte. Aber Deininger hat dazu angehalten, dass man auf den Landkreis schaut und Landkreiseinrichtungen entsprechend genutzt werden.“

Leonhard Deininger kann also zu Recht als Vollblutpolitiker mit einer hohen Schaffenskraft und einem großen Gestaltungswillen bezeichnet werden. Peter Borschleagl bringt es auf den Punkt: „Er ist wahrscheinlich als Landrat oder Politiker geboren

worden, weil seine Leistungen und sein Wirken einfach unglaublich waren – vor allem für mich als jungen Kommunalpolitiker ohne Erfahrung. Deininger war ein totaler Praktiker, weniger – wie sein Nachfolger – ein Verwaltungsmensch. Und er hat sich im Landratsamt schon seine Leute zusammengestellt, wer in sein Konzept passt“.

### Unglaubliche Personenkenntnis?

Was die Fläche betrifft, war der Landkreis Regensburg bis zur Gebietsreform zwar kleiner – aber er umfasste weit mehr Gemeinden, darunter auch viele ganz kleine. Nach der Gebietsreform war das Verhältnis umgekehrt, weniger Gemeinden bzw. neu gegründete Verwaltungsgemeinschaften und eine größere Fläche. Der Großteil der Bürgermeister gehörte der CSU an. Da Deininger von 1965 bis 1978 auch Kreisvorsitzender dieser Partei war, hatte er natürlich in dieser Funktion auch zu den Parteivorsitzenden (oft in Personalunion auch Bürgermeister) Kontakt. Somit hat er diese Funktionsträger gekannt – aber darüber hinaus noch weit mehr. Inwieweit die Äußerung von Karl Mooser – „Er hat den ganzen Landkreis persönlich gekannt.“ – gelten mag, lässt sich im Nachhinein schwer überprüfen. „Er hat sich scheinbar die Personen für ewig eingepägt. Es hat wenig Bürger gegeben, die er nicht irgendwie einordnen hat können“, stellt Mooser fest. Die gute Personenkenntnis und -zuordnung bestätigt auch Siegfried Schulz für das Personal im Landratsamt. „Im alten Landratsamt hat er sicher alle Mitarbeiter gekannt, das war überschaubar. Im neuen Landratsamt, wo dann auch kontinuierlich das Personal aufgestockt wurde, war es schon schwieriger“, meint der frühere Personalchef. Mit Sicherheit hat Deininger die direkt mit ihm korrespondierenden Abteilungsleiter gut und persönlich gekannt. Eini-

ge überlieferte Anekdoten, in denen er Besucher für Mitarbeiter hielt, stehen eher für das Gegenteil. Aber er war – und das bestätigen viele Zeitgenossen – ein Menschenkenner. Personen kennen und Menschenkenntnis sind halt doch zwei Paar Stiefel.

### **Journalist und Berichterstatter – in eigener Sache aktiv**

Mehr als zehn Jahre vor seiner Einberufung zum Wehrdienst im Zweiten Weltkrieg war Leonhard Deininger als Journalist tätig. Ein Beruf, der ihn dann auch später als Landrat nicht ganz losgelassen hat. Eine Stabsstelle „Pressereferent“ gab es zu Zeiten Deiningers noch nicht, denn diese Aufgabe erledigte der Landrat selbst. „Der Pressesprecher von Deininger war der Deininger“, stellt der spätere Kulturreferent und Pressesprecher des Landkreises Wolfgang Brandl fest. Und nicht nur er berichtet, dass am Abend nach den Versammlungen – egal ob parteipolitische oder kommunale – Deininger in seinem Büro noch die Berichte auf seiner Schreibmaschine geschrieben hat. Wenn er damit fertig war, fuhr der Fahrer die Manuskripte zu den Redaktionen des Tagesanzeigers und der Mittelbayerischen Zeitung in Regensburg und zum Hauptbahnhof, wo sie dann mit dem Postbus nach Straubing gebracht wurden, damit auch in der Donau-Post (Ausgabe des Straubinger Tagblatts bzw. der Landshuter Zeitung für die Stadt Regensburg und den südlichen Landkreis Regensburg) zeitnah berichtet wurde. Wolfgang Brandl hat noch eine weitere Erinnerung. Im Laufe seiner Tätigkeit am Landratsamt war er unter anderem auch enger Mitarbeiter von Rupert Schmid, unter Deininger erster juristischer Staatsbeamter und verwaltungsmäßig der Stellvertreter des Landrats. Brandl musste für Schmid immer wieder auch Pressemitteilungen schreiben, die natür-

lich auch Landrat Deininger vorgelegt wurden. Da für den Landkreischef besonders der bayerische Spruch „Niad g’schimpft ist g’lobt gnua“ zutraf, war Brandl überrascht, als eines Tages ein handgeschriebenes „Gut“ von Deininger auf einem von ihm erarbeiteten Entwurf stand. „Das war für Deininger eine Sensation“, kommentiert Brandl im Rückblick. Das hatte dann auch zur Folge, dass Brandl bei einer Sitzung der Oberpfälzer Landräte Protokollführer machen durfte. „Deininger hat sich wohl an den guten Artikel erinnert und mich gebeten, mitzufahren. Ich habe ein schönes Protokoll geschrieben und bin somit schließlich bei der Pressearbeit gelandet“, schildert der frühere Pressesprecher. Und Rupert Schmid ergänzt: „Es hat mich oft erstaunt, dass Deininger nach einem ereignisreichen Tag, nach einer Bürgerversammlung, um 10 Uhr abends noch selbst den Artikel mit der Schreibmaschine geschrieben hat.“

### **Erstklassiger Redner und Erzähler**

Es war ein weitverbreitetes, vielzitiertes und geflügeltes Wort. Legen wir es diesmal dem früheren Regenstauffer Bürgermeister Hans Zelzner in den Mund: „Leonhard Deininger war das Maschinengewehr des Landkreises Regensburg.“ Damit war in keinster Weise das militärische Gerät gemeint – Deininger war ja nur bedingt wehrdiensttauglich und auch angesichts seiner Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus eher antimilitaristisch. Beschrieben wird damit – bis heute – seine bestechende Rhetorik, seine schier unglaubliche Wort- und Redegewandtheit. „Er war ein glänzender Rhetoriker und hat gestochen gut formulieren können“, beschreibt Karl Mooser. Der Vergleich mit einem „Maschinengewehr“ sei geprägt worden, weil er so schnell gesprochen hat. „Er war ein unglaublicher Schnellsprecher – noch schneller als Hans Zelzner“,

charakterisiert ihn Peter Bornschlegl, „mitreißende, schlagfertige Reden“ hat Heinrich Karl in Erinnerung. Während und auch noch nach seiner Amtszeit waren die Gaststuben oder Säle der Wirtshäuser voll, wenn Deininger als Redner angekündigt war. „Am Schluss sind alle aufgestanden und haben geklatscht. Das war seine Stärke. Die Zuhörer waren begeistert von der Redekunst“, blickt Karl Mooser zurück. Das galt für alle Anlässe, egal ob Deininger als Landrat oder CSU-Kreisvorsitzender bzw. bei einem Jubiläum oder einer Einweihung sprach. „Ich habe ihn als Ortsvorsitzender der CSU immer gern eingeladen“, betont der frühere Beratzhausener Bürgermeister Hermann Laßleben und beurteilt Deininger als „hervorragenden Redner“. Siegfried Schulz erlebte Deininger im Alter von Mitte 80 bei einem Sommerfest des Landratsamtes im Innenhof der jetzigen Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik (bis 1969 Sitz des Landratsamtes). „Er hielt eine geschliffene Rede mit kräftiger Stimme – er war eben ein erprobter Redner.“

Neben dem Wie stimmte aber auch das Was, d. h. der Inhalt. Deiningers Ansprachen seien stets fachlich ausgewiesen gewesen, „dem hat niemand mehr was vormachen können“, betont Siegfried Schulz. Freilich muss man zwischen öffentlichen Reden und Ansprachen im Amt, bei Mitarbeiterversammlungen unterscheiden. „Wahlkampfreden sind Parteireden. Die anderen Reden und Gespräche waren sehr sachbezogen und zielführend, die oft auch im Verhältnis Chef – Petent abliefen. Aber es gab durchgehende Linien: Er sagte nie etwas Positives über einen Sozialdemokraten. Oder er hat abgebrochen, wenn es in diese Richtung gekommen wäre“, differenziert Deiningers Nachfolger Rupert Schmid. Neben der Rhetorik lenkt Schmid als langjähriger enger Mitarbeiter Deiningers auch den Blick auf die schriftliche Aus-



Abb. 3: Leonhard Deininger in den 1970er Jahren im Landratsamt

drucksweise, die er als „perfekt“ beschreibt. „Seine Handschrift war absolut leserlich“, so Schmid. In diesem Zusammenhang erinnert Peter Bornschlegl daran, dass es Deininger – trotz seiner vielen Tätigkeiten und Aufgaben – fertiggebracht habe, „das Geschenk des Landkreises für Entlassschüler, das Buch ‚Heimat Oberpfalz‘, jedes Exemplar persönlich zu unterschreiben – heute unvorstellbar!“

Deininger hatte aber auch die Fähigkeit – bis ins hohe Alter –, Ereignisse, die zum Teil viele Jahre zurücklagen, präzise zu erzählen. Maria Eichhorn erinnert sich an eine Ehrung bei der Firma Eckert, wo er aus seiner reichen Erfahrung und Arbeit erzählt hat. „Da war es mucksmäuschenstill. Er konnte spannend



Abb. 4: Das Arbeitszimmer von Landrat Deininger, 1978

und blumenreich erzählen. Es war ein Genuss, ihm zuzuhören. Und man konnte sich mit ihm auch sehr gut unterhalten, wenn er dazu aufgelegt war“, so die frühere Bundestagsabgeordnete.

### Überzeugungskraft

Landrat Deininger überzeugte als Vollblutpolitiker gerne die anderen. Aber er ließ sich – bei guten Argumenten – auch überzeugen. Vor allem Otto Gascher hat dies einige Male erlebt. Im Zuge der Gebietsreform, als die Bayerische Staatsregierung genehmigt hatte, dass Schierling aus Niederbayern ausgegliedert wurde und zum Landkreis Regensburg kommen sollte, gab es viele und vor allem intensive Gespräche auch

mit Deininger. „Von dem Zeitpunkt an hatte ich den Eindruck, dass uns Deininger als Partner voll akzeptiert hat“, blickt Gascher zurück und bemerkt, dass der Regensburger Landrat Realist war und ab diesem Zeitpunkt Schierling – wie auch Beratzhausen/Hemau bzw. Kallmünz – gerne in seinen Landkreis aufnahm.

Auch an eine andere Sache erinnert er sich, über die er mit Deininger in Streit gekommen war. Es kam zu einem sehr kontroversen Austausch der beidseitigen Argumente. „Herr Deininger schätzte nicht die Menschen, die ihm schmeichelten. Bei ihm musste man glasklar seine Position erläutern, dann kam man mit ihm klar. Ich habe Landrat Deininger sehr geschätzt, wir haben auch immer wieder Aussprachen gehabt und Dinge miteinander ausgefochten. Das war aber nicht zum Nachteil. Bei einer klaren Linie hat er auch andere Meinungen akzeptiert. Mit einer harten Haltung und guten Argumenten hat man ihn schon überzeugen können.“

Auch Rupert Schmid pflichtet dem bei. Bei seinem ersten Kontakt mit Deininger bei einer Sitzung des Zweckverbandes für Tierkörperbeseitigung – Schmid war Regierungsrat im damaligen Landratsamt Riedenburg – merkte der junge Beamte in Anwesenheit Deiningers doch tatsächlich an, dass die kleinen Landkreise in einem bestimmten Punkt gegenüber dem größeren Landkreis Regensburg benachteiligt würden. „Imponiert hat mir, dass Deininger diese Frechheit als eine positive Eigenschaft sah. So haben wir uns kennengelernt“, stellt der Landratsnachfolger Deiningers fest.

### Sparsamkeit: „Er war sein eigener Sparkommissar“

Auf diesen Nenner brachte es der langjährige Regensstauer Bürgermeister Hans Zelzner. Übereinstimmend stellen alle Gewährleute fest, dass Deiningers

Sparsamkeit weit über den Landkreis, ja im ganzen Freistaat Bayern bekannt war. Andererseits hatte der Landkreis Regensburg dank Deininger (und auch nachher) die niedrigste Kreisumlage – teilweise an erster oder zweiter Stelle in ganz Bayern, wie Otto Gascher berichtet. „Durch seine sparsame Haltung hat Deininger den Kommunen Millionen belassen und nicht abgeschöpft.“

Die Sparsamkeit begann schon bei ihm selbst – oder anders ausgedrückt: Deininger hat seine Werte auch selbst vorgelebt. Als Beispiele nennen viele der Gesprächspartner den über viele Jahre getragenen Mantel oder das Wurstbrot, das ihm bei den Fahrten nach München (meistens mit dem Zug) genügte. Maria Eichhorn erinnert sich an „höchstens ein paar Wiener“, die sich Deininger gönnte. „Aber wenn er eingeladen war, dann war es eine andere Sache. Dann konnte er sich ein richtiges Essen leisten. Da haben wir manchmal geschmunzelt.“

Aber auch im Landratsamt-Alltag nahm Deiningers Durchsetzung der Sparsamkeit häufig etwas groteske Züge an. Karl Mooser weiß zu berichten, dass Deininger nachmittags oft zur Erholung eine halbe Stunde spazieren ging. Wenn er feststellte, dass in einem Büro das Licht seiner Meinung nach unnötigerweise brannte, ging er selbst zu dem jeweiligen Mitarbeiter, drehte das Licht aus, stellte ihn zur Rede und schimpfte. „Er hat auch die Zimmer aufgemacht, wenn er dachte, dass jemand das Licht auszuschalten vergessen hat. Oder wenn er meinte, dass man zu der Tageszeit kein Licht brauche.“ Um noch kurz beim Licht zu bleiben: beim Neubau des jetzigen Landratsamtes im Jahr 1969 wurden vom Architekten am Gang eine Reihe von Lampen eingebaut. „Deininger hat jede zweite Lampe wieder ausbauen lassen, weil es ihm zu hell war und zu viel Strom kostete“, schildert Karl Mooser.



*Abb. 5: Im Vorzimmer von Landrat Deininger hielt Elsbeth Graf viele Jahre die Fäden in der Hand.*

Ein sparsamer Umgang galt auch für das Büromaterial. Interne schriftliche Korrespondenz sollte nie auf einem ungebrauchten Papier erfolgen, sondern auf der unbenutzten Seite eines alten Schriftstücks. „Man hat die Vorderseite durchgestrichen und hinten den Sachverhalt draufgeschrieben. Eine Kopie musste man beim Landrat schriftlich beantragen“, so Mooser. Beim Schriftverkehr nach außen sollten die zehn Pfennige billigeren Postkarten benutzt und der gesamte Platz beschrieben werden. „Deininger ist auch durch die Büros gegangen und hat geschaut, was in den Papierkörben weggeworfen wurde, wer also nicht sparsam mit Papier umgeht. Man hat sich überlegt, ob man ein Kohlepapier wegschmeißt, obwohl man noch nicht durchsieht“, berichtet Mooser.

Ähnliche Erfahrungen hat auch Wolfgang Brandl gemacht. „Ein neues Kohlepapier gab es erst, wenn Deiningers Sekretärin das alte, zerschriebene und völlig durchgeschlagene Kohlepapier begutachtet hatte. Und beim ersten Fotokopierer: Auch da mussten wir der Vorzimmerdame genau sagen, wofür man eine Kopie braucht“, erzählt der frühere Pressesprecher. Ähnliches galt für Bleistifte und andere Büroartikel.

Selbst beim Telefonieren wurde strikt gesparrt. Erwähnt sei, dass damals die Mitarbeiter im Landratsamt (und auch in anderen Ämtern und Behörden) grundsätzlich nicht überallhin telefonieren konnten. Telefongespräche vom eigenen Apparat waren nur im Stadtbereich möglich. „Wenn Gemeinden angerufen werden sollten, gab es sogenannte Lock-Rufe. Man musste zur Pforte gehen und brauchte einen Grund für das Telefonat“, schildert Karl Mooser. Die Bürgermeister bzw. Gemeindefunktionäre mussten dann im Landratsamt anrufen, um die Dinge zu besprechen.

Beim weiteren Austausch mit den Kommunen drang Deininger entweder darauf, dass die Bürgermeister ihre Post an der Pforte des Landratsamtes selbst abholen. Oder der Landrat nahm bei Dienstfahrten sämtliche Post für diejenigen Gemeinden mit, die sich auf der Strecke befanden. Auch die Post nach München (Ministerien usw.) nahm er selbst mit, wenn er in der Landeshauptstadt zu tun hatte. „Er hat auf die 50 Pfennig, die damals ein Brief gekostet hat, geschaut. Und er hat sich sehr darüber aufgeregt, dass die Stellen in München und Bonn nicht so sparsam waren“, resümiert Mooser.

Die Sparsamkeit bezog sich auch auf das Personal im Landratsamt. „Der Arbeitsdruck war wegen des geringen Personalbestandes sehr hoch. Aber das hat er erwartet“, bestätigt der frühere Jugendamtsleiter Mooser. „Er hat dem Personal sehr viel abverlangt“, ergänzt Otto Gascher. Und Siegfried Schulz verweist

darauf, dass unter Deininger Fortbildungen auch aus Kostengründen eher selten an der Tagesordnung waren. „Er hat in der Richtung ein paar nicht mehr zeitgemäße Marotten entwickelt“, fasst Schulz zusammen.

Als Mitte/Ende der 1960er Jahre die Maßnahmen des Landkreises im Hoch- und Tiefbau (Straßenbau, weiterführende Schulen usw.) zunahmen, und damit auch der Haushalt des Landkreises anwuchs, nahm Deininger natürlich auch an den Vergabegesprächen teil. Bei diesen Gesprächen mit den Auftragnehmern versuchte der Landrat, so die Erinnerung Wolfgang Brandls, diese nochmals im Preis zu drücken – zum Wohle des Landkreises, um die Landkreiskosten möglichst gering zu halten.

Mit Deininger Fraktur geredet hat in Sachen Sparsamkeit scheinbar nur seine „rechte Hand“ Rupert Schmid. „Das war manchmal auch für mich unverständlich, sodass ich ihm sagen musste: ‚So geht’s nicht!‘ Das hab’ ich mir später schon erlaubt“, schildert Schmid. Natürlich sieht er einen Grund in der Zugehörigkeit Deiningers zu einer ganz bestimmten Generation (Kriegserfahrung), bei der das Geld erst verdient werden musste, bevor man es ausgibt. Zwei Beispiele für den zum Teil nicht ganz so professionellen Umgang mit dem Geld seitens Deiningers erzählt Schmid. Deininger jammerte und schimpfte wieder einmal über eine Bank. Rupert Schmid, der einige Zeit auch im Bankwesen tätig war, versuchte seinem Vorgesetzten deutlich zu machen, dass auch Banken ihr Geld verdienen müssten. „Da schmeißt er mir die Kontoauszüge hin und ich stelle eine fünfstellige Zahl auf dem laufenden Konto fest. ‚Sie schenken der Bank Geld, legen Sie es doch in Festgeld an‘, hab ich ihm geraten. Da hat er ganz erstaunt getan. Dass er in der Richtung das Geld nicht sorgfältig verwaltete, das hat mich geärgert. Aber er hatte ein sonniges Gemüt zum

Geld.“ Die zweite Geschichte: Deininger kam ganz gebückt und schmerzverzerrt ins Büro, verursacht durch einen Verkehrsunfall auf der Nibelungenbrücke. Auch der Fahrer hatte eine Rückenprellung. „Zwei Stunden später bin ich zu ihm hin und sagte zu ihm: ‚Ich war früher Anwalt und habe viele Verkehrsunfälle reguliert, da holen wir was raus!‘ Deininger stimmte zu, am Schluss bekam er 1500 Mark Schmerzensgeld. Ich hab ihm den Scheck überreicht und er war höchst zufrieden. Das war der einzige Augenblick, wo er mich für genial gehalten hat.“

Trotz dieser ambivalenten Erfahrungen hielt Rupert Schmid als Nachfolger Deiningers im Landratsamt und später – ganz besonders – bei seiner Tätigkeit als Bezirkstagspräsident am Aspekt „Sparsamkeit“ fest. Wobei er differenziert: „In Sachen Personal bekommt man die Kosten nicht mehr los, bei Sachkosten kann man einsparen“, so Schmid.

Ähnliche Resümées ziehen auch die weiteren Gewährsleute: Die gesamte Verwaltung war sparsam durchgetaktet, man wurde als Mitarbeiter angehalten, jede unnütze Ausgabe zu vermeiden, die Sparsamkeit war bei Deininger quasi sprichwörtlich oder – um Wolfgang Brandl zu zitieren – „die Sparsamkeit ist mit dem Namen Deininger verbunden“!

### **Pünktlichkeit: Deiningers Kontrollen am Eingang**

„Pünktlichkeit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr.“ Dieses Sprichwort hätte Deininger weder ausgesprochen noch unterschrieben. Auf pünktliches Erscheinen der Mitarbeiter und damit deren strikte Einhaltung der Arbeitszeit legte er höchsten Wert. In unregelmäßigen Abständen stand er daher um halb acht Uhr – da war Dienstbeginn und es gab noch keine Gleitzeit – am Eingang des Landratsamtes. Dort blieb er ungefähr eine Viertelstunde stehen und hat

dann diejenigen Mitarbeiter, die ein paar Minuten zu spät kamen, empfangen und wegen ihres Zuspätkommens geschimpft. „Pünktlichkeit war für ihn äußerst wichtig, dass man zu der Zeit, wo man im Büro sein musste, auch drin ist“, erklärt Karl Mooser. Auch die nächsten 20 Minuten schimpfte er weiter, erst nach etwa einer halben Stunde war wieder „Normalbetrieb“. Doch das Schimpfen blieb ohne Folgen. „Er war nicht nachtragend, aber man hat es sich danach nicht erlaubt, ohne Grund zu spät zu kommen. Man hat gewusst, darauf legt er großen Wert.“

Eine ganz spezielle Anekdote in diesem Kontext ist Wolfgang Brandl noch präsent: Ein Ingenieur in der Bauabteilung kam öfters zu spät, weswegen ihn Deininger zur Rede stellte. Der Ingenieur soll als Grund sinngemäß gesagt haben: „Ich kann ja nichts dafür, dass das Fernsehprogramm gerade am Abend so spannend ist.“

Bei richtigen und gegebenenfalls wiederholt zu spät kommenden Mitarbeitern erledigte Deininger die Schelte selbst und sofort. „Das hat sicher bei manchen zu Verärgerung geführt. Mir selbst ist das nicht passiert. Ich bin mit ihm – soweit ich mit ihm zu tun hatte – immer gut ausgekommen“, führt Siegfried Schulz aus.

### **Widerpart zur Stadt Regensburg**

Obwohl Leonhard Deininger ein Regensburger war, bis 1965 in Regensburg lebte und von 1948 bis 1959 sogar dem Regensburger Stadtrat angehörte, war das Verhältnis zwischen der Stadt und dem Landkreis Regensburg eher schwierig. Das lag zu einem guten Teil an den handelnden Personen – am Landrat und am Oberbürgermeister. Denn hier standen sich mit Deininger (CSU-Landtagsabgeordneter 1958 bis 1970) und Rudolf Schlichtinger (SPD-Oberbürger-



Abb. 6: Bei einem Beratungstermin über die Abtretung des Osthafens an die Stadt Regensburg am 8. November 1976 machten sich die Verantwortlichen vor Ort ein Bild über die Situation. Am Kopfende des Tisches sitzt der 1. Bürgermeister der Gemeinde Barbing Ludwig Raith, dabei waren auch der damalige juristische Staatsbeamte beim Landratsamt Regensburg Rupert Schmid (Fünfter von rechts) sowie der Oberbürgermeister der Stadt Regensburg Rudolf Schlichtinger (links).

meister von 1959 bis 1978 und Landtagsabgeordneter von 1954 bis 1970) zwei Gegenpole mit vergleichbaren Werdegängen gegenüber. Zwischen dem Fraktionsvorsitzenden der SPD Karl-Heinz Esser und Leonhard Deininger seitens der CSU gab es ebenfalls Spannungen. Alle Dinge, die von 1968 bis 1978 mit der Stadt Regensburg zu regeln waren, hat Deininger deshalb seinem „Ersten Mann“ Rupert Schmid übertragen.

Die zentrale „Schlacht“ zwischen Stadt und Landkreis lief bei der Gebietsreform. Die Stadt Regensburg wollte sich 29 Stadtrandgemeinden einverleiben, was Deininger mit aller Schärfe zurückgewiesen hat. „Sein Anliegen war, dass keine Gemeinde aus seinem Landkreis ausscheidet. Zum Beispiel hat er sehr darauf gedrängt, dass Kneiting zu Pettendorf kam. Er hat auch stark gesteuert, dass Verwaltungsgemeinschaften gebildet wurden. Er war einerseits pragmatisch, aber andererseits auch auf die Zukunft gerichtet“, schildert Peter Bornschlegl diese kommunalpolitische Phase. Auch Otto Gascher war in diese Auseinandersetzungen involviert. „Ich wusste auch aus der Zeitung, dass Deininger ein straffes Regiment führt. Und ich habe ebenso gewusst, dass er gegenüber der Stadt Regensburg ein großer Patriot für den Landkreis war. Deininger hat gesagt: ‚Ich gebe nichts her und ich will auch nichts!‘ Der Landkreis Regensburg hatte schon knapp 100.000 Einwohner. Das war die vorgegebene Größe, die für die zukünftige Verwaltung gut geeignet war. Ich unterstützte ihn in seiner Auseinandersetzung mit der Stadt Regensburg. Bei der Gemeindegebietsreform hat die Stadt Regensburg dann ja nur Burgweinting und Oberisling erhalten. Meine Unterstützung hat ihm schon gepasst“, schildert der frühere Schierlinger Rathauschef. Einen Wermutstropfen musste Deininger jedoch noch in seinen letzten Amtsjahren hinnehmen: den Verlust des Ha-

fens an die Stadt Regensburg. „Das hat ihm sehr weh getan“, betont Karl Mooser.

Ein ebenfalls schwieriges Thema war die Fusion von Stadtparkasse und Kreissparkasse (Fusionsvertrag am 15. Juli 1982), die sich ebenfalls zu Deiningers Amtsende anbahnte – laut Wolfgang Brandl „im Kreistag eine der schwierigsten und größten Schlachten“ jener Jahre. Oft wurde dieser Zusammenschluss mit dem Schlagwort „Ausverkauf des Kreises“ kommentiert. Kooperationen zwischen Stadt und Landkreis – Sparkasse, Verkehrsverbund usw. – waren Deininger suspekt. „Sie waren aber dringend notwendig, denn Stadt und Landkreis waren gebietsmäßig eine Einheit“, beurteilt Rupert Schmid im Rückblick und erwähnt die Enttäuschung Deiningers über diese späteren Kooperationen.

21 Jahre nach seinem Ausscheiden als Landrat zeigte sich Deininger aber altersmilde und sagte zum Verhältnis zwischen Landkreis und Stadt: „Heute hat die Stadt erkannt, dass im Landkreis viel Kraft – auch für die Stadt – liegt, dass sie ihren Partner im Landkreis hat.“

### **Verhältnis zu den Kommunen bzw. Bürgermeistern**

Das Verhältnis Deiningers zu den Gemeinden hing zu einem guten Teil auch von der Parteizugehörigkeit der Bürgermeister ab. Da diese zu Deiningers Zeit größtenteils der CSU angehörten, kann das Miteinander in den meisten Fällen als positiv beurteilt werden. Zu bedenken ist außerdem, dass der bis zur Gebietsreform bestehende Landkreis Regensburg weit über 100 Gemeinden hatte mit zum Teil unter 100 Einwohnern. Und als CSU-Kreisvorsitzender kannte Deininger natürlich die mehrheitlich CSU-Bürgermeister.

Hermann Laßleben erinnert sich: „Er war gegenüber den Gemeinden sehr hilfsbereit. Wenn man ein Prob-

lem hatte und damit zu Landrat Deininger ging, war es möglich, eine Lösung zu finden. Wenn es keine Lösung gab, sagte er: „Da brauchen wir gar nicht weiter verhandeln, da gibt’s keine Lösung“.

Wichtig waren für Deininger zudem finanzstarke Gemeinden. „Er hat wie ein Löwe dafür gekämpft, dass der Landkreis ein finanzstarker Landkreis wird“, stellt der frühere Beratzhausener Bürgermeister ebenfalls fest.

Natürlich hat der Landrat, egal in welcher Funktion, zu bestimmten Anlässen auch Beratzhausen besucht – nicht aber die dortigen Bürgerversammlungen. Ob es daran lag, dass hier mit Franz-Xaver Staudigl eben kein CSU-Bürgermeister regierte, oder in Beratzhausen seit jeher grundsätzlich bei den Bürgerversammlungen nur örtliche Themen behandelt wurden? In Pettendorf hat Deininger jedenfalls, so Peter Bornschlegl, jeder Bürgerversammlung seinen Besuch abgestattet. „Er hat es sich nicht nehmen lassen, zu kommen und auch ein Referat zu halten. Er war quicklebendig, ein unglaublich dynamischer Mensch. Nicht der Bürgermeister hat referiert, sondern Deininger hat sein Referat gehalten und über den Landkreis gesprochen. Das war ihm schon ganz wichtig.“ Als junger Lehrer und damals Neubürger in Pettendorf war Bornschlegl sehr beeindruckt. „Es hat mich damals schon fasziniert, dass er unglaublich informiert war über die Gemeinden und Kommunen. Er hat ja nur von seinen Gemeinden und seinen Bürgermeistern gesprochen, das war ein geflügeltes Wort. Natürlich hat er die Großartigkeit der CSU in seine Reden immer mit einfließen lassen“, schildert der frühere Pettendorfer Kommunalpolitiker. Und eine Begegnung mit Deininger ist ihm bis heute unvergesslich: „Bei einer Bürgerversammlung hat mich Deininger einmal richtig ‚zamloan‘, weil ich mich halt auch geäußert habe.“

Mit der Gebietsreform kamen ab 1972 nicht nur etliche neue Gemeinden zum Landkreis Regensburg, sondern auch neue Bürgermeister und Kreistagsmitglieder, die nicht der CSU angehörten und – selbst wenn sie „Schwarze“ waren – einen anderen Führungsstil oder eine andere Umsetzung von Projekten gewohnt waren. „Die kritischen Geister im neuen Kreistag kamen aus den früheren Landkreisen Parsberg und Mallersdorf. Wir waren in unseren früheren Landkreisen eine andere Führung gewohnt. Aus der Sicht haben wir für frische Luft gesorgt. Die Führung des Kreistags war von 1972 bis 1978 schon etwas verändert gegenüber früher“, blickt Otto Gascher zurück.

#### **Dämpfer als CSU-Kreisvorsitzender: JU-Revolutzer – Aktion „Heuschrecke“**

Es wurde in den vorangegangenen Kapiteln bereits angedeutet: mit der Gebietsreform kamen nun auch weitere Bürgermeister in den Landkreis Regensburg, die der SPD oder den Freien Wählern angehörten. Aber auch CSU-intern gärte es. Kräfte aus der Jungen Union drängten in der CSU des Landkreises Regensburg nach vorne, die zudem ein anderes Führungs- und Leitungsverhalten gewohnt waren. So kam es Ende der 1960er Jahre zur so genannten „Aktion Heuschrecke“.

„Viele politische CSU-Größen jener Zeit waren politische Zöglinge von Deininger“, stellt der Sozialdemokrat Peter Bornschlegl fest. Angesichts dieser Fakten und der vielen Jahre, in denen Deininger in der Landkreis-CSU das Sagen hatte, äußerte sich Deininger bei einem Gespräch mit Otto Gascher mit Blick auf die bevorstehende Neuwahl der CSU-Kreisvorstandschaft: „Herr Gascher – in den CSU-Kreisvorstand wird’s wohl nicht klappen – aber sonst arbeiten wir gut zusammen!“ (Zitat Otto Gascher). Doch es sollte anders kommen.

Bis dahin hatte Deininger bzw. die CSU-Kreisvorstandschaft immer nur eine Vorschlagsliste zu den Neuwahlen vorgelegt, welche die Delegierten dann mit Ja oder Nein versehen konnten. Man war also entweder für oder gegen diese Liste, man hatte keine andere Möglichkeit als eben diesen einen Vorschlag mit den entsprechenden Personen zu wählen. Die Junge Union hat sich mit der „Aktion Heuschrecke“, einer eigenen Kandidatenliste, dagegen gewehrt.

Hauptsächlich initiiert von Eugen Graber (JU) und Heiner Prössl (CSU) gab es bei der Versammlung zusätzlich zum üblichen Zettel mit den Wahlvorschlägen Deiningers ein grünes Blatt, auf dem alternative Vorschläge für einzelne Vorstandsposten für die CSU-Vorstandschaft im neuen, größeren Landkreis Regensburg fixiert waren. „Auf einmal war die Wahl nicht mehr so wie früher bei Deininger, sondern es wurde separat über die einzelnen Posten abgestimmt. Ich bin überraschenderweise stellvertretender Schriftführer geworden“, blickt Otto Gascher zurück. Mit ihm kamen einige weitere jüngere Frauen und Männer in die neue Kreisvorstandschaft, die versuchten, ihren eigenen Stil einzubringen.

Zu den jungen Kräften gehörte auch Maria Eichhorn, die ihre CSU-Mitgliedschaft mit Landrat Deininger in Verbindung bringt. „Die Person Deininger war auch der Anlass, warum ich zur CSU gegangen bin. Aber der konkrete Anstoß war nicht, dass ich von seiner Leistung so begeistert war – die hab ich schon geschätzt. Der eigentliche Anlass war, weil er bei einer Versammlung über Leute in der Jungen Union so gelästert oder geschimpft hat.“ Sie konnte ihre JU-Mitstreiter, die noch nicht der CSU angehörten, dazu motivieren, dieser Partei beizutreten. „Und jetzt gehen wir zur CSU, damit wir mitreden können! Damit er nicht immer so schimpfen kann.“ Gesagt – getan, die von der Jungen Union eingebrachte Liste auf grü-



Abb. 7: Landrat Deininger: Gehn S', suachas mir oamal die Herren Bürgermeister heraus, die wo über 70 Jahre alt san, damit der Herr Oberregierungsrat Schmid weiß, wo er den Hebel zu den nächsten Gemeindefusionen anzusetzen hat. (Zeichnung: Georg Weiß)

nem Papier – daher der Name „Aktion Heuschrecke“ – war sehr erfolgreich. Der damalige JU-Kreisvorsitzende Benno Zierer wurde ebenso in die neue CSU-Kreisvorstandschaft gewählt wie Eugen Graber, Otto Gascher und Maria Eichhorn.

Die langjährige Bundestagsabgeordnete beschreibt auch die Konsequenzen dieser Aktion. „Er hat diese Heuschreckenliste natürlich akzeptieren müssen. Auch dass es bei einigen Posten nicht nur einen, sondern zwei Kandidaten gab. Es ist nicht so, dass er uns deshalb unterdrückt hätte. Er hat es schon gemerkt, dass wir etwas erarbeitet haben. Aber wenn irgendetwas war, was ihm nicht so gepasst hat, dann

ist diese Person so richtig schön abgebürstet worden. Bei jeder Vorstandssitzung wurde jemand gescholten, wenn jemand was gemacht hat, was ihm nicht so gefallen hat. Deininger hatte einen sehr strengen Führungsstil.“

Dieser änderte sich auch danach nicht. „Bei jeder Vorstandssitzung wurde jemand in die Mangel genommen. Jeder dachte schon: ‚Bin ich heute dran, habe ich was falsch gemacht?‘“, charakterisiert Eichhorn die damaligen CSU-Sitzungen. Die Kritik – ob namentlich oder allgemein – betraf auch die neuen, jungen Vorstandsmitglieder, die in Deiningers Augen wohl irgendetwas nicht richtig gemacht hatten. „Wir haben ihn geschätzt, aber auch gefürchtet. Als Kreisvorsitzender war er natürlich tonangebend.“

Im Rückblick fällt Eichhorns Beurteilung über diese Aktion bzw. diese Phase gemischt aus. „Ich habe ihn deswegen nicht in unguter Erinnerung, weil er mit den JU-Leuten sehr streng umgegangen ist. Aber wir haben uns schon gewehrt. Wir haben ihn geachtet. Zwar nicht gefürchtet, sondern sehr respektiert. Aber wir haben uns dadurch nicht beirren lassen in dem, was wir für richtig gehalten haben.“

### **Deininger und die anderen Parteien**

Auch das wurde bisher mehr als deutlich: Leonhard Deininger war, wie Otto Gascher es formuliert, „ein ganz strammer CSU-Landrat, auch wenn er ab und zu über die oberen Funktionäre nicht ganz so glücklich war“. Zu Deiningers Zeit war die Politik, insbesondere die Kommunalpolitik, von den Christ-Sozialen geprägt. Insgesamt waren die politischen Lager klar voneinander getrennt: die Schwarzen, die Roten, die Gelben und die Freien. Vor allem die Roten, also Vertreter der SPD, waren für Deininger die Hauptgegner.

„Eigentlich hat man gegen Deininger nicht kandidieren dürfen!“ Dies sagt ausgerechnet mit Peter Bornschlegl ein Sozialdemokrat. Dennoch stellte die SPD im Laufe der gut drei Jahrzehnte immer wieder bei den Landratswahlen Kandidaten auf – ob Xaver Wolf aus Hainsacker (Landtagsabgeordneter von 1974 bis 1990), Josef Schreiner (Bürgermeister von Laaber) oder Josef Gradl (ehrenamtlicher Bürgermeister in Wenzelbach, ebenfalls Landtagsabgeordneter von 1962 bis 1970 und von 1973 bis 1974). Alle aber unterlagen Deininger. Immerhin war Wolfs Kandidatur das Sprungbrett in den Landtag (Bornschlegl: „Mut eines SPDlers, gegen Deininger anzutreten“). „Es gab nur einige SPD-Leute, die ihm die Stirn gezeigt haben, die ihm Respekt abverlangt haben. Aber sonst hat er von der SPD gar nichts gehalten“, beschreibt Bornschlegl das Verhältnis Deiningers zur SPD. „Es war schon sehr distanziert.“

Auch bei der Gebietsreform war die Parteizugehörigkeit der Bürgermeister von eventuell künftigen Kommunen des Landkreises Regensburg für Deininger ein Kriterium. Bei Schierling passte es, nicht jedoch bei Bad Abbach. „Bad Abbach wollte nach Regensburg, aber das wollte Deininger nicht, weil dort immer gestritten wurde. Außerdem hatte Bad Abbach einen Freie Wähler-Bürgermeister, das war ihm suspekt“, berichtet Otto Gascher. Auch Rupert Schmid bestätigt dies. „Deininger wollte Bad Abbach, diesen Teil des Landkreises Kelheim, nicht haben, weil er von Freien Wählern dominiert war. Und seine Begeisterung für eine mögliche Eingliederung von Burglengenfeld war auch gering. Aber Beratzhausen, Hemau, Laaber – das waren alles willkommene Gemeinden“, so Schmid. Burglengenfeld wurde bis 1970 von der SPD regiert, hier ist Deiningers Antipathie zu verstehen. In Hemau regierte bis 1972 ein SPD-Bürgermeister, in Beratzhausen bis 1984 ein FW-Rathauschef und in

Laaber der bereits erwähnte SPD-Bürgermeister Josef Schreiner. Dennoch nahm Deininger diese drei bisher zum Landkreis Parsberg gehörenden Gemeinden gerne auf. Scheinbar spielten auch noch andere Faktoren als die Partei des Bürgermeisters eine Rolle.

### Deininger und die Kraftfahrzeuge

Deininger besaß zwar – wohl aus seinen Jugendjahren – den Motorradführerschein. Fotos zeigen ihn eindrucksvoll auf einem BMW-Motorrad während seiner Zeit als Journalist bzw. rasenden Reporter in den 1930er Jahren. Einen Autoführerschein hatte er jedoch nicht. Er benützte daher die öffentlichen Verkehrsmittel (Bus und Bahn) oder ließ sich von privaten und dienstlichen Chauffeuren fahren.

„Das war schon ein legendäres Team, wenn sie mit dem Auto vorgefahren sind.“ Damit meint Maria Eichhorn die langjährige Doppelspitze der CSU im Landkreis Regensburg – Leonhard Deininger (auch CSU-Kreisvorsitzender) und Otto Heumann (Geschäftsführer der Landkreis-CSU). Da beide in Tegernheim wohnten (Deininger ab 1965) und beruflich eng verbunden waren, wurden diese Synergieeffekte natürlich ausgenutzt. Jeden Morgen holte Heumann Deininger von zuhause ab und fuhr ihn ins Landratsamt, Heumann fuhr dann in die CSU-Kreisgeschäftsstelle in die Hemauer Straße (Nähe Hauptbahnhof) weiter. Am Abend lief es dann umgekehrt, wobei es dann häufig gemeinsam zu Veranstaltungen im Landkreis weiterging. Hatte Deininger Sitzungen oder Termine in München (Landtag, Senat, Verbände usw.), stürmte er in sein Büro, unterschrieb die wichtigsten Dokumente und führte die notwendigsten Gespräche. Danach verließ er das Landratsamt und fuhr mit Heumann zum Bahnhof, um mit dem Zug dann in die Landeshauptstadt zu fahren.

Dienstwägen des Landratsamtes waren damals vor allem VWs. Lange Zeit der VW-Käfer, später der VW 1500, zuletzt zu Deiningers Zeit ein Passat. Ein Chauffeur reichte damals meist für das ganze Haus, bei Bedarf fuhren auch die Mitarbeiter, die thematisch bei den Gesprächen vor Ort nötig waren, im Dienstwagen mit. Wenn Not am Mann bzw. Chauffeur war, sprang der Chef der Tiefbauabteilung ein, da dieser wegen vieler Straßenbauprojekte sowieso viel mit dem Landrat unterwegs war.

Lediglich für wichtige repräsentative Zwecke kam der Mercedes zum Einsatz, der dem Verwaltungsratsvorsitzenden der Sparkasse, also Landrat Deininger, zur Verfügung stand. Solche Anlässe waren Sitzungen der Landesbank, Versicherungskammer usw. Innerhalb des Landkreises fuhr Deininger, so Karl Mooser, nur im VW vor. Nicht selten ließ sich Deininger aber auch von Kollegen aus dem Kreistag oder aus der Landkreis-CSU fahren, wenn dies hinsichtlich der Route oder des Tagesprogramms sinnvoll erschien.

Auch bei diesem Punkt gilt: Protzen mit einem Auto – das lag Deininger fern. Vielmehr sollte das Kraftfahrzeug seinen Zweck erfüllen und billig bzw. kostengünstig sein.

### Die Ehefrau: Katharina Deininger und ihre Rolle

Katharina Deininger, die Ehefrau Leonhard Deiningers, blieb im öffentlichen Leben stets im Hintergrund. Damals gab es keine gesellschaftlichen Anlässe, bei denen auch die Ehepartner eingeladen und willkommen waren. Daher zeichnen die Äußerungen der Gewährsleute ein unvollständiges Bild, das aber dem Verständnis der damaligen Jahre wohl nahekommt.

Am ehesten mit Katharina Deininger zu tun hatte Krankenhausdirektor Heinrich Karl, da Deininger nach seiner Amtszeit in der Wörther Einrichtung be-

handelt wurde, und dessen Gattin natürlich vor Ort war. „Die Frau war immer im Hintergrund. Sie war eine fürsorgliche Frau und um ihren Mann sehr bedacht, obwohl dieser eigentlich lange Zeit keine Fürsorge brauchte. Sie war eine unheimlich nette, sehr attraktive Frau, ich habe sie sehr geschätzt“, charakterisiert Karl die Landratsgattin. Er weist aber auch darauf hin, dass es eben andere Zeiten, ja eine andere Generation war, wo die Frauen eine andere Rolle als heute innehatten.

Den meisten Mitarbeitern ging es wohl eher wie Siegfried Schulz. „Ich habe die Frau von Landrat Deininger persönlich überhaupt nicht gekannt. Die Kommunikation mit ihr lief über die Sekretärin Deiningers.“

#### **Zwei nicht immer einige Alphatiere: Leonhard Deininger und Hermann Höcherl**

Mit dem Verhältnis zwischen diesen beiden Politikern gehen wir sehr weit zurück, nämlich in die frühen Jahre von Deiningers Wirken. Im Jahr 1953 stand die Bundestagswahl an, wie auch heute noch kürten die beiden CSU-Kreisverbände – Regensburg Stadt und Landkreis – den CSU-Stimmkreiskandidaten. Hermann Höcherl (auch Kreisrat im Kreistag Regensburg) machte – auch dank der Unterstützung durch Landrat Deininger – als Landkreiskandidat das Rennen und zog dann auch in den Bundestag, wo er von 1957 bis 1961 Vorsitzender der CSU-Landesgruppe und von 1961 bis 1965 Bundesinnenminister sowie danach bis 1969 Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten war.

Doch Höcherl emanzipierte sich in den 1960er Jahren zunehmend von seinem Förderer. „Deininger respektierte zwar Höcherl, aber er war mit ihm vor allem hinsichtlich seiner Parteiarbeit nicht zufrieden“,

schildert Rupert Schmid. Der enge Mitarbeiter Deiningers musste dann oft auch vermitteln oder – wenn Deininger verärgert war – nach Brennbach zu Höcherl fahren. Bei den Kreistagswahlen 1966 und 1972 war Höcherl Spitzenkandidat der CSU-Kreistagsliste und verteidigte natürlich erfolgreich diesen Platz und seinen Rang im Kreistag. Ein Dorn im Auge war für Deininger auch Höcherls korrekter Umgang mit dem politischen Gegner. So kam für den Regensburger Landrat etwa die Gratulation Höcherls an Willy Brandt zu dessen Nobelpreisverleihung im Jahr 1971 fast einer Todsünde gleich.

#### **Die fehlende Steuererklärung und die Wagnerfestspiele**

Zur Abrundung des mit vielen Ecken und Kanten versehenen Profils Leonhard Deiningers noch ein paar weitere Aspekte und Anekdoten, die auch inhaltlich nicht in die bisherigen Schubladen passen.

Rupert Schmid erzählt von einem vertraulichen Anruf des Finanzamtleiters bei ihm, dass Landrat Deininger doch seine Steuererklärung abgeben möge. „Die trauten sich nicht, den Senator Deininger direkt anzusprechen. In demütiger Haltung bin ich zum Landrat rein und richtete ihm das aus. Ein Steuerberater war ihm zu teuer“, schildert der spätere Landrat und Bezirkstagspräsident.

Und er deckt noch eine weitere Seite auf. Deininger hat – wie auch Rupert Schmid – sehr die klassische Musik geschätzt, wenn auch unterschiedliche Epochen bzw. Komponisten. Deininger war eher ein Wagnerianer, aber zu den Festspielen nach Bayreuth fahren? „Warten’s doch nicht, bis Sie eine Freikarte in Bayreuth bekommen. Kaufen’s Sie sich doch eine!“, riet Schmid. Einige Zeit später kam Deininger zu Schmid ins Büro: „Hier hab’ ich zwei Karten für

Bayreuth. Wollen Sie mich mitnehmen?“, lautete die Feststellung und Frage des Landrats. „Dann bin ich mit meinem Privatauto gefahren und er ist umsonst nach Bayreuth gekommen – Königsloge!“

### Was bleibt von Leonhard Deininger?

Um Deiningers Wirken, Schaffen und seine Leistungen einzuordnen, lassen wir nochmals kurz die Gewährsleute zu Wort kommen. „Es war eine komplett andere Zeit. Man darf die Verhaltensweisen von damals nicht 1:1 auf heute übertragen. Der Aufbau des Landkreises nach dem Zweiten Weltkrieg und der Infrastruktur war der Schwerpunkt seiner Amtszeit“, stellt Karl Mooser fest. Den Führungsstil und insbesondere die Sparsamkeit, auf die auch Deiningers Nachfolger Rupert Schmid großen Wert legte, betont Otto Gascher. „Deininger hat den Landkreis bestens geführt und verwaltet. Für mich ist die Verwaltung wichtiger als die Politik.“ Auch Maria Eichhorn zieht – trotz mancher Unstimmigkeiten – letztlich ein sehr positives Resümee. „Deininger hat großartige Leistungen vollbracht und hat den Landkreis vorangebracht. Er war unermüdlich tätig für den Landkreis, der führende politische Kopf im Landkreis.“ In die Zeitumstände verortet auch Siegfried Schulz die Arbeit des langjährigen Landrats. „Deininger ist 1948 Landrat geworden, geprägt von Krieg und Nachkriegszeit. Ich habe ihn insgesamt als etwas strengen Menschen und Vorgesetzten kennengelernt, aber nicht ungerecht oder als Unmensch. Manches ist im Zug der Jahre sicher übertrieben worden und muss natürlich in der jeweiligen Zeit gesehen werden.“ Deininger sei „ein taffer, progressiver, voranschreitender Politiker“ gewesen, bilanziert Peter Bornschlegl.

Rupert Schmid, der ab 1968 als „rechte Hand“ und Vertreter Deiningers in der Verwaltung mit ihm



Abb. 8: Der spätere Landrat Rupert Schmid, Regierungspräsident Ernst Emmerig und Landrat Leonhard Deininger (v. l.) bei einem offiziellen Termin

zusammenarbeitete, kommt vor allem der Wahlabend 1978 in den Sinn, als der Wechsel von Deininger zu Schmid feststand. Die Landratswahl 1978, bei der Schmid mit über 70 Prozent gewählt wurde, hat Deininger noch geleitet. „Das beste Wahlergebnis für Deininger war 68 Prozent. Am Wahlabend ging Dei-



Abb. 9:  
Landrat Rupert  
Schmid verabschie-  
det seinen Vor-  
gänger, 1978.

ninger auf mich zu und umarmte mich – das hat mich sehr angerührt. Er war auf der anderen Seite auch heilfroh, dass die Sache so gelaufen ist. (...) Ich habe ihn mehr geschätzt als verehrt. Unser Verhältnis war ein ‚notwendiges Nebeneinander‘, fasst Schmid zusammen.

In jedem Fall ist Leonhard Deininger – zumindest bis heute – der Regensburger Landrat mit der längsten Amtszeit von fast 30 Jahren. Seine Nachfolger Rupert Schmid und Herbert Mirbeth regierten 24 bzw. zwölf Jahre. Seit 2014 führt Landrätin Tanja Schweiger den Landkreis.

Seine Geburtsstadt Regensburg und die Stadt Neutraubling, eine von fünf Kommunen in Bayern, die schwerpunktmäßig von Heimatvertriebenen gegründet und aufgebaut wurden, haben je eine Straße nach Leonhard Deininger benannt. Das Gymnasium Neutraubling vergibt ein Leonhard-Deininger-Stipendium für den „besten und würdigsten Abiturienten“. Schließlich gibt es die Leonhard-und-Katharina-Deininger-Stiftung, deren Hauptzweck die Förderung von Forschung und Wissenschaft ist. Mögen diese Ausführungen dazu beitragen, Leonhard Deininger in Erinnerung zu halten.

## Die Zeitzeugen

*Wolfgang Brandl*

*von 1969 bis 2009 Mitarbeiter des Landratsamts Regensburg, zuletzt Pressesprecher und Kulturreferent*

*Peter Bornschlegl*

*1972 bis 2018 Gemeinderat in Pettendorf*

*Maria Eichhorn*

*1972 bis 2020 Kreisrätin, Bundestagsabgeordnete von 1990 bis 2009*

*Otto Gascher*

*ehemaliger Schierlinger CSU-Ortsverbands-Vorsitzender, ab 1972 Marktgemeinderat in Schierling und Kreisrat, von 1984 bis 2008 Bürgermeister in Schierling*

*Heinrich Karl*

*1976 bis 2014 Direktor des Kreiskrankenhauses Wörth a. d. Donau*

*Hermann Laßleben*

*ab 1972 Marktgemeinderat in Beratzhausen, CSU-Ortsverbands-Vorsitzender von 1982 bis 1998, Bürgermeister in Beratzhausen von 1984 bis 2002*

*Karl Mooser*

*von 1971 bis 2017 Mitarbeiter des Landratsamts Regensburg, zuletzt Leiter des Jugendamts*

*Rupert Schmid*

*Jurist, ab 1968 Vertreter von Landrat Deininger im Amt, 1978 bis 2002 Landrat des Landkreises Regensburg*

*Siegfried Schulz*

*von 1966 bis 2014 Mitarbeiter des Landratsamts Regensburg, zuletzt Leiter der Hauptverwaltung*

## Literaturverzeichnis

- Markus BAUER, Eine „markante Persönlichkeit“ gewürdigt. Buch des Verlages Tangrintler Nachrichten über Altlandrat Deininger vorgestellt, in: Tangrintler Nachrichten. Heimatblatt für die Gemeinden Hemau – Painten – Laaber 23 (1999), Nr. 43 (29. Oktober 1999).
- Meinrad HIRSCHMANN, Leonhard Deininger – ein Tegernheimer aus Überzeugung. Rede des 1. Bürgermeisters Meinrad Hirschmann beim Festakt zum 100. Geburtstag von Leonhard Deininger im Landratsamt Regensburg am 11. November 2010, in: Tegernheimer Heimat- und Geschichtsblätter Band 8 (2010), Tegernheim 2010, S. 75–78.
- Hans SCHUSTER, Vom Leben auf dem Tangrintel. Ein heimatgeschichtliches Lesebuch, Hemau 2001.
- Reiner VOGL, Leonhard Deininger. Ein Leben am Steuerrad des Landkreises Regensburg, Hemau 1999.



Abb. 1:  
Kunst auf Abstand:  
Maler, hier ein  
Werk von Herbert  
Muckenschnabl,  
gestalteten Paletten  
zu Kunstwerken in  
Coronazeiten.

Maria Baumann

## mühlen.kunst in der Kunstmühle Eichhofen

Vom Eisenhammer zum außergewöhnlichen Ausstellungsort

Seit Mai 2015 hat Kunst im Landkreis einen besonderen Ort, an dem Menschen sich begegnen, Strömungen in der Kunst aufeinandertreffen – Wirbel entstehen, um Neues an altbekanntem Platz zu erschaffen. In der Kunstmühle Eichhofen im Labertal gibt es unter dem beeindruckenden historischen Gebäck **mühlen.kunst**.

Damit wird ein neuer Akzent im bereits 1990 begonnenen Kunst- und Ausstellungsbetrieb in der Von-Rosenbusch-Straße 7 gesetzt. Zeitgenössische bildende Künstler zeigen, zumeist abgestimmt auf das Jahresthema des Landkreises, Skulpturen, Installationen und Gemälde, die in den weiten Räumen der Mühle aus dem 19. Jahrhundert auf zwei Stockwerken ihre ganz eigene Kraft entfalten können. Musiker gastieren mit klassischen Arrangements sowie neuen Weltmusikkompositionen in einem Konzertsaal mit ganz eigenem Charme.

Die Geschichte der Mühle reicht 500 Jahre zurück. Die sogenannten Hammerschlösser, die vom 16. bis ins 18. Jahrhundert in der Oberpfalz als repräsentative Wohngebäude von Hammerwerk-Besitzern er-

richtet wurden, gehören zu den Besonderheiten der bayerischen Landschlösser. Zu diesen zählt auch das Schloss Eichhofen.

Der ehemalige Eisenhammer hat im Jahr 1848 seinen Betrieb eingestellt. An der bisherigen Stätte von Eisen- und Stahlproduktion erbaute der Regensburger Großhändler Wilhelm von Neuffer zwei moderne Kunstmühlen. Als Kunstmühle wurden ab dem 19. Jahrhundert Mühlen bezeichnet, die einen für die damalige Zeit besonders hohen technischen Standard aufwiesen. Der Wortbestandteil „Kunst“ bezieht sich dabei nicht auf Kunst im Sinne des Schaffens eines Kunstwerks, sondern auf die Ingenieurskunst, also die Technik. Maßgeblich für die Bezeichnung als Kunstmühle war meist, dass die alten Mahlgänge mit Mühlsteinen durch moderne Walzenstühle ausgetauscht wurden. Damit einher ging oft das Ersetzen der alten Wasserräder durch moderne Turbinen oder die Verwendung von Dampfmaschinen und Elektromotoren zum Antrieb.

Aus den teilweise bis auf das Mittelalter zurückgehenden Handwerksbetrieben wurden so industrielle Kleinunternehmen. Ein Aufschwung, den der Fortschritt selbst etwas über 100 Jahre später wieder überholt hat. Die 1848 errichteten Getreidemühlen stehen seit 1970 still. Wo einst Korn und Schrot zu feinem Mehl vermahlen wurden und das Müllerhandwerk das imposante Gebäude mit Leben erfüllte, blieben nach dem Mühlensterben alte Mauern ohne



Abb. 2:  
Alphornklänge von  
Edgar Feichtner bei  
der „Wanderung  
durch das Haus  
Europa“

Inhalt. Daniela Schönharting und ihr Mann Michel-Andreas geben nun dem Begriff der Kunstmühle eine neue Identität. Sie machen die Türen auf für qualitätsvolle und dabei kostenlose Angebote für alle.

Die erste mühlen.kunst vom 10. bis 31. Mai 2015, kuratiert von der Hausherrin gemeinsam mit der 2018 viel zu früh verstorbenen passionierten Kunstliebhaberin Dr. Birgit Kiefer, stand unter dem zwar schlichten, aber doch facettenreichen Titel „Frauen“. Michael Scheiner überschrieb seine Rezension in der Mittelbayerischen Zeitung mit „Pralle Weiber gegen glatte Frauenbilder“. Brigitte Berndt, Michaela Geissler, Michaela Gräper, Andreas Kuhnlein, Ursula Merker, Herbert Muckenschnabl, Luise Unger und Sabine Wild eröffneten mit ihren individuellen Kunstpositionen kritische und provokative, ruhige und realistische

Sichten auf eingenommene und aufgedrängte Rollen der Frauen.

Damit wies die erste Ausstellung den Weg. In Eichhofen geht es nicht um „schöne“ Kunst, die die Besucher gerne mal sonntags zwischen Mittagessen und Kaffeetrinken in der Gaststätte nebenan anschauen. Die gezeigten Werke forderten heraus zur Auseinandersetzung mit künstlerischem Schaffen, individuell, leise und farbintensiv, hintergründig, persönlich, bewusst, eigenwillig. Damit positionierte sich die Mühle von Anfang an als ein wichtiger Ausstellungsort im Kulturleben des Landkreises.

Im Herbst 2015 stimmte das Thema „Wasser“ der nächsten Schau perfekt zum Ort, der selbst einst vom Wasser lebte und durch ihn definiert war. Im historischen Gemäuer an der Schwarzen Laber präsentierten Pauline Adler, Stefan Bircheneder, Stefan Göler, Gisela Griem, Susanne Ibler, Bettina Kamann, Johannes Paffrath und Maria Seidenschwann mit feiner und expressiver, gestischer und informeller bis zu fotorealistic Malerei, von Installation über Objekt bis hin zu Fotografie und Druckgrafik unterschiedlichste Blicke auf das blaue Element. Eine Tanz- und Musikperformance mit Kilta Rainprechter und Anka Draugelates zur Vernissage ergänzte die Ausstellung zur spannenden Melange der Künste.

In der Komposition von Können und Kreativität widmete sich die Interpretation zum Thema „Hopfgarten“ mit der Vernissage am Tag des Bieres im Frühjahr 2016 den grünen Dolden, welche die bayerische Braukunst berühmt gemacht haben und natürlich den Eichhofener Mühlenbesitzern besonders wertvoll sind. Hans Dollinger aus Rohrbach in der Holledau mit seinen keramischen Erdspuren und Gisela Griem in ihren zarten Holzschnitten und Radierungen interpretierten das Thema „humulus lupulus“ bodenständig und fein, aber alles andere als traditionell. Und die



Abb. 3: Schattenspiel bei „Spreu und Korn“ mit Arbeiten von Hermann Bigelmayer



Abb. 4: 2015 begründete Daniela Schönharting (l.) die mühlen.kunst. Renate Christin (r.) war 26 Jahre lang Leiterin des Internationalen Kunstforums Eichhofen.

Tanngrindler Musikanten spielten dazu überlieferte, entstaubte Volksmusik.

Im Mai 2017 erblühte die Mühle in bunter Fülle. Beim „Blütenrausch“ setzten Maria Maier, Hubertus Hess, Tom Kristen und Thomas May die Farbintensität der Natur in Szene, in der gegensätzlichen Art ihres Schaffens von nüchternen Bildhauerobjekten mit Fundstücken über klare Abwandlungen des Blütenstilllebens bis zu poetischen und dabei durchaus unromantischen gezeichneten und installierten Blicken über den Gartenzaun. Der malerische Reigen von Werden und Vergehen spielte zusammen mit dem Concertino mit Liedern für Sopran und Harfe von

Mendelssohn und Brahms mit Dagmar Spannbauer und Veronika Miller-Wabra.

Wie dafür gemacht und im Detail war sie das auch: In der Ausstellung „Spreu und Korn“ im Herbst 2017 begegneten sich im Werk von Hermann Bigelmayer mit einem kleinen Weizenkorn, etwa sieben Millimeter lang, und einer alten Mühle zwei zunächst recht prunklose Protagonisten. Der Münchner Holzbildhauer schuf daraus eine sinnliche Installation. Er brachte den Weizen in die Mühle zurück und ließ mit seinen Arbeiten, in denen der geduldige Schnitzer sensibel die feinen Formen herausarbeitet, die architektonische Schönheit des schützenswerten Baus



Abb. 5:  
*Der Weizen kehrte  
 in den filigranen  
 Arbeiten des Holz-  
 bildhauers Hermann  
 Bigelmayr in die  
 Mühle zurück.*

neu sichtbar werden. So wie beim Dreschen Spelzen und Hülsen, Grannen, Samenhüllen und Stängelteile, die Spreu, vom Getreide abfallen, und nur das reine Korn übrigbleibt, konzentriert sich Hermann Bigelmayr auf die reine Form. Auf dem Bett des Saatgutes inszenierte er in Eichhofen einen riesigen gebrochenen Weizenhalm aus Ahorn. Die Ähre mit einer Länge von 1,80 Meter erreichte menschliches Maß. Sie war leer und zeigte damit über der Fülle der reifen Weizenkörner am Boden schwebend die Problematik: Weltweit werden weit über 700 Mio. Tonnen Weizen geerntet, doch viele hungernde Menschen gehen dabei leer aus. Achtsam und voller Energie wie die Arbeiten des Vaters gestaltete die Mezzosopranistin Rebekka Bigelmayr zur Finissage mit dem Gitarristen Milorad Romić ein außergewöhnliches Konzerterlebnis mit altitalienischen Arien und deutschen Volksliedern.

Am 3. Oktober 2018 eröffnete die Themenschau „Wanderung durch das Haus Europa“ mit Arbeiten von Renate Christin und Künstler/innen der Gruppe „SaFiR“. In der Alten Mühle, im Schloss, im Gasthof und in der Brauerei wurde der europäische Gedanke in vielen Exponaten wieder- und neu entdeckt. Renate Christin war 26 Jahre lang Leiterin des Internationalen Kunstforums Eichhofen, und ein Symposium mit den beiden rumänischen Künstlern Gina Hora und Sorin Vreme im Mühlengebäude für sie Ausgangspunkt des Projekts „Gemeinsames Haus Europa“ geworden. Prof. Dr. Markus Bresinsky begann seine Rede zur Vernissage mit einem Blick aus der Mühle: „Aus diesen Fenstern sieht man die Burgruine Loch auf einem heute herrenlosen Grundstück. Um 1300 gab es hier eine stolze Burgherrschaft und die Burg hatte eine wichtige Schutz- und Repräsentationsfunktion. Menschen arbeiteten hier, gründeten Familien, schufen Werte und Werke. Und sie gehörten und gehorchten einem Herren. Wenn das Rauschen der Lärber allen modernen Lärm übertönt, kann man sich das Hufgetrappel vorstellen, den Lärm von Schmiedehämmern und das Rumpeln von Wagenrädern. Und wenn man genau hinhört, das fröhliche Anstoßen von Bierkrügen im Dorfwirtshaus. Wirtschaftliche und politische Veränderungen haben diesen Ort in den letzten 700 Jahren grundlegend verändert.“ Vom Kleinen zum Großen: Bresinsky lud zu einem eindrucksvollen Streifzug durch die wechselvolle Geschichte Europas ein, wies auf die aktuellen Bedrohungen des Hauses Europa durch Populismus und Nationalismus. „Wir brauchen keine Burgen mehr! Wir brauchen kein Zurück in die Zeiten von Wappen und Mauern. Was wir brauchen, ist eine Gemeinschaft, wie ein Dorf mit Häusern, in dem Nachbarschaft und Gastfreundschaft wichtiger sind als Streit und Ablehnung“, rief Markus Bresinsky, Professor für internationale Politik

und Sozialwissenschaften, auf, und er schloss mit einem Bild, in dem der Grundgedanke von Europa vor der eigenen Haustür lebbar wird: „Für diese Gemeinschaft ist nicht die Burg, sondern der Stammtisch im Dorfwirtshaus das wohl passendere Bild. Dort wird diskutiert und gestritten, aber nicht gerauft. Dort gibt es Respekt und Toleranz, trotz aller Unterschiede.“

In den Worten, in der Musik von Edgar Feichtner, DrahDeWadl und Trio Trikolore, vor allem aber in den gezeigten Bildern war das Haus Europa kein fern erdachtes Konstrukt, sondern wurde hör-, spür- und fassbar. Strichhäuschen, bei dem der einmal angefangene Strich erst nach „Fertigstellung“ des Gesamten stoppt, wurden zum Symbol auf Leinwand für die Hoffnung auf ein grenzenloses Europa. Damit wurde eine politische und zugleich bodenständige Ausstellung in der Mühle zum Erfolg.

Im Mai 2019 wurde dann eine Idee umgesetzt, die für Dr. Birgit Kiefer ein Herzensanliegen bis zuletzt war. Skulptur, Plastik und Malerei von Michaela Geissler, Florian Geissler und Herbert Muckenschnabl entführten in „Traum.Landschaften“. Aus Lehm, dem Urstoff des Menschen in der Schöpfungsgeschichte, geformte Stelen und Büsten und im Gegenüber die kraftvoll einfachen Formen der Natur auf Leinwand ließen die Phantasie auf Reisen gehen. „Reduktion, um ein Maximum an Aussage erzielen. Reduktion bis hin zum Symbol“, wie Peter Lang in seiner Einführungsrede treffend formulierte. Archaische Bilder von Engeln, Phönix und Wächterfiguren, strenge Strukturen von Waldstücken begegneten den Besucherinnen und Besuchern als Vorstellungen einer künstlerischen Form von Bewusstsein und Bewusstheit für die Natur der Landschaft und des Menschen.

2020 war dann alles anders und man wünschte sich immer wieder, aus diesem beängstigenden Traum aufzuwachen. Das Virus Covid 19 gebot auch



Abb. 6:  
Die Mühle als  
Treffpunkt der  
Kunstfreunde

dem Ausstellungsbetrieb Einhalt. In diesem außergewöhnlichen Frühjahr entstand schließlich eine außergewöhnliche Idee: mühlen.kunst auf Abstand. Die Brauerei bot den Spaziergängern, die nicht verweilen konnten, „Wanderbier“ zum Mitnehmen an, Tom Kristen, Renate Christin, Bernadette Maier, Herbert Muckenschnabl, Günther Schönharting und Ursula Wohlfeld gestalteten mit ihrer Kunst Paletten, die kreativ den angeordneten Abstand von Mensch zu Mensch von 1,50 Metern markierten. Sie wurden zu ausdrucksstarken Zeichen, dass Kunst gerade in schwierigen Zeiten ein Stück Zuversicht und Freude schenken kann, mehr noch eine wichtige Nahrung für den Geist. Die mühlen.kunst geht weiter, die konkreten Planungen für 2021 laufen. Ausstellungen mit Anspruch sollen auch in Zukunft im Labertal ein inspirierendes Ziel für Kunstfreunde sein.



Abb. 1: Die Kirche auf dem Adlersberg prägt die Landschaft nördlich von Regensburg.

Alois Schmid

## Das Dominikanerinnenpriorat Pettendorf

Ein unbekanntes Wittelsbacherkloster

Der Adlersberg ist einer der bekanntesten Kulturlandschaftsorte im Landkreis Regensburg. Prof. Alois Schmid hat sich über viele Jahre eingehend mit seiner Geschichte beschäftigt. Seine Forschungsergebnisse hat er in Buchform veröffentlicht und am 21. August 2020 in der Kirche Adlersberg bei einem Vortrag präsentiert. Der Vortrag wird im Folgenden im Wortlaut wiedergegeben.

Wer die Vergangenheit Bayerns in den vormodernen Zeiten des Mittelalters und der Frühneuzeit im großen Überblick betrachtet, wird drei Faktoren als bestimmende Prägekräfte der Entwicklung erkennen. An der Spitze stand immer eine starke Landesherrschaft. deren Vorgaben setzte eine leistungsfähige Verwaltung als Mittelinstantz durch. Sie arbeitete dabei eng als wirkungsvoller dritter Säule mit den Einrichtungen der Kirche zusammen. In deren Händen befanden sich zwei Drittel des Grundes und Bodens im Lande. Dementsprechend war ein etwa ebenso großer Anteil der Bevölkerung von ihr auch im gesellschaftlichen Leben abhängig. Das galt vor allem für die vielen Klöster.

Denn Klöster waren im Unterschied zu den modernen Zeiten damals nicht nur religiöse Institutionen. Sie trugen viele Bereiche des öffentlichen Lebens, insbesondere die Kultur. Das System der Grundherrschaft bedingte zugleich eine herrschaftliche, rechtliche und wirtschaftliche Abhängigkeit. Die Klöster waren im alten Bayern einer der tragenden Pfeiler des gesamten gesellschaftlichen Lebens. Allbekannt sind die großen Niederlassungen der unterschiedlichen Orden, die für diesen Tatbestand stehen: Ettal, Fürstenfeld, Metten, Niederaltaich, Schäftlarn, Scheyern, Tegernsee, auch St. Emmeram zu Regensburg, und wie sie alle heißen. Neben diesen herausragenden Abteien mit überregionaler Ausstrahlung gab es viele kleine Häuser. Im alten Bayern wird mit rund 400 monastischen Einrichtungen gerechnet, deren Großteil immer im Schatten der wenigen wortführenden Prälaturen stand. Nie traten sie weiter in den Vordergrund. Deswegen sind sie nur mehr am Ort und darüber hinaus wenigen Fachleuten zumindest dem Namen nach bekannt.

Eines dieser kleinen, wenig bedeutungsvollen Klöster befand sich auf dem Adlersberg. Seinen Standort kennt die einheimische Bevölkerung rund um Regensburg vorwiegend als Ort der Gastronomie und Nah-touristik, als Ausflugsziel. Nur die Kulturinteressierten wissen, dass hier einmal ein Kloster angesiedelt war. Aber schon außerhalb des Landkreises ist diese Tatsache nahezu unbekannt. Auch die Fachliteratur zu den Klöstern hat davon nur wenig Kenntnis. Kaum

eines der Handbücher oder Fachlexika nimmt darauf Bezug. Der Hauptgrund dafür ist, dass keine Darstellung des Klosters auf dem Adlersberg in Buchform darauf aufmerksam machte. Das war der Anstoß, das Buch zu verfassen, das hier vorgestellt wird. Es soll eine doppelte Lücke schließen: eine Lücke in der heimatkundlichen Literatur, aber auch eine Lücke in der überregionalen Fachliteratur der Kirchen- und Kulturgeschichte.

### **Geschichtlicher Überblick**

Der Raum des alten Bayern war ein sehr klosterreiches Territorium. Die Niederlassung auf dem Adlersberg gehörte dem Orden der Dominikanerinnen an, der im Übrigen hier nur noch zwei weitere Niederlassungen hatte: Heilig Kreuz in der Freien Reichsstadt Regensburg und Altenhohenau bei Wasserburg am Inn. Der 1216 gegründete Dominikanerorden wird zu den Mendikanten gerechnet und verpflichtete sich vornehmlich den Idealen der unbedingten Gottes- und Menschenliebe. Diese wollte er im strikten Bekenntnis zur biblischen Armut umsetzen. Der weibliche Zweig des Ordens trug der im Spätmittelalter breit aufbrechenden Frauenfrömmigkeit Rechnung, die vor allem in bürgerlichen Kreisen gepflegt wurde. Der Dominikanerorden war im Grunde ein Stadtorden. Das Kloster auf dem Adlersberg gehört zu den Ausnahmen, die das neue Ideal über die großen Städte hinaus auf dem Land verbreiteten.

Der Bezug zur Stadtgesellschaft blieb aber auch hier immer stark. Denn die Nonnen kamen zu einem beträchtlichen Teil aus den Bürgersfamilien der in ihrer Blüte stehenden nahen Großhandelsstadt Regensburg. Zum anderen kamen sie aus den Familien des niederen Landadels der umliegenden Oberpfalz. Der Kon-

vent rekrutierte sich also nicht aus den ländlichen Bevölkerungsschichten, er war kein Bauernkonvent. Die Nonnen stammten aus besseren Gesellschaftskreisen. Im Grunde war er eine beliebte Versorgungsstätte für die Töchter aus bürgerlichen und landadeligen Familien, die nicht verheiratet werden konnten. Der Eintritt ins Kloster war zu dieser Zeit der standesgemäße Garant eines abgesicherten und möglichst sorgenfreien Lebens. Dennoch darf man den hier gepflegten Status nicht besonders hoch ansetzen. Der zahlenmäßig immer kleine Konvent verlor das Armutsideal nie aus dem Auge und lebte wirklich in sehr einfachen Verhältnissen. Das Kloster auf dem Adlersberg gehörte zu den wenig bedeutsamen Ordensniederlassungen, die in keiner Weise zu den großen Ordenshäusern in Konkurrenz treten konnten. Ohne den Rang einer Abtei führte er auf Dauer den minderen Status eines Priorates. Auch dessen Vorsteherin, die Priorin, stammte aus den Kreisen des Regensburger Bürgertums oder des oberpfälzischen Landadels. Insgesamt verlebten hier die besseren Töchter aus gehobenem Hause ruhige und auskömmliche, von den Sorgen der bäuerlichen Alltagswelt der Umgebung unbeschwerte Tage. Nie ist eine von ihnen durch besondere Leistungen auf kirchlichem, künstlerischem, literarischem, geistlichem oder auch geistigem Gebiet hervorgetreten. Von den in anderen Frauenklöstern üblichen qualitätsvollen Handarbeiten fehlt jede Spur. Trotz intensiver Suche konnte kein einziger Band einer Klosterbibliothek aufgefunden werden. In den uferlosen Unterlagen der vatikanischen Kirchenverwaltung, die im römischen „Repertorium Germanicum“ erschlossen werden, findet sich kein einziger Eintrag zum Kloster Petten-  
dorf. Eine Sachüberlieferung des Konvents ist nicht bekannt.

Das Kloster auf dem Adlersberg wurde von den wittelsbachischen Herzögen von Bayern eingerichtet.



Es gehört also in die Reihe der herzoglichen Stiftungen. Viele der großen Klöster in Bayern sind solche Gründungen der Landesherrn, denen es vereinzelt der Adel, die Bischöfe oder später auch das Bürgertum gleich zu tun versuchten. Die Herzogsgründung wird durch einen umfangreichen Urkundenbestand bezeugt, dessen Überlieferung im Jahr 1262 einsetzt. Dieser Beginn verweist in eine Spätphase mittelalterlicher Klosterkultur, als die große Zeit der Orden – zumindest vorübergehend – vorbei war. Im 13. Jahrhundert gründen die Wittelsbacher keine Klöster mehr,

sondern Städte. Das Kloster hier auf dem Adlersberg gehört somit zu den Nachzüglern der landesherrlichen Klostergründungen und fällt damit fast aus der Reihe.

Die späte Gründung fand ihren sichtbaren Ausdruck im Baustil. Er führt ins Zeitalter der frühen Gotik. Die Kirche entstand zur gleichen Zeit wie der Regensburger Dom. Zum Teil waren hier die gleichen Baumeister und auch die gleichen Handwerker tätig. Die Kirche gehört zu den bemerkenswerten Bauten der Frühgotik in Bayern. Sie ist ausgezeichnet durch qualitativ hochwertige Wandmalereien, deren Bedeutung die

*Abb. 2:  
Das Stifterbild in  
der Klosterkirche  
stammt aus dem  
14. Jahrhundert.*



Abb. 3: Die Umfassungsmauern des Zehentkastens wurden im 13. Jahrhundert errichtet.

Kunstgeschichte oftmals gewürdigt hat. Das Gotteshaus kennzeichnen vor allem die gewaltigen Dimensionen der Anlage. Es steht für die Architektur der Bettelorden der Zeit; die nächsten Vergleichsbauten sind die großen Kirchenhallen der Dominikaner und Franziskaner zu Regensburg. Es wird von Gebetscheunen gesprochen, in denen große Menschenmassen den wortgewaltigen Massenpredigern der Zeit ihr Gehör schenkten. Man fragt sich natürlich: Was soll eine solche Gebetscheune außerhalb der menschenreichen Großstädte auf dem Land? Hier lebten keine

Volksmassen; es gab in der unmittelbaren Umgebung ja nicht einmal ein Dorf. Das Kloster wurde als Einöde auf die freie Ackerflur gestellt. Die Anlage ist nur zu verstehen in der Tradition des Kirchbaues der Mendikantenorden unter maßgeblichem Einfluss aus der benachbarten Großstadt. Sie orientierte sich nicht an praktischen Bedürfnissen der Seelsorge, sondern an der Symbolik des Kirchenbaues, für die bereits die Größe ein Wert war. Bekanntlich hat die Gotik die gewaltigsten Kirchenbauten auf den europäischen Kontinent gestellt.

Die großdimensionierte Kirche kostete zusammen mit den notwendigen Ergänzungsgebäuden für den Konvent sowie die Ökonomie viel Geld. Dazu trugen auch die erstrangigen Baumeister bei, die zur gleichen Zeit an den Regensburger Großbauten tätig waren. Die eingesetzten Maler gehörten ebenfalls zur Elite ihrer Zunft und verlangten ein dementsprechendes Honorar. Dieses Geld musste beigebracht werden. Einen wesentlichen Grundstock lieferten die Mitgiften der Nonnen, die überwiegend aus finanzkräftigen Kreisen kamen. Sie mussten sich in den Konvent einkaufen. Ihre Familien spendeten auch weiterhin großzügig zur Sicherung ihres Seelenheiles. Das viel kritisierte Ablasswesen stand auch hier in Blüte. Das dauerhafte Fundament des Klosterbetriebes aber war eine ausgedehnte Klosterökonomie. Sie verfügte über einen geschlossenen Landgürtel rund um das Kloster, der aus der Hand der Gründerfamilie stammte. Dazu kam Streubesitz in der näheren Umgebung, aber auch Fernbesitz bis hinauf nach Amberg. Nur hier waren in dieser Spätzeit noch hinreichend Landreserven verfügbar. Auch das Dominikanerinnenkloster beteiligte sich an der kolonialisatorischen Erschließung des Raumes entlang der Flussachse der unteren Naab. Hier betrieben die Nonnen mit ihren Grundholden den Ackerbau und die Viehzucht mit ausgedehnter Weide-

und Fischwirtschaft. Daneben war der Weinanbau von großer Bedeutung. Das Bier und die Klosterbrauerei tauchen spät auf. Bekanntlich wurde Bayern erst an der Schwelle zur Neuzeit von einem Land des Weines zu einem Land des Bieres. In einem Besitzverzeichnis werden am Ende der Klosterzeit Einkünfte aus insgesamt 62 Bauernanwesen aufgeführt, sodass in etwa mit 500 Menschen zu rechnen ist, die auf dem Grundbesitz des Klosters lebten und wirtschafteten.

Dieser geraffte Überblick über die Grundzüge der Geschichte des Klosters zeigt das Bild des Landklosters eines Mendikantenordens, das immer klein blieb und wenig überörtliche Bedeutung entfaltete. Nie ist es in den Vordergrund getreten und gänzlich in der Bestreitung des Alltages aufgegangen. Seine Hauptleistung ist die Schaffung der ausgedehnten Klosteranlage mit dem Mittelpunkt der Kirche sowie der zugehörigen Konventbauten und Versorgungseinrichtungen. Der Gesamtkomplex wurde mit der einzigartigen Klostermauer umgeben. Mit den erforderlichen Modernisierungen ist er in ungewöhnlichem Ausmaß in unsere Gegenwart erhalten. Das Ensemble stellt ein Architekturdenkmal von bemerkenswerter Singularität dar. Aus dessen Geschichte seien im Folgenden drei Aspekte herausgestellt.

### Ein Vorläufer zu Pettendorf

Die schriftliche Überlieferung zum Kloster setzt mit einer Urkunde des Jahres 1262 ein. Dementsprechend wird in der Literatur die Gründung des Klosters auf dem Adlersberg in die frühen 1260er Jahre gesetzt. Seine Stiftung wird Herzog Ludwig dem Strengen von Bayern (1253–1294) zugeschrieben. Tatsächlich liegen von diesem zwei Herzogsurkunden vor, in denen er ausdrücklich als Gründer und Stifter (*fundator*)

angesprochen wird. Doch bezieht sich diese Angabe nur auf den Adlersberger Kirchenbau. Er geht auf diesen Herzog zurück. Seine Erbauung setzt in den 1270er Jahren ein – parallel zum Regensburger Dom. Der Bau zog sich hin. Die immer wieder behauptete Kirchweihe von 1341 fand nicht statt. Die Bauarbeiten sind bis ins ausgehende 15. Jahrhundert kontinuierlich weiterzuverfolgen. Eine Bauzeit von über zwei Jahrhunderten ist für einen Großbau dieses Ausmaßes durchaus üblich.

Doch hat der Bau eine Vorgeschichte. Sie vollzog sich weithin im Nachbardorf Pettendorf. Das Kloster wurde aus Pettendorf auf den Adlersberg verlegt. Dabei hat es den Namen mitgenommen. Dementsprechend hat das Kloster immer die Bezeichnung Pettendorf geführt. Ein Kloster mit dem Namen Adlersberg hat es nie gegeben. Die Anfänge des Klosters liegen in Pettendorf, worauf mit Nachdruck der Name verweist.

An seinem Beginn stehen die machtvollen Herren von Pettendorf. Es handelt sich um ein bedeutendes Adelsgeschlecht, das im späten 11. und frühen 12. Jahrhundert begann, sich eine eigene Adelherrschaft aufzubauen. Den angestrebten Grafenrang haben sie nie erreicht, obwohl sie sich im Umkreis der salischen Kaiser bewegten und sogar an der kolonialisatorischen Erschließung des mitteleuropäischen Raumes um Leipzig beteiligten. Im Rahmen des auffallenden Grafensterbens im Heiligen Römischen Reich sind sie aber sehr früh an ihr Ende gelangt. Der letzte Herr von Pettendorf war der Edelfreie Friedrich III. Sein Todesjahr wird um 1115/1119 angesetzt. Entsprechend dem Zeitalter der hochmittelalterlichen Kirchenreform verfügte der sterbende Edelherr Friedrich III. die Umwandlung seiner Stammburg Pettendorf in ein Kloster; das war ein zeitüblicher Vorgang. Er wollte, dass das Gedächtnis seiner Familie und seiner Person im Gebet

auf ewige Zeiten weitergeführt würde. Dafür konnte am ehesten ein Kloster sorgen. Diesen Auftrag erteilte Friedrich seiner Erbtöchter Heilica († 1270). Sie war verheiratet mit dem ersten wittelsbachischen Pfalzgrafen Otto IV. († 1256), der mit dieser Ehe den Ausgriff seines Geschlechtes in den Nordgau einleitete. Das Ehepaar Otto IV. von Wittelsbach und Heilica von Pettendorf hat den letzten Willen des sterbenden Edelherrn ausgeführt. Im Rahmen einer Gemeinschaftsaktion muss Friedrich III. von Pettendorf als der eigentliche Stifter, das Ehepaar Otto von Wittelsbach und Heilica als ausführende Gründer bezeichnet werden.

Der Standort dieses ersten Klosters ist im Friedhofsbereich zu Pettendorf zu suchen, wo auffallende Mauerreste beim Aushub von Gräbern wiederholt angeschnitten wurden. Da dieses keine weiteren Spuren hinterlassen hat, sind genauere Aussagen nicht möglich: weder zum Baubestand noch zur Ordenszugehörigkeit. Wir wissen nicht, ob es ein Männer- oder ein Frauenkloster war. Sicher ist nur, dass der Initiator Edelherr Friedrich III. von Pettendorf war und dass dessen letzte Verfügung das Wittelsbacherpaar Graf Otto IV. und seine Gemahlin Heilica umsetzte. In diesem Kontext haben sie zwei Klöster gegründet: eines in Pettendorf, das andere in Ens Dorf im oberpfälzischen Vilstal. Diese beiden Klöster gehören zusammen. In beiden Fällen sind die Anfänge um 1120 zu datieren. Somit steht wie in

Ens Dorf auch in Pettendorf ein Jubiläumsjahr an: 900 Jahre Kloster Pettendorf! Für diese Interpretation der Verhältnisse gibt es als Belege nur zwei nachträgliche Hinweise im Klosters Ens Dorf bei den Patres Jakob Parfueß (um 1480) und Anselm Meiller (1730).

Die sehr späten Zeugnisse sprechen jedoch nicht gegen deren Richtigkeit. Die Ens Dorfer Tradition spiegelt auch die örtliche Überlieferung zu Pettendorf wieder: Sie ist zutreffend.

Freilich hatte diese erste Klostergründung nur kurzen Bestand; sie ging schon nach wenigen Jahrzehnten wieder ein. Daran waren die wittelsbachischen Gründer keinesfalls unbeteiligt. Ursache waren Veränderungen in der politischen Großwetterlage: die Verselbständigungstendenzen der nahen Großstadt Regensburg als Stadt des Königtums und des Reiches.

Um 1160 setzt der Kampf des Herzogtum Bayern gegen diese Bestrebungen ein. Er wurde wesentlich von den wittelsbachischen Pfalzgrafen betrieben. Sie besannen sich des alten Herrschaftspunktes der Familie zu Pettendorf und reaktivierten ihn, um auch von hier aus Druck auf die widerborstige Stadt auszuüben. Ab 1160 begegnet plötzlich eine Reihe von wittelsbachischen Ministerialen auf Burg Pettendorf: Seyfried, Dietrich, Heinrich, Eckebrecht. Sie sind als Statthalter der wittelsbachischen Pfalzgrafen im Kampf gegen das ausscherende Regensburg zu deuten. An ihrer Stammburg wird, sehr früh, eines der 36 wittelsbachischen Urbarsämter eingerichtet. Von



Abb. 4:  
Das Siegel des  
Konvents Pettendorf  
befindet sich an  
einer Urkunde, die  
auf den 10. August  
1443 datiert ist.

einem Kloster zu Pettendorf ist ein volles Jahrhundert lang nichts mehr zu hören. Diese Auseinandersetzungen zwischen der Großstadt und den Landesherrn dauerten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts an. 1256 kam es schließlich sogar zum Krieg, den die überlegene Reichsstadt gewann. Eine Bedingung des abschließenden Friedensvertrages von 1259 war die Räumung aller herzoglichen Positionen im Donaubogen. In diesem Zusammenhang musste die Burg Pettendorf geschleift werden. Sie wurde dem Erdboden gleichgemacht; daher rühren die unterirdischen Mauerreste im Friedhofsbereich. Nun besannen sich die immer um die Orden besorgten Wittelsbacher wieder des früheren Klosters. In den beginnenden 1260er Jahren wird die eineinhalb Jahrhunderte zurückliegende Stifterverfügung des Edelherrn Friedrich III. erneut aufgegriffen und das frühere Kloster Pettendorf nach einer Unterbrechung von hundert Jahren wiederhergestellt. Das ist der Hintergrund der 1262 einsetzenden Urkundenüberlieferung.

Dieses zweite Kloster in Pettendorf wird nun dem neuen und modernen Orden der Dominikanerinnen übergeben. Sie kamen aus Heilig Kreuz/Regensburg und begannen auf den Fundamenten der geschleiften Burg Pettendorf den Neubau einer Klosteranlage. Angesichts ungünstiger Zeitumstände konnten die Arbeiten nicht sehr vorangetrieben, geschweige denn zum Abschluss gebracht werden. Hauptursache waren die unsicheren Jahre des Interregnums (1245–1273) im Heiligen Römischen Reich, als es vorübergehend keine Kaiser gab. Friedrich Schiller sprach von der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, in der der Adel oftmals zum Raubrittertum verkümmerte und vielerorts sein Unwesen trieb. Eines dieser verkommenden Geschlechter waren die Ritter auf der nahen Burg Löweneck (bei Penk). Auf der Suche nach Wertgegenständen machten sie bei einem ihrer Raubzüge durch

die Umgebung die begonnenen Neubauten zu Pettendorf mit Feuer und Schwert dem Erdboden gleich.

Doch ließen sich die Nonnen nicht abschrecken und begannen unverzüglich in den 1270er Jahren mit dem Wiederaufbau. Sie errichteten in einem dritten Anlauf das Kloster nun aber nicht mehr am alten Standort in Pettendorf, sondern wichen auf den Adlersberg aus. Die Einöde entsprach der Askese des Ordens mehr als der herrschaftliche Brennpunkt Pettendorf. Abermals erfreuten sie sich der Förderung des wittelsbachischen Landesherrn. Nach 1270 wird mit dem Bau der Klosteranlage auf dem Adlersberg begonnen, wo der Konvent dann auf Dauer verbleiben sollte. Er erhielt Verstärkung aus Weißenburg, wo ein Augustinerkloster von Herzog Ludwig im Rahmen seiner Expansionspolitik eingäschert worden war. Das Kloster auf dem Adlersberg hat also eine ereignisreiche Vorgeschichte, die sich im Wesentlichen zu Pettendorf vollzog. Sie wird erstmals im anzuzeigenden Buch im Zusammenhang dargestellt.

### Ein Sühnekloster

Kloster Pettendorf gehört also in die Reihe der wittelsbachischen Klosterstiftungen in Bayern. Während des 12. und 13. Jahrhunderts waren die wittelsbachischen Pfalzgrafen und Herzöge von Bayern die entscheidenden Förderer, die vielen Widrigkeiten zum Trotz die Errichtung und den Erhalt des Klosters mit starker Hand durchgesetzt haben. Diese Feststellung führt zur Frage nach den Gründen für ihren besonderen Einsatz: Warum haben sich die Wittelsbacher gerade an diesem, für ihre Stammlande doch entfernten Ort so energisch und beharrlich engagiert?

Der Blick auf die geschilderte Entwicklung hat bereits ein herrschaftspolitisches Motiv dargelegt. Zum



Abb. 5: Der Ausschnitt aus den „Bairischen Landtafeln“ von Philipp Apian aus dem Jahr 1568 zeigt das Gebiet im Nordwesten von Regensburg. In der unteren Bildmitte ist der Adlersberg als „Arlasperg“ eingezeichnet.

einen war es die geografische Lage am Rande des Donauebogens um Regensburg; in diesem Zentralraum spielte sich damals das politische Geschehen in Bayern hauptsächlich ab. Pettendorf markierte einen der höchsten Punkte im nördlichen Vorfeld der Großstadt, die aus dem Verband des Herzogtums

ausscherte; diese Lage verschaffte dem alten Burgort eine heutzutage kaum mehr verständliche militärische Bedeutung. Die Gründung des Klosters der Dominikanerinnen war dann Ausdruck der durch politischen Druck reduzierten wittelsbachischen Präsenz in diesem damals hochbrisanten Konkurrenzraum.

Zu diesen herrschaftlichen Gegebenheiten kam aber als religiöser Anstoß das Sühnemotiv. Das Kloster Pettendorf war ein Ort, an dem sich das Haus Wittelsbach veranlasst sah, Sühne zu tun. Dafür gab es mehrere Anlässe. Zum ersten Mal wurde der Sühnedenke bei der Gründung um 1120 wirksam. Wenige Jahre vorher war Papst Paschalis II. 1111 in einer spektakulären Aktion in Rom von den Truppen Kaiser Heinrichs V. gefangengesetzt und in der Engelsburg interniert worden. Die Gewalttat erregte bei den Zeitgenossen ungeheures Aufsehen. An diesem Feldzug hatte der junge wittelsbachische Graf Otto teilgenommen, auch wenn er an der Aktion gegen den Papst nicht direkt mitgewirkt haben soll. Dennoch belegte der nachfolgende Papst Calixt II. alle an dem Unternehmen Beteiligten mit der schwersten Kirchenstrafe: dem Kirchenbann. Der Missetäter sollte Buße tun und zur Sühne ein Kloster stiften. Pfalzgraf Otto hat diese Kirchenstrafe sehr ernst genommen und gleich mehrere Ordenshäuser errichtet: 1119 Indersdorf; 1119 Scheyern; 1120 Ens Dorf. Als viertes Kloster ist Pettendorf in diese Reihe zu stellen. Es ist ein weiteres Sühnekloster des sündigen wittelsbachischen Pfalzgrafen. Dass er gerade an diesem Ort tätig wurde, wurde von der Erbverfügung des sterbenden Edelherrn Friedrich III. verursacht. Hier wirkten mehrere Anstöße biologischer, herrschaftlicher und religiöser Art zusammen, unter denen das Sühnemotiv gewiss nicht das unwichtigste war.

Im Rahmen der herrschaftlichen Entwicklung trat das Sühnemotiv in der folgenden Wittelsbachergene-

ration wieder in den Hintergrund; einmal mehr überlagerte die Politik die Religion. Es kam dann aber um 1260 in veränderter Konstellation ein zweites Mal zum Tragen. Nun war die Donauwörther Bluttat von 1256 der neue Auslöser. Am 18. Januar 1256 hatte Herzog Ludwig II. (1253–1294) seine Gemahlin Maria von Brabant in blinder Eifersucht köpfen lassen, weil er sie der Untreue beschuldigte. Als sich die Hinrichtung als unberechtigt herausstellte, schritt er erneut zur Sühne. Abermals stiftete er ein Kloster: das Zisterzienserstift Fürstenfeld im Westen von München. Diese dramatischen Ereignisse in Oberbayern fallen genau zusammen mit der Erneuerung des Klosters Pettendorf nach dem verlorenen Krieg gegen die Reichsstadt Regensburg. Die Gleichzeitigkeit dieser Vorgänge begründet zwingend die Annahme, dass das Motiv zur Stiftung von Fürstenfeld auch in Pettendorf wirksam geworden sein muss. Abermals verstärkte der religiöse Anstoß in Synergie die herrschaftlichen Notwendigkeiten. Erneut wurde der Sühnegedanke als komplementäres Motiv wirksam.

Wiederum ein Jahrhundert später wurde der Sühnegedanke ein drittes Mal unter dem wittelsbachischen König und Kaiser Ludwig dem Bayern (1314/28–1347) wirksam. Die Königsherrschaft dieses größten der Wittelsbacher im Mittelalter steht unter den Vorzeichen der fundamentalen Auseinandersetzung mit der Papstkurie zu Avignon um den Vorrang als oberste Instanz auf dieser Welt. In diesem erbitterten Ringen hat ihn und sein Geschlecht Papst Johannes XXII. 1324 erneut mit der schwersten Kirchenstrafe der Exkommunikation belegt. Der Kirchenbann hat ihn sehr belastet. Ein Leben lang hat er sich bemüht, dem Papstverdikt mit der Betonung seiner ausgeprägten Kirchenliebe entgegenzutreten. Diesem Bestreben verdankt Kloster Ettal sein Entstehen. Es wurde aber auch im Kloster Pettendorf wirksam. Eine wichtige

bildliche Umsetzung dieser Bestrebungen ist in der hiesigen Kirche bei der Kanzel zu sehen: das hochbedeutsame Fresko stellt die beiden wittelsbachischen Straftäter und Bußwilligen, Ludwig den Strengen und Ludwig den Bayern, als Kirchenstifter dar. Hier fand der generationsübergreifende Sühnegedanke seine malerische Umsetzung. Doch waren diese lebenslangen Bemühungen um Rehabilitation erfolglos; bis heute wurde der Kirchenbann Kaiser Ludwigs nicht förmlich aufgehoben.

An drei Stationen kommt also der Sühnegedanke in der Geschichte des Klosters Pettendorf wirkungsvoll zum Tragen. Die erste und die letzte brachten das Kloster in direkte Verbindung zur Papstkurie. Auch in der Folgezeit kommt in vielen Wittelsbacher Urkunden bis in die Endzeit des Klosters der Gedanke zum Tragen, dass das immer sehr machtbewusste Geschlecht durch sein politisches Handeln schwere Schuld auf sich geladen habe und dass es deswegen Buße tun müsse. In eben dieser Absicht förderte es neben anderen Häusern das Kloster Pettendorf, das dementsprechend als Familienkloster und noch präziser als Sühnekloster bezeichnet werden kann. In diesem Sinne wurde damals sogar der Name des Klosters ausgelegt. Er wurde mit dem Verbum beten in Zusammenhang gebracht und als Ort besonders intensiven Gebetes für das Haus Wittelsbach gedeutet: *Pettendorf id est villa orationum* heisst es ausdrucksstark im hochrangigen Dokument der „Scriptores ordinis Praedicatorum“ (Band I, Paris 1719, S. X).

Dieses für die regierende Dynastie wichtige Familienkloster geriet freilich durch die allmähliche Verlagerung des Herrschaftsschwerpunktes in Bayern von Regensburg nach München nach Kaiser Ludwig ins Abseits und fiel so immer mehr in Vergessenheit. Der in der Folgezeit langsam fortschreitende Niedergang mündete schließlich in die Aufhebung 1542.

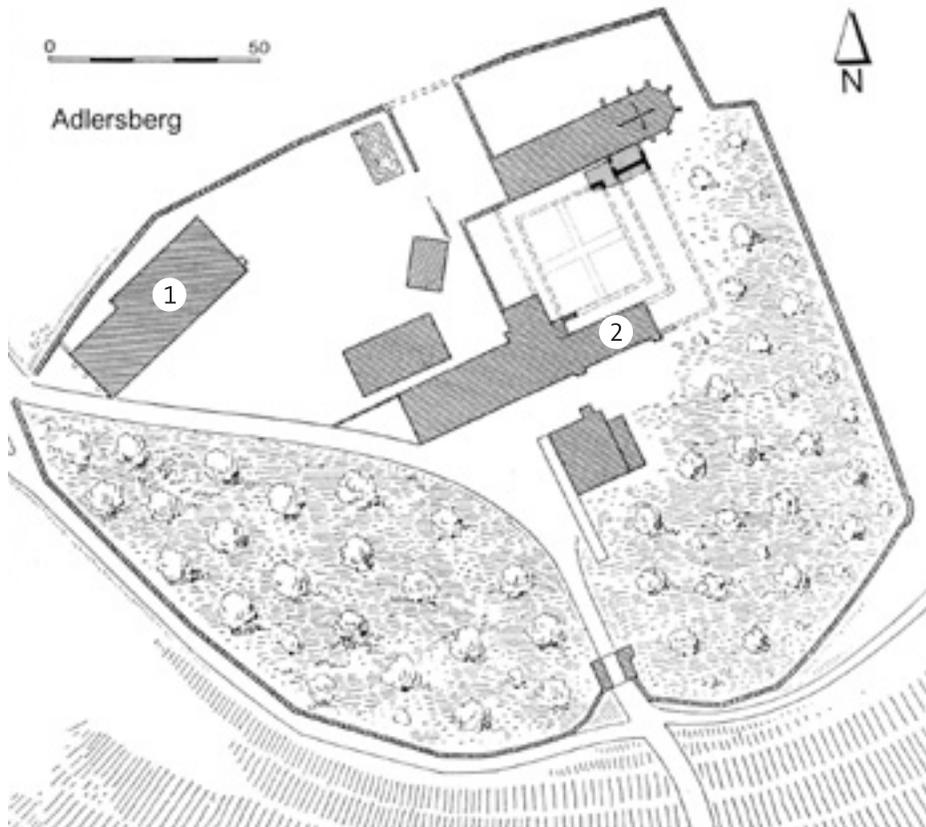


Abb. 6: Von der frühgotischen Klosteranlage auf dem Adlersberg sind noch die Umfassungsmauern des Zehentstadels (1), ein Teil des ehemaligen Südflügels der Klausur (2), die Kirche und die Ringmauer erhalten.  
(Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege)

### Das Ende

Der Pettendorfer Konvent ist in den Jahrhunderten seines Bestandes nie in den Vordergrund getreten; er ist völlig in seinem Alltag aufgegangen. Das sollte sich allerdings am Ende des Klosters ändern. Ein einziges Mal zog es wirklich überörtliches Aufsehen auf sich. Dieser außergewöhnliche Vorgang steht mit der

Reformation Martin Luthers in Zusammenhang. Sie spielte für Kloster Pettendorf eine ungleich größere Rolle als für die meisten Klöster in Bayern.

Sehr bald nach dem Thesenanschlag zu Wittenberg 1517 geriet auch der Pettendorfer Konvent unter lutherische Einflüsse. Sie wurden ermöglicht durch die politische Entwicklung. Im Jahre 1505 wurde das Kloster der Unterstellung unter das Regiment der bayerischen Wittelsbacher entzogen und dem neu gegründeten Fürstentum Pfalz-Neuburg zugeordnet. Im Gegensatz zu den Herzögen von Bayern öffneten sich die wittelsbachischen Landesherren im neuen Fürstentum Pfalz-Neuburg dem Luthertum und gewährten evangelischen Bestrebungen Zugang. Diese fanden, verstärkt von den Entwicklungen in der nahen Reichsstadt Regensburg, auch im Konvent zu Pettendorf Beachtung.

Die lutherischen Lehren erfassten vor allem die Priorin, die sich unter diesem Eindruck von ihrem Konvent abwandte und das Stammhaus fluchtartig verließ. Sie tat sich zusammen mit dem Prior des bedeutenden Regensburger Dominikanerkloster zu St. Blasius P. Moritz Fürst, der den gleichen Schritt wagte. Die beiden Abtrünnigen flohen ins protestantische Franken und gingen dort im Jahr 1525 eine Ehe ein. Die Priorin des Frauenklosters Pettendorf, die sich mit dem Prior des großen Dominikanerklosters zu Regensburg liierte und sich gemeinsam mit diesem aus dem Staube machte, das war natürlich ein sehr aufregender Stoff! Der wegen der Mitnahme von Kirchengut gegen beide Flüchtlinge in Nürnberg durchgeführte Strafprozess machte die Affäre zudem zum Kriminalfall, der nicht nur in der protestantischen Geschichtsschreibung viel Beachtung fand, sondern noch mehr die populäre Sensationshistorie bis heute beschäftigt.

Mit diesem spektakulären Vorgang sind noch immer Probleme verbunden. Sie setzen bereits bei der

Klärung des Namens der betroffenen Priorin an. Dieser wird in der einschlägigen Literatur sehr unterschiedlich angegeben. Die Einsicht der Akten sichert ihn als Margarete Hinzenhauser. Die Dame entstammte dem Dorfadelsgeschlecht der Hinzenhauser bei Altmannstein. Sie war als junges Mädchen von ihrer Familie, wie ihre Schwestern andernorts, ins Kloster Pettendorf gesteckt worden. Als Angehörige des Niederadels wurde sie dort sehr rasch zur Priorin gewählt. Doch konnte sie sich mit diesen Verfügungen überhaupt nicht abfinden und blieb in jeder Hinsicht inaktiv. Bald freundete sie sich mit dem Prior des Nachbarklosters St. Blasius zu Regensburg, Prior Moritz Fürst, an, mit dem sie in Geschäftsfragen oft zu tun hatte. Bei beiden stieß die Aufforderung Luthers, die Klöster als Orte der Unfreiheit zu verlassen, auf offene Ohren. Bereitwillig nahmen sie dessen Angebot zur Kenntnis, dass auch Klosterangehörige eine Heirat eingehen könnten. Fast gleichzeitig mit Luther haben sie 1525 eine Ehe geschlossen und sind dann in Franken als Pastorenehepaar tätig geworden. Die Hinzenhauser haben die Abtrünnige daraufhin aus der Familiengeschichte getilgt.

Die Affäre um die Priorin Katharina Hinzenhauser von Pettendorf ist ein wichtiges Beispiel für die sehr frühe und intensive Wirksamkeit der Reformation im Regensburger Raum. Sie steht im Wirkkreis von Einflüssen aus Franken, die aus der Reichsstadt Regensburg heraus bestärkt wurden und auf die ländliche Umgebung ausgriffen. Diese Impulse fanden gerade bei jungen, auch weiblichen Mitgliedern des Adels Beachtung. Nicht mehr gewillt, dem Diktat des Familienverbandes Folge zu leisten, öffneten sie sich der lutherischen Idee der Freiheit des Christenmenschen und schlugen den Weg eines selbstbestimmten Lebens ein. Dieser führte die Expriorin in die fränkische Fremde, wo sie ein neues Leben aufbaute.



*Abb. 7: Im ehemaligen Südflügel der Klausur war im Erdgeschoss einst das Refektorium untergebracht, im Obergeschoss befanden sich Zellen der Dominikanerinnen.*

Dem Beispiel der Priorin schlossen sich mehrere Konventualinnen und Novizinnen an. Nach zwei Jahrzehnten lebten gerade noch vier betagte Nonnen im Haus. Unverkennbar ging der Konvent durch diese innere Aushöhlung seinem Ende entgegen. Der Schlusspunkt aber kam letztlich von außen aus der Politik. Am 22. Juni 1542 entschloss sich der Landesherr Pfalzgraf Ottheinrich zum förmlichen Übertritt vom Katholizismus zum Protestantismus. Seiner Entschei-



*Abb. 8:  
Die beeindruckende  
Ringmauer der  
Klosteranlage ist  
bis heute weitest-  
gehend erhalten.*

dung hatte sich das Territorium zu fügen. Mit Edikt vom 23. Juni hob der Landesherr fast alle Klöster in seinem Fürstentum auf. Damit setzte Ottheinrich auch den Schlusspunkt des monastischen Lebens auf dem Adlersberg. Das Kloster wurde ein Opfer der Reformation.

#### **Ein kleiner Pfaffenwinkel in der Oberpfalz**

Die Geschichte des Klosters Pettendorf umfasst einen Zeitraum von insgesamt viereinhalb Jahrhunderten, die nur wenige Höhepunkte aufweisen. Bei näherem

Zusehen ergibt sich, dass sie sich gänzlich in den Bahnen der Entwicklung der monastischen Welt im mittelalterlichen Deutschland vollzog, freilich infolge der Reformation früh abbrach. Der Blick auf Pettendorf ergibt die ungewöhnliche Funktionsabfolge von Edelsitz – Kloster – Ministerialensitz – Urbarsamt – Mendikantenkloster. Durchgehend zeigt sich ein ungewöhnliches Wechselspiel von Politik und Religion. Das Kloster entpuppt sich als aussagekräftiges Beispiel der oftmals herausgestellten „politischen Religiosität des Mittelalters“.

Für die örtliche Bevölkerung war entscheidend die unmittelbare Entwicklung rund um das Stamm-

haus. Sie war gänzlich auf das Kloster ausgerichtet und prägte die Lebenswirklichkeit der hiesigen Menschen in sehr nachhaltiger, vergleichsweise positiver Weise. Das gilt über den Bestand des Dominikanerinnenklosters im Mittelalter hinaus. Durch die Zuordnung der auf das aufgehobene Kloster folgenden Klosterhofmark zum Zisterzienserkloster Kaisheim mit dem Superiorat Pielenhofen gilt das weit in die Neuzeit hinein. Über insgesamt sieben Jahrhunderte hinweg haben Nonnen und Mönche das Leben und Wirtschaften der hier lebenden Menschen in der gesellschaftlichen Realität des Kleinbauerntums und im persönlichen Alltag geprägt. Von ihrem Wirken auf dem Adlersberg ist Wichtiges geblieben. Es ist im eindrucksvollen Bauensemble bis heute greifbar und sichtbar. Nicht nur am Palmsonntag ist auch der monastische Geist auf dem Adlersberg noch immer zu spüren. Jahr für Jahr wird am 15. August das Patrozinium Mariae Himmelfahrt begangen; seit 1262 ist der Marienkult für das Kloster bezeugt. Das hiesige Stifterbild bietet die älteste

Darstellung der Schutzmantelmadonna in Deutschland – ein einzigartiges Dokument der besonderen Marienverehrung an diesem Ort. Der Adlersberg ist einer der vielen heiligen Berge im oberdeutschen Raum geworden; dazu haben ihn die hier wirkenden Nonnen und Mönche gemacht. Die ungewöhnliche Struktur des Dorfes macht das noch heute sichtbar. Diese Verhältnisse trifft gut, wenn in dem vorzustellenden Buch der Adlersberg mit seinem Umfeld als kleiner Pfaffenwinkel in der Oberpfalz beschrieben wird. Die Kennzeichnung erfolgt in Anlehnung an den bekannten Pfaffenwinkel im südlichen Oberbayern, der ohne jeden abwertenden Beigeschmack die starke kirchliche Prägung dieses Landstrichs betont. Das Attribut passt auch für den Adlersberg. Auch er ist mit seiner Umgebung ein solcher Pfaffenwinkel, in den das Kloster Pettendorf den entscheidenden Akzent setzte. Diese Feststellung gilt für die Jahrhunderte der Geschichte. Sie gilt in angepasster Form auch noch für unsere Gegenwart.



Abb. 1: Rudi Hurlmeier wurde u. a. als „Meister der Komischen Kunst“ und „Humoristischer Freigeist“ bezeichnet, aber auch als „Rastloser Sucher und ehrlicher Finder“, „Malerfürst aus München“, „Feingeist Hurlmeier“, „Münchner Ausnahmetalent“ und „Instanz in der deutschen Humorlandschaft“.

Fritz Wallner

## Wie der Aff' im Anzug aussieht

Rudi Hurzlmeier und seine „Komische Malerei“

Der aus Eggmühl/Unterdeggenbach im Markt Schierling stammende Künstler Rudi Hurzlmeier hat es mit seiner „Komischen Malerei“ an Deutschlands Spitze und zu internationaler Beachtung gebracht.

Rudi Hurzlmeier ist ein bekannter und erfolgreicher Vertreter der „Komischen Malerei“, aber auch ein begnadeter Zeichner, Objektmacher und Texter. Sein Werk changiert zwischen Extremen, je nachdem, welchen Witz oder welchen philosophischen Gedanken er vermitteln will. Surrealistischer Barock, durchzogen von schwärzestem, urbayerischem Humor, dargeboten mit exquisiter handwerklicher Könnerschaft: Grenzen sprengende Fabulierkunst, ein Fest für die Sinne und die Un-Sinne. Der 68-jährige Cartoonist, Maler und Autor beweist, dass man mit unablässiger Energie und dem Willen zum Erfolg auch als Autodidakt extrem gut, kreativ und erfolgreich sein kann. Und er ist ein Beweis dafür, dass Ostbayern, die Oberpfalz und Niederbayern, für die Kultur eine besonders fruchtbare Gegend ist. Diese Tatsache wird oft unterschätzt, weil es die meisten in die Metropole zieht.

Rudi Hurzlmeier – „RuDiHu“, wie er selbst abkürzt – ist in seinem Genre ein ganz Großer, der auch international höchste Beachtung erfährt. Er ist in Eggmühl/Unterdeggenbach aufgewachsen, einem Teil

Niederbayerns, der heute den südlichsten Zipfel der Oberpfalz darstellt. Mit seinen Werken bringt er die Betrachter zum Lachen, aber auch zum Nachdenken. „Alles, was man nicht kapiert, ist interessant!“, ist einer seiner Leitgedanken. Davon ausgehend will er sich auf Unvernünftiges, Seltsames und Mysteriöses einlassen. Dafür hat er „Antennen“ – womit er nicht auf seine gerade noch bis zu 30 Haupthaare anspielt – die er, quasi als Markenzeichen, fast ein wenig akkurat in Richtung Himmel drapiert.

Früher hat man gemeint, manchmal höre der Spaß auf, wenn etwas zu weit ging. In der Sprache der Enkelgeneration dagegen „hat der Spaß ein Loch“. Das Gegenteil zeigt Rudi Hurzlmeier Tag für Tag, denn bei ihm findet der Humor-Spaß – als Ausdruck des manchmal Unmöglichen bis Unerträglichen – sein Loch, um Geschichten zu erzählen und Menschen zu erfreuen oder auch zum Nachdenken anzuregen. Immer wieder aber auch in der Hoffnung, einen Beitrag zum Aufrütteln zu leisten, der mit dem Risiko verbunden ist, die Betrachter – besonders die Betroffenen und Ertappten – zu ärgern oder gar zu erzürnen.

Der Künstler ist seit 34 Jahren ständiger Mitarbeiter der Satirezeitschrift „TITANIC“. Die sehr gegenständlichen Bilder und Zeichnungen mit Hang zum Hintersinnig-Absurden, lassen ihn als romantisch-komischen Surrealisten erkennen. Es geht um die feine Kunst der Ironie.

Tiere spielen bei seiner Malerei eine bedeutende Rolle. Es bleibt nicht bei den Affengesichtern mit

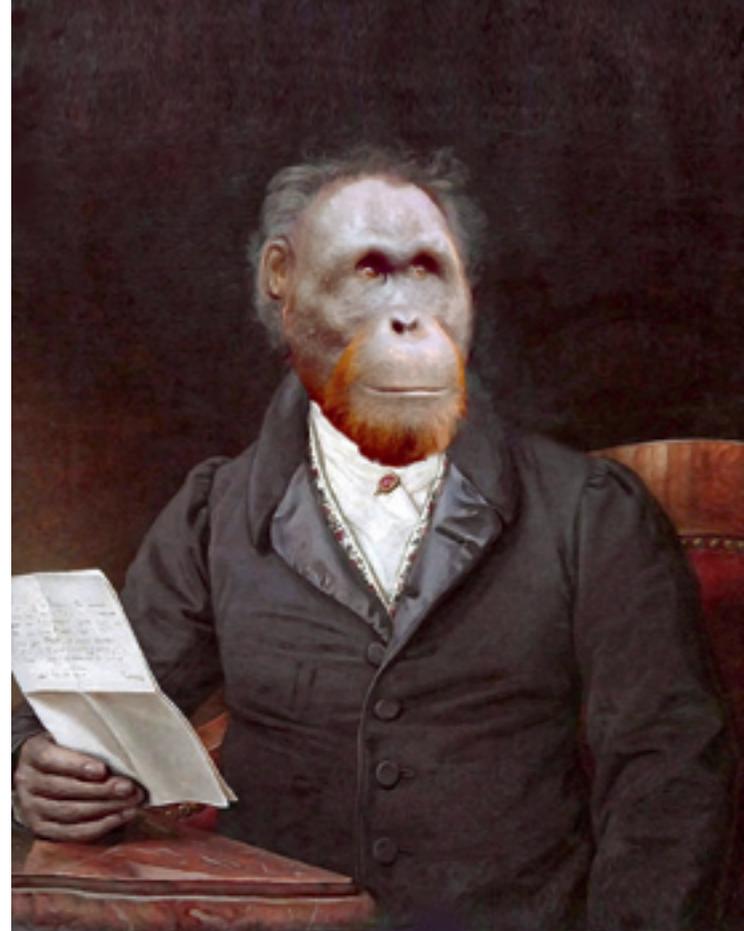


Abb. 2:  
*Hier ruhte Goethe*

Abb. 3:  
*Goethe nach  
Joseph Karl Stieler*

Menschenoberweite, -kleidung und -untergestell. Rudi Hurzlmeier setzt sich zum Beispiel auch mit Hunden auseinander – auch mit Dackeln. Nicht zuletzt deshalb trägt eines seiner knapp 50 Bücher den Titel „Ich wollt, ich wär dein Hund“.

Aber er mag besonders auch Affen. Werke berühmter alter Maler hat er zum Beispiel verfälscht und jeweils den Menschen- durch einen Affenkopf ersetzt. „Es ist spannend, wie intelligent ein Aff’ aussieht, wenn er einen Anzug an hat!“, schmunzelt Hurzlmeier beim Blick auf das berühmte Goethe-Gemälde von Joseph Karl Stieler. Ja, nicht nur das Kunstwerk selbst, auch diese Zwei- oder Mehrdeutigkeit der Erklärung bewirken das eigene Schmunzeln. Alle Tiere, auch die Dackel, gebärden sich in seinen Werken wie Menschen,



lachen wie sie, und treiben’s wie sie. Hunde haben eine ähnliche Mimik wie Menschen, so RuDiHu. Das Lächeln, das aggressiv schauen, greife er auf. Es seien Nuancen, die für die Komik in der Malerei verantwortlich sind. Wichtig ist dem Künstler, dass die Tiere nicht als Karikatur dargestellt werden, sondern anatomisch richtig, aber mit einem kleinen humoristischen Dreh.

Daraus wird dann oft nicht nur der sprichwörtliche Spiegel, den Rudi Hurzlmeier den Menschen vorhält, sondern er entlarvt sie damit auch. Er ersetzt das menschliche Antlitz durch eine Tier-Visage, und man merkt das beim schnellen Hinschauen erst einmal nicht wirklich. So ähnlich, ja so irgendwie verwandt – fast identisch – kommen der hochentwickelte Mensch und das so niedere Wesen daher. Die Viecher



Abb. 4:  
Der Kaktusfreund  
nach Carl Spitzweg

Abb. 5:  
Mona Lisa nach  
Leonardo da Vinci

unterscheiden sich kaum noch vom Menschen. Weil sich der – schnelle – Blick auf Nebensächlichkeiten, auf Unwichtigkeiten, auf Äußerlichkeiten konzentriert und reduziert, und nicht mehr auf das eigentlich viel wichtigere Gesicht, das uns viel mehr über die Menschen verrät. Bei diesem Gedanken könnte man erschrecken – oder sich daran erfreuen.

### Regensburger Zeit

Rudi Hurlzmeier wurde 1952 im Sanatorium des Klosters der Armen Franziskanerinnen zu Mallersdorf geboren. Sein bürgerlicher Name sei „Rudolf Freiherr Hurlzmeier zu Deggenbach“ und seine Herkunft ent-

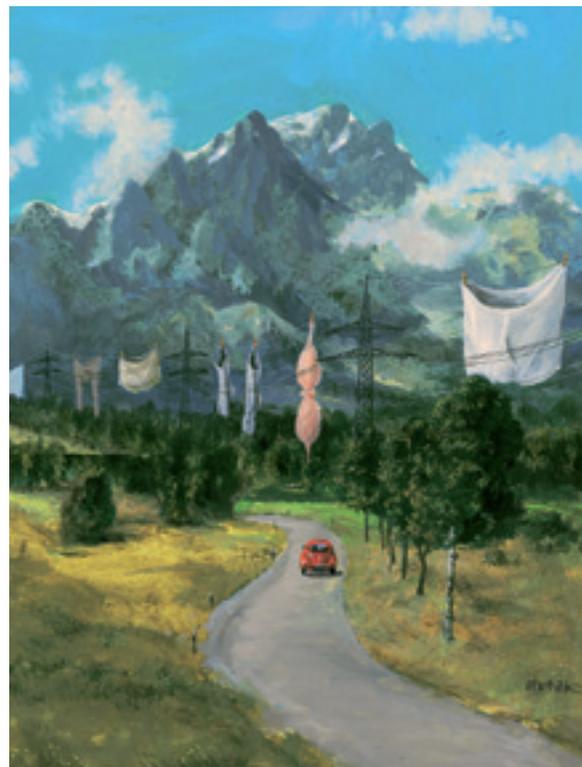
stamme dem niederen Landadel, hat er da und dort kolportiert, als einen Einstieg und Teil von Satire, sowie als Ausdruck von Freiheit und Eigenständigkeit zugleich. Er ist das mittlere von sieben Geschwistern. Seine Vorfahren väterlicherseits waren Bauern in Pinkofen und Pfakofen, seine Mutter stammte aus München.

Mit 16 Jahren verließ er die für ihn zu eng gewordene Idylle im „Sizilien der Oberpfalz“, wie Schierling schon einmal wegen seiner Lage an der südlichsten Stelle des Regierungsbezirks genannt wurde. Er floh aus der von ihm als traumatisiert empfundenen Nachkriegsgeneration. Er floh vor den Konflikten, die er beobachtete: als die Menschen, Einheimische und Flüchtlinge, unter- und gegeneinander, oft wie Hund und Katz aufeinander gewesen sind.



Abb. 6:  
Service-Station

Abb. 7:  
Scheußliche Gegend



Sein erstes Ziel war Regensburg. Dorthin war er täglich mit dem Zug ins Goethe-Gymnasium gependelt, bis er die Schule schmiss. Nach der Lehre als Dekorateur im Goliath-Haus bezog er mit einem Freund eine möblierte Wohnung, für die 50 Mark im Monat aufzubringen waren. In einer Backstube machten sie Musik. Rudi war der Schlagzeuger. Seine „Karriere“ setzte er als Dekorateur, Tankwart, Dressman, Obduktionsassistent, Hotelbuskoch, Gigolo, Kulissenbauer, Antiquitätenhändler, Krankenpfleger und als Gag-Writer für bekannte Komiker fort. Anfang der siebziger Jahre hatte es ihn in die Landeshauptstadt

München gezogen. Dort studierte er nebenbei – nachdem ihm die Kunstakademie ein Studium verweigerte – autodidaktisch Komische Künste. Ab 1980 zeichnete er erste Cartoons für die damals gegründete „Münchner Stadtzeitung“, die ihm jeweils eine ganze Seite einräumte.

Mit seiner Frau Gabriella Watenphul hat er zwei Söhne, Leonhard und Julian, die ebenfalls Maler und Zeichner sind. Leonhard studierte in München Malerei und ist international erfolgreich. Julian wurde mit dem Downsyndrom geboren, er ist ein origineller Outsider-Artist.

Rudi Hurlzmeier fasste sein Leben einmal selbst so zusammen: „Ohne Aufgaben bis 6, verschiedene Schulen bis 16, diverse Tätigkeiten bis 36, allerhand komische Kunst bis jetzt.“

### „Titanic“ und Meinungsfreiheit

Seit 1986 veröffentlicht das Satire-Magazin Titanic regelmäßig Hurlzmeiers Zeichnungen und Gemälde. Er ist damit aktuell der langjährigste Mitarbeiter. Seine Kunst hat viele Richtungen und – junge – Chefredakteure überdauert. Weil sie kritisch am Puls der Zeit ist, hellhörig macht und deshalb jederzeit den Geschmack der Leserschaft bereichert. Monatlich gestaltet der Künstler zwei Seiten in dem Erzeugnis, das es immerhin auf fast 100.000 Exemplare Auflage bringt. „Ich mache das, was mich interessiert!“, stellt er fest, denn in der komischen Kunst gebe es völlige Freiheit.

So gar nicht gemütlich empfanden es im Laufe der letzten Jahrzehnte manche der „Opfer“ seiner Kunst. Immer wieder fühlte sich jemand beleidigt und bemühte Gerichte, um zu klären, ob Hurlzmeiers auf Papier gebrachte – gemalte, gezeichnete und mit Schlagworten bereicherte – Gedanken noch der Meinungsfreiheit entsprachen. Als Anfang 2010 nach und nach die Missbrauchsfälle in Einrichtungen der katholischen Kirche bekannt geworden sind, hat Rudi Hurlzmeier das Titelblatt des Satire-Magazins Titanic gestaltet. Schon deftig, vieldeutig und provozierend. Rund 100 Beschwerden sind gegen die satirische Zeichnung beim Deutschen Presserat eingegangen. Moniert wird eine Verletzung der Ehre und der religiösen, weltanschaulichen und sittlichen Überzeugungen sowie eine Diskriminierung von Anhängern einer religiösen Gruppe. Bei der Staatsanwaltschaft Frankfurt am Main wurden 18 Strafanzeigen gegen die



verantwortlichen Redakteure der Zeitschrift eingereicht. Die Staatsanwaltschaft prüfte einen möglichen Verstoß gegen die Beschimpfung von Bekenntnissen, Religionsgesellschaften und Weltanschauungsvereinigungen. Doch es wurde kein Ermittlungsverfahren eingeleitet, es lag keine Verletzung vor. Alles war von der Meinungsfreiheit gedeckt.

RuDiHus Freund Gerhard Polt hat dafür die Begründung formuliert: „Humor ist ein unendliches Thema, ist ein Ozean. Eine Demokratie aber braucht Humor. Da, wo die Fundamentalisten sind, da ist kein Humor, und wo sie waren, war er auch nicht.“

Abb. 8:  
*Missionsstation*



Abb. 9: *Dolce Vita*

#### Mit Heribert Prantl

Mit seiner Malkunst, die Generationen von Meistern augenzwinkernd zitiert, hat Rudi Hurlzmeier der Satire ein neues Feld erschlossen. „Hurlzmeier verkörpert jenen Künstlertyp, dem einst rühmend nachgesagt wurde, er sei ein Malschwein bzw. mit einer Malfaust begabt. Auf seinen Bildern gibt es zwar jede Menge zu belachen, doch unendlich mehr zu beschauen, zu bewerten und zu bewundern“, so der Schriftsteller, Dichter, Zeichner und Maler Robert Gernhardt (1937–2006), der als einer der ersten die Malerei von Rudi Hurlzmeier ins rechte Licht gerückt und das Pu-



Abb. 10: *Große Nummer*

blikum aufgefordert hat, genau hinzuschauen. Das hat gewirkt. Die Bilder dieses humoristischen Freigeistes, einem Meister der Komischen Kunst, sind vielen ins Auge gefallen: In Magazinen, Zeitungen und auf Postkarten. Auf Initiative von Dr. Heribert Prantl, dem langjährigen Chefredakteur der Süddeutschen Zeitung, konnte der Künstler in der SZ ab Januar 2018, über zwei Jahre hinweg, Samstag für Samstag auf der prominenten Seite 5, neben Texten namhafter Kolumnisten, als neues optisches Element seine Gemälde veröffentlichen. Die Resonanz auf diese Aktion sei enorm gewesen und er habe tolle Zuschriften bekommen, freut sich RuDiHu.



Abb. 11: *Cosi fan tutte*

In der Frankfurter Rundschau war zu lesen, dass sich Hurlmeiers Bilder „wenig um Dürfen und Nichtdürfen und Avantgarde und Ausloten scheren, stärker sind als jede Erzählung über sie und lustiger als jedes Lustigmachen. Sie sprechen miteinander und zu uns, sind märchenhaft, surreal und immer eine Überraschung. So hat man die Welt noch nicht gesehen! Und die Kunst auch nicht. Sehen lernen und Weltentdeckung zugleich das ist die Hurlmeiermalerei.“

In einem Interview hat er seine Art der Komik so beschrieben: „Es gibt verschiedene Tricks, die auch Filmkomiker verwenden: Verschiebungen, Verdrehungen, Verzerrungen. Man versucht einfach, Irritationen



Abb. 12: *Laktoseunverträglichkeit*

zu erregen, deren Ursachen nicht gleich erkannt werden. Das Vergnügen beim Betrachten entsteht, wenn der Betrachter selbst das Rätsel löst. Die konstruierte Fallhöhe wird als Vergnügen empfunden.“

Über die „Süddeutsche“ wurde diese Kunst hunderttausendfach verbreitet und im Herbst 2020 in dem prächtigen Bildband „Hurlmeiermalerei“ zusammengefasst.

Über die Jahrzehnte hinweg hat Rudi Hurlmeier außerdem viele Beiträge für P.M. Magazin, Penthouse-Magazin, Eulenspiegel, Nebelspalter, Die Zeit, Stern, FAZ-Sonntagszeitung, Spiegel online, Die Presse/Wien und andere veröffentlicht.



Abb. 13: *Selbst im Raumgleiter*

### Über 100 Einzelausstellungen

Hurzlmeiers Bilder liegen in rund 50 Büchern und Katalogen vor und waren in mehr als einhundert Einzel- und Themenausstellungen in den großen Ausstellungshallen dieser Welt: im Caricatura Museum Frankfurt und Kassel, Wilhelm-Busch-Museum Hannover, Olaf-Gulbransson-Museum Tegernsee, Karikatur-Museum Krems, Cartoon-Museum Basel, im Bayerischen Nationalmuseum München, in Berlin, Paris, Istanbul, Ankara, Amsterdam, Rio de Janeiro, Quito, New York – und vielen weiteren Orten. In seinen Bildern lässt er Vögel ins Autokino fliegen, Schweine Gitarre spielen oder Schnecken Hochhäuser tragen. Die Bilder sind mit einem zynischen Blick auf Politik oder den ganz normalen Alltagswahnsinn betitelt.

Als „Jahrhundertausstellung“ wurde 2014 „SOWA HURZLMEIER KAHL – Weltfremde Malerei“ in Frankfurt gefeiert. Sie gelten als die großen Drei der komischen Malerei, und waren bei diesem Event erstmals in einer Ausstellung vereint. „Michael Sowa, Rudi Hurzlmeier und Ernst Kahl haben die Malerei in die Cartoonkunst implantiert. Das Können und die Technik der alten Meister, die Opulenz und die Stimmung der Tafelgemälde, der suggestive Einsatz von Licht und Farbe bereiten hier unter souveräner Missachtung der herkömmlichen Witz-Ökonomie die Wirkung des komischen, auch böse-satirischen Details in bewundernswerter Weise vor. Das anekdotische Prinzip von Spitzweg und Picasso wird von allen dreien auf die Lach- und Krachbedürfnisse der Gegenwart angewandt und komisch fortentwickelt. Die aus den Hallen der Hochkunst verbannte Spielart der gegenständlichen Malerei hat im humoristischen Genre überlebt“, hieß es in der Einladung. Begleitend zur Ausstellung wurden die drei Meister-Bände Sowa, Hurzlmeier und Kahl in einem Schubert unter dem



Abb. 14: *Selbst im Turndress*

Titel „Drei Meister in einer Schachtel“ zusammengebracht.

RuDiHu trat als gefragter Illustrator für Bücher von Robert Gernhardt, Elke Heidenreich, Truman Capote, Peter Hacks, Thomas Gsella, Hans Zippert, Wiglaf Droste und Klaus Bittermann in Erscheinung. Sieben Bände entstanden allein in Kooperation mit Harry Rowohlt, der zu Hurzlmeiers Tierbildern kongeniale Verse schmiedete.



Abb. 15: *Söder sichert seinen Südpol*



Abb. 16:  
HIRAMEKI –  
der geniale Klecks-  
und Kritzelspaß

Eines seiner vielen Bücher heißt „Urknall-Komplott“, erschienen 2009, das Rezensenten als „durchgeknallt“, „Nonsens auf Weltraumniveau“ oder „glückliche Vereinigung des Unsinnigen mit dem Zweckfreien“ beschrieben haben. Hurzlmeier und Co-Autor Schmitt folgen darin den Spuren eines fiktiven Zukunftsforschers namens Nic Schulz bis zum Mond. Irrsinnige Phantasien sind zu sehen mit Monsterschnecken im Weltall oder „eigengasbetriebenen“ Automobilen. Unter einer Käseglocke taucht sogar ein tropisches Paradies auf, in dem sich nackte Frauen mit üppig-barocken Formen tummeln.

Als Dozent leitete RuDiHu die Sommerakademie für Komische Kunst in Kassel und entwickelte Seminare für Cartoon und Komische Kunst an der Akademie Bad Reichenhall, der Kunstakademie Kolbermoor und am Zeichner-Kolleg Rendsburg.

## HIRAMEKI

Unter dem Label Peng & Hu kreierte er mit Kurator und Cartoonist Peng die Zeichen-Methode HIRAMEKI, was so viel wie „Geistesblitz“ bedeutet, – die in drei Ausgaben als interaktives Buch in über 20 Ländern erschienen ist. Immer auf der Suche nach dem Neuen, dem Überraschenden, dem Inspirierenden, sind ihm eines Tages die Kleckse bewusst geworden, die sich beim Malen ergeben. Zusammen mit „Peng“ (dem Österreicher Günther Mayer) hat RuDiHu diese dahinter versteckten Strukturen mit dem Filzstift zum Leben erwecken lassen. Sekundenschnell entstehen neue Mensch- und Tierfiguren nicht nur auf dem Monitor und regen zum Mitmalen und -raten an. „Hund, Katze, Maus?“ – man fühlt sich an das legendäre Fernsehquiz „Die Montagsmaler“ erinnert. Kinder und Erwachsene haben gleichermaßen ihre Freude an der kongenialen Idee. „Das Buch macht schon beim ersten Durchblättern Lust darauf, sich mit dem Feinliner hinzusetzen und aus den Klecksen Gesichter, Tiere oder Landschaften zu erschaffen. Ich hatte es als Geschenk gekauft und hole es nun gleich nochmal für mich selbst. Für jeden, der gerne in die Wolken guckt und dort Tiere, Gesichter oder Fantasiewesen entdeckt, eine absolute Kaufempfehlung“, so ist in einer begeisterten Rezension zu lesen.

## Auszeichnungen

Rudi Hurzlmeier hat besonders in den letzten 15 Jahren die wichtigsten Auszeichnungen eingeheimst, die in der komischen Kunst ausgelobt werden.

Im Jahr 2010 hatten sich 143 namhafte Karikaturisten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz mit insgesamt 562 Arbeiten am Wettbewerb unter dem

Thema „Jetzt erst recht“ um den Deutschen Karikaturenpreis beworben. Hurzlmeier siegte mit der eher unscheinbaren Satire „Kirche von hinten.“, die auf den damals gerade aufgedeckten Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche abzielte.

Elvira Steppacher, Direktorin des Instituts zur Förderung journalistischen Nachwuchses, hat Hurzlmeier so gewürdigt: „Auf einem grünen Hügel ist eine kleine, leicht windschiefe Kapelle zu sehen. Im Zwiebelturm läutet eine Glocke, am weiß-blauen Himmel kreisen die Vögel. Als Aussicht nach vorne öffnet sich ein malerisches Gebirgs Panorama, auf beinahe jeder Bergspitze Gipfelkreuze. Kein Zweifel, eine idyllische Landschaft, geprägt von innerer Verbundenheit mit Gott und der Schöpfung. Wer hier ruft, erhält ein frommes Echo. Ein kleiner Pfad leitet zu diesem Sehnsuchtsort. Und führt doch zu keinem Eingang. Mit dem Drei-Worte-Titel ‚Kirche von hinten‘ macht der Künstler aus einem bayerischen Postkartenmotiv eine anzügliche Karikatur zu den sexuellen Missbrauchsfällen in der katholischen Kirche. Je grauenvoller ein Verbrechen, desto nüchterner sollten Journalisten davon berichten. Hurzlmeier hat die Regel für seinen gemalten Kommentar wirkungsvoll zugespitzt: Fast nichts sagen, nichts zeigen. Der Schock, das Entsetzen, der Argwohn, sie bleiben in der Phantasie des Betrachters. Böse, aber leider korrekt: Fast nichts sagen, nichts zeigen imitiert qua künstlerisch-konzeptioneller Mimikry die Strategie der Vertuschung von Bistümern und Ordensgemeinschaften, ihren damals vielfach fatalen Ansatz: Institutionen- vor Opferschutz.“

Beim Deutschen Karikaturenpreis 2014 setzte sich RuDiHu sogar gegen insgesamt 213 Künstler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz durch, die 980 Arbeiten eingereicht hatten. Dreizehn Juroren haben die Karikaturen genau unter die Lupe genommen



Abb. 17: Kirche von hinten



Abb. 18: *Versteckte Fette*

und Hurzlmeiers Werk „Versteckte Fette“ auf den 1. Platz gesetzt.

Die Auszeichnung „Göttinger Elch“ wird seit 1997 jährlich in Anerkennung eines Lebenswerks und/oder einer Multibegabung satirischer Provenienz vergeben. Die bisherigen Preisträger lesen sich wie die Crème de la Crème der deutschen Humoristen: Gerhard Polt, Biermösl Blosn, Otto Walkes, Olli Dittrich, Helge Schneider gehören dazu – und seit 2015 auch Rudi Hurzlmeier.

Ganz aktuell wurde der Künstler im Frühjahr 2020 mit dem „Ernst Hoferichter-Preis“ der Landeshauptstadt München geehrt, der für Originalität mit Welt-offenheit und Humor vergeben wird. Die Laudatio fasst zusammen, was die Münchner an Hurzlmeier so schätzen, dass er für diesen begehrten Preis als würdig empfunden wurde, und damit in einer Reihe mit Christoph Süß, Marcus H. Rosenmüller, Luise Kinseher, Monika Gruber, die Wellküren, Franz Xaver Bogner, Ernst Maria Lang, Herbert Achternbusch, Georg Ringsgwandl und Bruno Jonas gesetzt ist, um nur einige zu nennen: „Hurzlmeier erzählt in Bildern und malt Geschichten: prall und verschwenderisch, mit genauer Beobachtungsgabe, durchzogen von schwärzestem, urbayerischem Humor. Er verwendet Pathosformeln und gaukelt kitschige Idyllen vor, um dann tatsächlich mit bösem Schock und Lust am Grauen zu provozieren. Mit ironischem Augenzwinkern bedient er sich der Kunstgeschichte und stellt den „Meisterwerken der goldenen Periode“ eigene Meisterwerke entgegen. Seine Virtuosität und Vielseitigkeit erlauben ihm zum Beispiel, Anleihen von Caspar David Friedrich und Monet in ein und demselben Bild zu verarbeiten. Der abgründige, philosophische oder auch fast pornografische Witz dann entsteht durch unerwartete und absurde Details, die beim Betrachter eine Überraschung provozieren, die gleichermaßen fröhlich und

nachdenklich macht. – Kurz, Hurlzmeiers Werk, das ist „surrealistischer Barock, grenzensprengende Fabulierlust, ein Fest für die Sinne und die Un-Sinne.“

Auch den „Sondermann-Preis“, der als Oscar der Komischen Kunst gilt, erhielt RuDiHu schon im Jahre 2005 sowie 2020 den „Pocci-Preis“ der Franz-Graf-von-Pocci-Gesellschaft e.V. München.

### Brüten bis zum Schädelbrummen

Der Wiener Medienkünstler Helmut Grill hat RuDiHu einmal attestiert: „Hurlzmeier kann zeichnen wie der Teufel, und Humor hat er auch noch.“ Auf den ersten Blick fällt das – und insbesondere seine Bedeutung und Erfolge – nicht auf, wenn man ihm in seinem Atelier in der Münchner Innenstadt gegenüber sitzt, das er schon vor 25 Jahren bezog. Das Umfeld erinnert ein wenig an die Hinterhofidylle von Meister Eders Schreinerwerkstatt aus Pumuckl-Zeiten. Alles ist gemütlich – bis hin zu dem weiß gestrichenen Abwasserrohr, das einen Teil des Raumes durchzieht.

Doch was sich in diesem Raum und in seinem Kopf so alles abspielt, hat der deutsche Schriftsteller und ehemalige Titanic-Chefredakteur von 1995 bis 2000, Oliver Maria Schmitt, bei seinem Nachgrübeln über RuDiHu mit „Brüten bis zum Schädelbrummen“ beschrieben. RuDiHu sei nicht zuletzt wegen seines grandiosen Wissenschatzes überall perfekt: in Kunst, Leben, Weltwirtschaft. So nahm er den Meister dann selbst ein wenig aufs Korn.

Wie Rudi Hurlzmeier das selbst sieht, und was dabei herauskommt, ist aus seinen großformatigen und kleinen Werken – sicher gut 100 im Jahr – abzulesen. Er kann es aber auch beschreiben, etwa 1996, als er zu seinem Buch mit dem Titel „Über das Lächerliche an komischen Zeichnungen“ folgendes verrät: „Das



Abb. 19: *Mysteriöses Birnenspalier*



Abb. 20:  
*Die Lesereise*

Ulkige ist dem Drolligen so verwandt wie das Nürrische dem Bekloppten bzw. das Alberne dem Schrulligen. Prägen Sie sich diesen Merksatz gut ein. Lesen Sie ihn ein paar Mal vor- und rückwärts bis er sitzt. Oké?“

Okay? Verstanden?

RuDiHu erzeugt mit seinen Werken Irritationen und Überraschungen, die „aufs Glatteis führen“. Sie sollen aber auch Interpretationen zulassen. „Kein HaHa ohne Aha-Effekt“, lässt er selbst die Betrachter wissen.

### Schwieriger Start

Ein ganz anderes, eher triviales Thema darf nicht ausgeblendet werden: Ein Künstler ist auf Einnahmen angewiesen, die er aufgrund seiner Kunst erwirtschaftet. Niemand kann von der Luft allein leben. Das sei am Anfang schon sehr schwer gewesen, und das Klappenputzen dauerte ganz schön lange, bis jemand anbiss. Zwei Jahre habe er sich auch bei der TITANIC-Redaktion beworben, bis er dort den ersten Auftrag bekam.

In der Hippie-Zeit der frühen 70er Jahre gründete er mit Freunden ein kleines Magazin, das sie „Shotgun“ nannten. Der Titel war schon eine bewusste Provokation, mit der sie auf die so wichtige Peace-Bewegung aufmerksam machten. Auch gedruckt haben sie das Erzeugnis selbst und in den Wirtshäusern verkauft. Hartnäckigkeit und Frustrationstoleranz seien damals die Voraussetzung für das wirtschaftliche Überleben gewesen, die Arbeit für die Münchner Stadtzeitung ein wichtiger Überlebens-Baustein.

In diesem Moment kommen RuDiHu's soziale Ader, die Solidarität und politische Überlegungen ins Spiel. Die Kunstakademie bringe jedes Jahr viele neue



Abb. 21:  
*Kein Meerschweinchen in Sicht*

Nachwuchskünstler. Gerade auch für diese jungen Leute sei im Kunstbetrieb eine Subkultur erforderlich. Bezahlbare Mieten für die Ateliers und Möglichkeiten, sich bei Einzelausstellungen zu präsentieren, seien wichtig. Dafür brauche es Verständnis sowohl von der öffentlichen Hand als auch von Privaten. Wichtig sei der erste Ausstellungskatalog, das erste Buch. Auch in der Experimentierphase braucht es einen Arbeitsplatz und eine Krankenversicherung etwa. Die Künstler sind am Anfang auch erst einmal Vertreter in eigener Sache. Wie die Werke im Laufe der Zeit



Abb. 22:  
WHO IS OHO

Abb. 23:  
Julian Hurlzmeier,  
der Mittlere,  
„Lustiger Mensch“



taxiert werden, dafür seien Galerien, Sammler und private Käufer entscheidend. Die Corona-Pandemie habe wichtige Projekte verhindert oder verschoben, weshalb Mittel aus dem öffentlichen Kulturretat nicht im erhofften Maße fließen konnten.

Ihn als etablierten Künstler habe das nicht so sehr getroffen als die jungen. Seine Bücher, Originale, Kunstdrucke – auch mit Originalsignatur – und Postkarten sichern ihm das Fortkommen.

### Eine Insel für den Humor

Rudi Hurlzmeier ist ein bedeutender Akteur in der Kunstszene der bayerischen Landeshauptstadt. So auch bei den Plänen für eine „Komische Pinakothek“

in München, die als eine „Insel für den Humor“ entstehen soll. Solche Pläne gibt es schon lange, doch bisher sind alle Versuche gescheitert. Die Liste der Unterstützer ist prominent und versammelt gewitzte Menschen aus der Kultur-Szene. Mit „Co-Inspirator“ Gerhard Polt und Eckart von Hirschhausen setzen sich beispielsweise Monika Gruber, Luise Kinseher, Helmut Schleich, Günter Grünwald, Marcus H. Rosenmüller, Willy Astor, Hainding, die Well-Brüder, Hape Kerkeling und auch Rudi Hurlzmeier für das Haus ein.

Vor einigen Jahren favorisierte Hurlzmeier die Idee, die drei Türme des Isartors mit einem gläsernen Dach zu verbinden und darunter, in Symbiose mit dem „artverwandten“ Valentin-Karlstadt-Museum, der komischen Kunst ein Refugium einzurichten.

Aber das scheiterte, denn die Denkmalschützer waren dagegen. „Es ist halt ein dickes Brett, das man bohren muss“, sagt Hurzlmeier.

Dass die komische Kunst im Münchner Schlachthof-Viertel ein Forum finden soll, und die Initiatoren die erste Spenden-Million beieinander haben, darüber berichtete Marianne Sperb schon im Dezember 2018 in der Mittelbayerischen Zeitung. Und dass es dafür positive Signale sowohl von der Stadt als auch vom Freistaat Bayern gibt, das freute RuDiHu heute sehr.

### Aufmerksamkeit

Selbst sein Freund Gerhard Polt ist immer wieder überrascht, auf welche Ideen RuDiHu kommt. Er habe jeder Plausibilität und jeder Logik etwas entgegensetzen. „Er nimmt die Unlogik vorweg“, so Polt. Der Künstler selbst ist erstaunt und erfreut, dass seine Kunstrichtung zunehmend Freunde gewinnt: „Komische Kunst ist unabhängig von Avantgarde, von Schulen, von weiß der Deibel was. Deswegen, weil sie so selten ist und so individuell, und weil sie von Individuen gemacht wird, die mit dem Kunstmarkt an sich nichts zu schaffen haben“, sagte er in ein Mikrofon.

Umso wichtiger ist die öffentliche Aufmerksamkeit. Rudi Hurzlmeier ist mehr und mehr für die Presse, den Rundfunk und das Fernsehen interessant geworden. Schon im Dezember 1999 war in der WELT zu lesen: „Hurzlmeier arbeitet als Maler und Zeichner; dabei entstehen Ölmalerei, Aquarelle, Acrylarbeiten, Strichzeichnungen, Tuschezeichnungen und Comics. Als Zeichner begann er mit Comics und Cartoons, wandte sich aber bereits früh der Malerei zu. Viele dieser technisch fast altmeisterlich zu nennenden Öl- oder Acrylbilder stellen im Kleinformat, oft sogar in der Miniatur, auf schwarzhumorige Art erotische

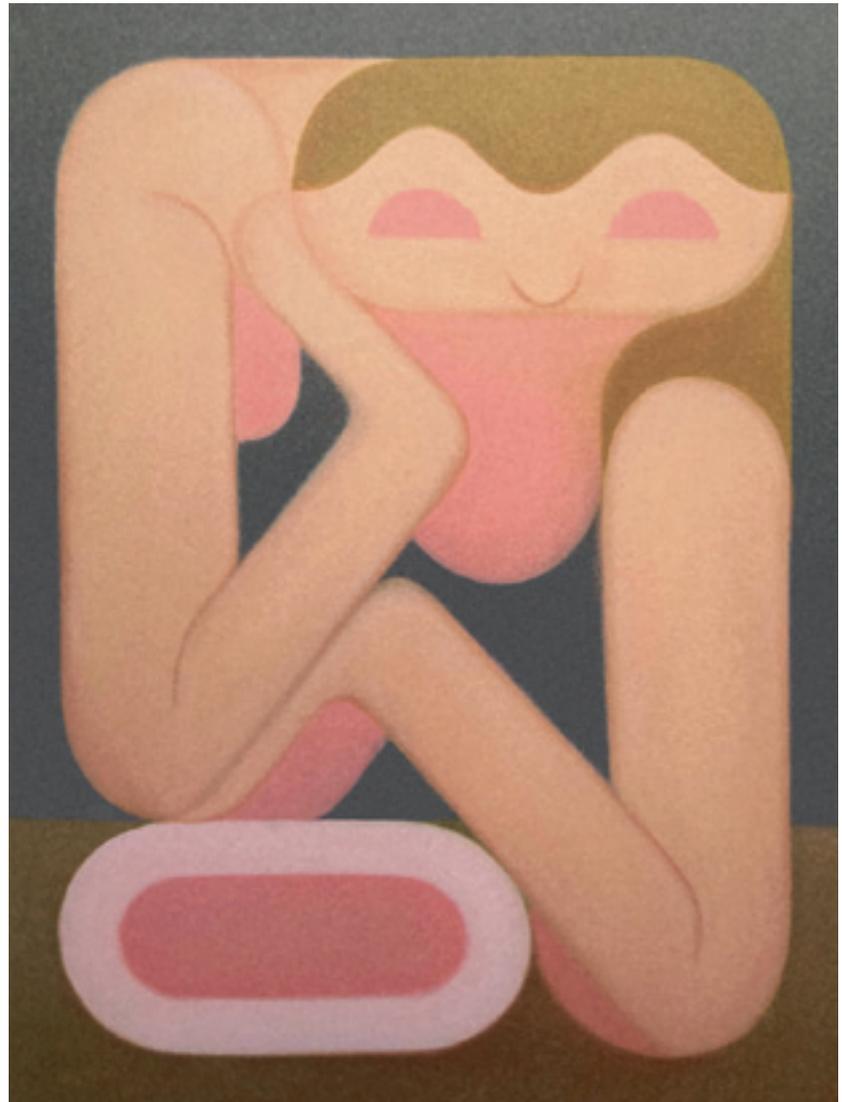


Abb. 24: Leonhard Hurzlmeier, der Jüngere, „Suppengretel“



Abb. 25:  
Legen und legen  
lassen

Szenen dar, die Hurzlmeier nach eigenen Worten lieber ‚mythisch-allegorisch‘ wiedergibt, da sie so eher ‚zur Kunst‘ werden. In seiner Malerei erweist sich der Autodidakt als begabter Landschaftsmaler wie als erfindungsreicher Satiriker, (...)“ Das bayerische Fernsehen stellte ihn im Februar 2020 mit einem ausführlichen Portrait vor.

### „The HU“ – Die neue Künstler-Dynastie

Aufmerksamkeit gibt es besonders auch für die „The HU“ als neue Form einer Künstlerdynastie. Denn die Hurzlmeiers haben nicht nur einen Älteren und einen Jüngeren, sondern auch einen Mittleren zu bieten. Die Bilder der drei, in der Ausprägung ihrer jeweiligen Kunst ganz unterschiedlichen Maler, eint Originalität und das lustvolle Unterwandern von Konventionen.

Neben RuDiHu – dem Älteren – erweist sich Julian Hurzlmeier, Künstlername Julina Rosl, als der besagte „Mittlere“, als Meister der Art Brut in Verbindung mit naivem Pop. Er malt gegenständlich. Er bildet Menschen, Landschaften und Gegenstände ab, verändert sie aber und kombiniert sie mit neuen Namen. Seine Filzstiftzeichnungen sind farblich virtuos, grotesk und abgründig zugleich. Er ist ein wahrer Meister in der Kombination von Farben. Julian wurde 1980 mit Trisomie 21 geboren und lebt in einer anthroposophischen Lebensgemeinschaft.

Leonhard Hurzlmeier, der 1983 geborene „Jüngere“, studierte an der Akademie der Bildenden Künste in München, bekam 2011 das Diplom als Meisterschüler, und wurde als bester Absolvent seines Jahrgangs mit dem E.ON Kulturpreis Bayern 2011 ausgezeichnet. Seine Gemälde gehen ins Abstrakt-Geometrische, also das absolute Gegenteil zu Vater und Bruder. Eine Besonderheit seiner Bilder ist die



Abb. 26:  
Aussichtslose Miezhäusbesichtigung

geometrische Präzision. Die Bilder sind flächig abstrakt. Die geometrische Strenge wird durch den Farbauftrag gebrochen, dadurch bekommen sie eine eigenwillige Lebendigkeit. Seit 2015 ist er durch die Galerie Rachel Uffner in New York vertreten.

Die drei gehen oft gemeinsam in Ausstellungen mit dem Titel „The HU-Roadshow“. Besonders unterstützt wird das Projekt vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München im Rahmen von „Was geht? Kunst und Inklusion“ und vom Bezirk Oberbayern.



Abb. 27: *Shit happened*

## Epilog

Rudi Hurlzmeier ist einer derjenigen, die auszogen, um sprichwörtlich die Welt zu erobern. In seiner Geburts- und Aufwuchsgegend Niederbayern/Oberpfalz ist er eher wenig beachtet, fast schon vernachlässigt.

Dabei ist er Regensburg und dem Umland weiterhin verbunden, und für die Stadt hat er 1995 den ungemein witzigen Stadtführer „Sagenhaftes Regensburg“ gemalt und geschrieben.

Doch weder in der Stadt noch im Landkreis Regensburg, oder anderswo an der niederbayerisch-oberpfälzischen Nahtstelle, wurde er bisher mit einer Einzelausstellung gewürdigt. Warum das so ist?

Kunst und Kultur, insbesondere auch die eher weniger populären Disziplinen, haben auf „dem flachen Land“ – im Vergleich zum Beispiel zum Sport – immer noch einen eher geringen Stellenwert, der sich bei kleineren Gemeinden in einem schmalen, wenn nicht gar ganz fehlendem Kultur-Etat ablesen lässt.

Gefragt aber ist Leidenschaft für Kunst und Kultur, mehr denn je bei Sponsoren aus der Wirtschaft und bei Lokal- und Regionalpolitikern. Denn es gilt das Bewusstsein zu erreichen, das Bundespräsident Frank-

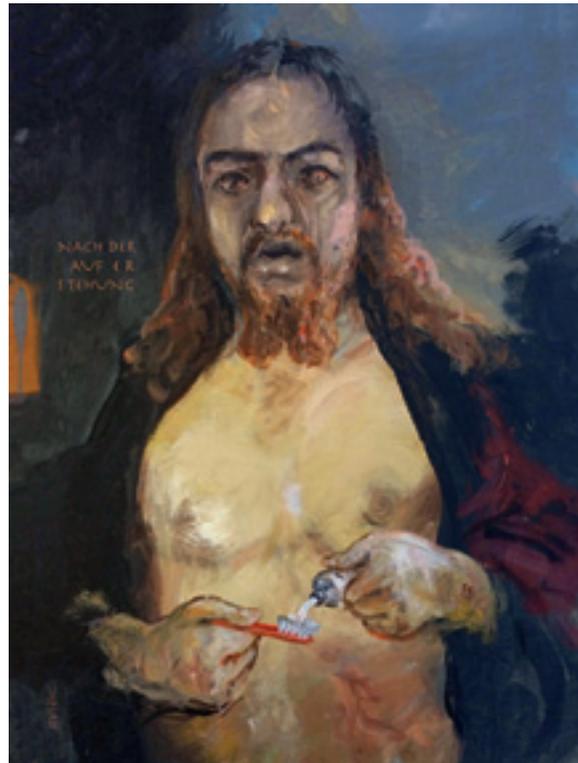


Abb. 28:  
Nach der  
Auferstehung

Walter Steinmeier anlässlich des Europakonzerts der Berliner Philharmoniker 2020 so angemahnt hat: „Kunst und Kultur, die wir gemeinsam erleben können, sind keine verzichtbaren Nebensachen, sie sind, in einem sehr buchstäblichen Sinn, Lebensmittel.“

## Quellen- und Literaturverzeichnis

Rudi Hurlzmeier, *Hurlzmeiermalerei*, München 2020.

Elvira Steppacher, *Welche Werte und Erwartungen offenbaren die öffentlichen und medialen Empörungen über die Kirche im Missbrauchs-Skandal? Kirche von hinten*, in: *Sinnstiftermag 10* (abrufbar unter [http://sinnstiftermag.de/ausgabe\\_10/statement\\_01.htm](http://sinnstiftermag.de/ausgabe_10/statement_01.htm), zuletzt am 13.10.2020).

Sendung „Meister der komischen Malerei“ im BR-Fernsehen vom 11.02.2020.

Einladung zum Comicfestival 2019 des Kulturreferats der Stadt München.



Abb. 1: Der Markt Beratzhausen um 1900 mit Pfarrkirche und Wallfahrtskirche Mariahilf

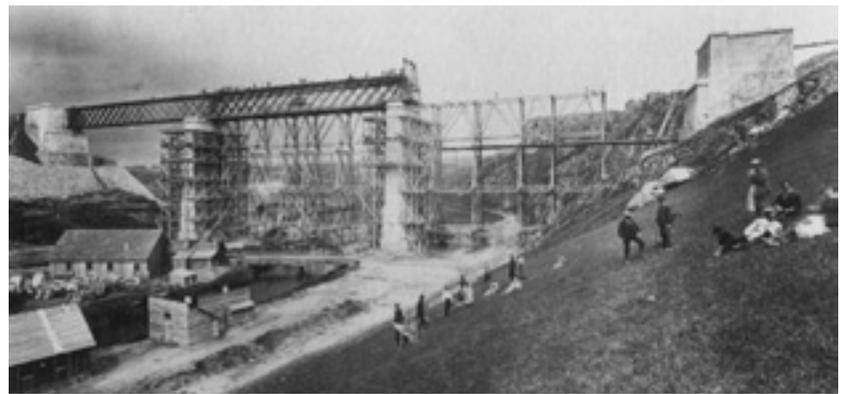
Dieter Schwaiger

## „Schön ist es gewesen bei den Steinpälzern“

Ein Reisebericht aus dem Jahr 1877

Eine besondere Quelle über Land und Leute in und um Beratzhausen in den 1870er Jahren ist ein Zeitungsbericht aus dem Jahr 1877. Darin schildert ein Pfarrer aus Niederbayern, was er während eines dreitägigen Besuchs bei seinem Amtskollegen in Beratzhausen gesehen und erlebt hat.

Im Herbst 1877 erschien in einer Amberger Zeitungsbeilage unter dem Titel „Ein Herbstrutsch in die Steinpfalz“ ein Bericht über einen Ausflug nach Beratzhausen im Tal der Schwarzen Laber (Landkreis Regensburg).<sup>1</sup> Verfasser war ein namentlich nicht genannter Pfarrer aus dem Raum Straubing/Deggendorf. Er beschreibt drei Tage, die er als Gast bei seinem Amtskollegen im Pfarrhof von Beratzhausen verbrachte. Zusammen mit dem Kaplan unternahmen die beiden Geistlichen Spaziergänge ins Labertal und eine Wanderung zum Wallfahrtsort Eichlberg bei Hemau. Der Reisebericht erschien zur unterhaltsamen Lektüre für eine bürgerliche Zeitungsleserschaft. Aus heutiger Sicht ist er eine sehr interessante heimat- und kulturgeschichtliche Quelle, die nicht nur für die Ortsgeschichtsforschung von Bedeutung ist.



### 1. Der Markt Beratzhausen

#### a) Die Eisenbahn als neues Reisemittel und als Wirtschaftsfaktor

Seit dem Beginn des Eisenbahnausbaus hat sich die Mobilität der Bewohner auch in Ostbayern wesentlich erhöht. Die Eisenbahn wurde vor allem vom städtischen Bürgertum schnell als neues Ausflugs- und Nahverkehrsmittel genutzt. Die „Stadtleute“ fuhren an Wochenenden zum Wandern aufs Land hinaus oder verbrachten mehrere Tage „auf Sommerfrische“ in schöner, ländlicher Umgebung. Damit begann der moderne Massentourismus. Auch ein Pfarrer aus dem niederbayerischen Gäubodengebiet benutzte den Personenzug, um im Herbst 1876 einen Ausflug in die südliche Oberpfalz zu unternehmen. Seit drei Jahren

*Abb. 2:  
Die Eisenbahn-  
brücke bei Beratz-  
hausen wurde  
zwischen 1870 und  
1872 erbaut.*



Abb. 3: Die Eisenbahnbrücke überspannt das Tal der Schwarzen Laber.

gab es damals zwischen Passau und Nürnberg eine durchgehende Eisenbahnverbindung. Die Strecke von Straubing nach Beratzhausen beträgt 60 Kilometer. Eine imposante Brücke von 180 Meter Länge und 42 Meter Höhe überspannt das Flusstal der Schwarzen Laber bei Beratzhausen. Sie galt als ein technisches Meisterwerk der Nürnberger Firma Cramer-Klett. Beratzhausen erhielt 1873 einen eigenen Bahnhof. Auch von dem fremden Besucher aus der niederbayerischen Donauebene, der im Folgenden als „Pfarrer N.“ bezeichnet werden soll, wurde die Brücke als beeindruckendes Bauwerk wahrgenommen. Den Eisenbahnbau wertete er insgesamt positiv als Quelle des wirtschaftlichen Fortschritts:

*Ich hatte auch schon gehört von dem plätschern-  
den Goldregen, welchen die hoch über den Köpfen*

*vorüberbrausende Eisenbahn auf den Markt nieder-  
warf und dass die Beratzhausener gescheid genug  
waren, fleißig ihre Kappen und Schürzen unterzuhal-  
ten. Die kolossale Talbrücke und der buchstäblich  
in Felsen geschnittene Bahnkörper gaben grandiose  
Summen zu verdienen – und ich sah kein trübseliges  
Gesicht, aber schlachten und wursten hörte ich.*

Vor allem brachte der Eisenbahnbau in Beratzhausen (1870–1873) der Ostbahn AG, dem Industrieunternehmen Cramer-Klett, diversen Baufirmen und über 1.000 vorwiegend italienischen Gastarbeitern Arbeit und Brot, damit aber auch dem örtlichen Gewerbe, das die große Zahl der damaligen Bewohner zu versorgen hatte. Mit der Errichtung des Bahnhofs im Jahr 1873 öffnete sich in Beratzhausen ein Tor ins Labertal und nun begann auch dort die Entwicklung zu einem Urlaubs- und Erholungsgebiet.

#### b) Der Markthirte

Beratzhausen war im 19. Jahrhundert noch sehr stark agrarisch geprägt. Laut offizieller Statistik wurden 1875 im Markt mit 211 Wohngebäuden 33 Pferde, 272 Rinder, 45 Schafe, 192 Schweine und 65 Ziegen gezählt.<sup>2</sup> Zur Hut der Tiere war ein Markthirte angestellt. Wie dieser die Tiere in der Hauptstraße sammelte und abführte, hat Pfarrer N. vom Fenster seines Zimmers im Pfarrhof aus beobachtet und grandios geschildert:

*Eine imponierende Gestalt in wetterfester Tracht  
schritt den Stadtplatz herauf, setzt sein Hüfthorn an  
die Lippen und blies wie ein Stabstrompeter. Wer das  
bloß gehört und nicht gesehen, der hätte baumfest ge-  
glaubt, dass Beratzhausen eine Ulanengarnison habe.  
Dann stellte er sich mitten in den Platz und schnalzte  
ein paarmal homerisch mit seiner stubenlangen Peit-  
sche. Die musste sein Stolz sein, denn ich sah sie mit  
Messingringlein blendend durchflochten. Das war der*



Beratzhausener Markthirt und hatte im Munde die qualmende Tabakpfeife. Auf seinen Hornappell und Peitschenknall rannte alles, was Hörner und Klauen hatte, aus den Häusern und lief auf dem Platze zusammen. Bei weitem das angriffslustigste Haupt in der ganzen muhenden, blöckenden, grunzenden und meckernden Herde schien mir aber ein pechschwarzer Ziegenbock zu sein – vermutlich der Altvater des Geschlechts! Er stolzierte herausfordernd gerade unter meinem Fenster vorbei und ich war herzzappel froh, dass der blutdürstige zottige Kerl nicht auf mich hereingabeln konnte.

Kulturgeschichtlich besonders interessant ist die Beobachtung zur Kleidung und Ausrüstung des Hirten. Hirten trugen eine spezielle „Tracht“ als Berufs- und Standeskleidung.

### c) Brauereien

Beratzhausen hat achtzehn Biere! Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, erschien die gute kanonische Lene in der Türe, um zu fragen, welchen Trunk wir denn wünschten. Der Kaplan, wenn ich nicht irre, nannte „Engel“, der Primas befahl „Petermichel“ und ich, der ich die sichere Kehle meines Xaverius kannte, nickte resolut zu seinem Tropfen. Die Blasirten unserer Weltstädte haben keinen Humor mehr. Dort liest man „Europäischer Hof“, „Englisches Kafé“ und, weiß Gott, welche anderen unvaterländischen Namen noch. Man gehe nach Beratzhausen, da gibt’s einen „Franz Xaver Paulus zum Petermichel“. Wie kerndeutsch und anheimelnd sich das hört!

Wie in der Stadt Hemau und den benachbarten Märkten Laaber, Lupburg und Parsberg gab es vor

Abb. 4:  
Ein Wirt holt mit dem Sudwagen das frisch gebraute Bier im Kommunbrauhaus ab.



Abb. 5: Der Gasthof „Petermichel“ von Xaver Paulus

1800 auch in Beratzhausen ein Kommunbrauhaus, in dem die brauberechtigten Bürger gegen eine Gebühr (Kesselgeld) das benötigte Bier von einem Kommunbraumeister herstellen und dieses in den eigenen Gaststuben verkaufen konnten.<sup>3</sup> Das Kommunbrausystem war ein im Norden Bayerns gängiges Brausystem, das in der niederbayerischen Heimat des Pfarrers N. nicht üblich war. 1811, als das Kommunbrauhaus des Marktes Beratzhausen privatisiert werden musste, schlossen sich 15 Gastwirte zu einer Braugenossenschaft zusammen und kauften gemeinsam das städtische Kommunbrauhaus. Nun konnten sie, wie gewohnt, ihr eigenes Bier in einem gemeinsamen Brauhaus herstellen. So kam es, dass es im Jahr 1876 im Markt Beratzhausen noch viele brauende Wirte gab. Neben dem Kommunbrauhaus bestand noch die

Engelbrauerei, eine Privatbrauerei.<sup>4</sup> Sie wurde 1810 im ehemaligen Zehentstadel von der Gastwirtin Barbara Engl errichtet und war seit 1841 im Besitz der Familie Wiendl. Pfarrer N. erinnerte sich in seinem Reisebericht an zwei verschiedene Brauereien. Das „Engl“-Bier aus der Privatbrauerei Wiendl und das „PeterMichel“-Bier. Der Name „Petermichel“ war der Hausname des Tafernwirtes namens Paulus, der sein Bier im Kommunbrauhaus herstellen ließ. Den alten Hausnamen empfand der Pfarrer als besonders originell und „vaterländisch“ und kritisierte die „neumodischen“ Wirtshausnamen in den außerbayerischen Großstädten.

#### d) Modernisierung

Mit dem technischen Fortschritt im neuen deutschen Kaiserreich war bei der Bevölkerung eine Aufbruchstimmung verbunden, die mit dem Bau der Eisenbahn, eines riesigen Eisenbahnviadukts und eines modernen Stationsgebäudes, mit Lokomotiven und Dampfmaschinen auch im Markt Beratzhausen als Modernisierungsschub wahrgenommen werden konnte. Pfarrer N. wurde, wie er berichtet, selbst Zeuge einer Modernisierung im Straßenbild: Eine alte barocke Kuppel auf einem Hauserker eines Gasthauses entsprach nicht mehr dem Zeitgeschmack und wurde durch eine neue Form ersetzt.

*Ein krachender Sturz mit einer wirbelnden Staubwolke! Der Bärenwirtserker hatte soeben seinen dicken, ungeschlachten Wasserkopf, die rote verwitterte Schindelkuppe heruntergeschüttelt, um dafür ein schmuckes zinkblechernes Satteltürmchen aufzusetzen. Vor wem hatte er sich nun mit seiner alten Welt geschämt: vor mir, der ich ein Großfreund von schönen Erkern bin oder vor der Eisenbahn, die ihm mit ihren anmutigen neuen Bauten ins Angesicht spottete?! Ließ sich auch die wirkliche Ursache nicht ergrü-*

*beln, so schmeichelte es mir nachgerade doch, dass in meiner Anwesenheit – gleichsam vor meinem Schönheitssinne! – die garstige Bärenwirtskuppel gefallen.*

Es war nicht beim Bärenwirt, den es in Beratzhausen nicht gab, sondern beim Gasthaus zum Löwen in der Nähe der Pfarrkirche. Alte Postkarten von Beratzhausen zeigen, dass um 1900 mehrere Häuser mit einem Hauserker geschmückt waren. Die alte abgebrochene hölzerne Barockkuppel entsprach auch nicht mehr dem Schönheitsideal des Pfarrers N., der dem Stil der neuen Bauten durchaus nicht abgeneigt war. Eisen und Stahl dominierten die neue industrielle Welt, auch Zinkblech wurde industriell gefertigt und fand hauptsächlich im Bauwesen Verwendung. Der alte Erker am Haus des Löwenwirtes erhielt nun „ein schmuckes zinkblechenes Satteltürmchen“.

#### e) Der Pfarrhof

Pfarrer N. wohnte während seines Ausfluges im Beratzhausener Pfarrhof. Dieser wurde 1830–1833 errichtet.<sup>5</sup> Der Gast aus Niederbayern fand an der Architektur des Pfarrhofes Gefallen (*Ich hatte vornehm geschlafen wie ein Schlossherr*) und erzählt eine Anekdote, die er wohl bei seinem Aufenthalt gehört hatte:

*Der Beratzhausener Pfarrhof ist aber auch von einem Millionär gebaut, nämlich dem bayerischen Staate. Als der Plan – so lautet die verbürgte Anekdote – beim König einlief, war Ludwig I. gerade in Rom. Er zeigte Seiner Heiligkeit, dem Papst Gregorius, den Handriss und rühmte: „Solche Pfarrhöfe baut man in meinem Bayern.“*

Es handelt sich um einen zweigeschossigen Bautyp, der von dem königlichen Baurat Johann Michael Vorher unter Ludwig I. als Muster für neue Pfarrhäuser in Bayern entworfen wurde.<sup>6</sup> Die neue Architektur sollte nach dem Willen Vorhers und auch des kunstsinnigen Königs der Landesverschönerung und „Veredelung



Abb. 6: Der Beratzhausener Marktplatz mit Rathaus, Pfarrkirche und Pfarrhof sowie dem Wirtshaus „Zum Löwen“ mit neuem Pyramidendach auf dem Erker



Abb. 7: Pfarrkirche und Pfarrhof heute in Beratzhausen

der Menschen“ dienen. Pfarrer in Beratzhausen war damals Franz Xaver Beutlhauser (1875–1881). Er stammte aus Niederbayern und war vorher Benefiziat in Moosthenning bei Dingolfing. Vermutlich war die Freundschaft der beiden Landsleute der Anlass zu Pfarrer Ns. Ausflug nach Beratzhausen. Im Pfarrhof wohnten noch der Kaplan und ein weiterer Geistlicher aus dem Kölner Raum. Warum er in Beratzhausen ansässig war, wird in dem Reisebericht kurz angedeutet: (...) und ein gemütlicher Rheinfranke, der mit dem bayerischen Indigenat in der Tasche beim Pfarrer in Beratzhausen gastiert, bis ihm eine vernünftigeren Staatszeit die Heimkehr in sein Kölner Land gestattet. Der fremde Geistliche lebte im Exil in Bayern, weil er vom Kulturkampf in Preußen betroffen war. Reichskanzler Bismarck wollte, unterstützt von den Liberalen im Reichstag, mit gesetzlichen Maßnahmen den Einfluss der katholischen Kirche und des Papstes auf den Staat zurückdrängen und eine strenge Trennung von Kirche und Staat erzwingen. Er führte einen unerbittlichen Kampf gegen die Katholiken im überwiegend evangelischen Preußen. Auf den passiven Widerstand vieler Geistlicher in den katholischen Gebieten wie dem Rheinland und die Proteste in der katholischen Bevölkerung reagierten die preußischen Behörden mit Amtsenthebungen, Verhaftungen und Ausweisungen. Pfarrer und sogar Bischöfe wurden eingesperrt oder des Landes verwiesen. Der im Reisebericht genannte ausgewiesene oder ausgewanderte Geistliche hatte das bayerische Indigenat (Bürgerrecht) erworben und konnte in Beratzhausen als Hilfspriester dienen.<sup>7</sup>

#### f) Die Restaurierung der Pfarrkirche

Gleich nach seinem Amtsantritt in Beratzhausen begann Pfarrer Beutlhauser mit der Innenrenovierung der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Als Pfarrer N.

1876 zu Besuch im Pfarrhof weilte, war die Renovierung voll im Gange, wovon er auch in seinem Reisebericht erzählt:

*[Der Beratzhausener Pfarrer lässt] seine Marktkirche, die ein imposanter Renaissancebau ist, durch die erprobten Künstler Dengler und Goß brillant in Farbe und Gold restaurieren. Deckenfresken, Gesimse, Wandteppiche konnten wir bereits vollendet schauen und den Heiligen wurde geschäftig in der Winterküche des Pfarrhofs die himmelsbürgerliche Toilette gemacht. Die Maler hatten eben einen Mönchsheiligen, den Wendelin, in Arbeit.*

Kunstgeschichtlich interessant sind vor allem der Hinweis auf das Künstler-Duo Dengler und Goß sowie auf den Mönchsheiligen Wendelin. Georg Dengler (1838–1896) war Domvikar in Regensburg und Verwalter des Referats für christliche Kunst und Denkmalpflege. Er entwarf die Ausstattungen zahlreicher Kirchen in Regensburg und Umgebung im neoromanischen und neogotischen Stil. Die Ausführung seiner Entwürfe besorgte meist die „Kirchliche Kunstanstalt Gebrüder Goß“ in Stadtamhof. Dengler war auch für die Innenrestaurierung der Pfarrkirche von Beratzhausen verantwortlich. Diese war in erster Linie gekennzeichnet durch eine Entfernung des Rokokodekors und die Umgestaltung des spätbarocken Hochaltars. Ferner wurde das barocke Deckengemälde des Prüfeninger Malers Otto Gebhard von 1763 neu übermalt. Typisch für die Neugestaltung durch Dengler ist die Verminderung der Heiligenfiguren und die Konzentration auf das Altarsakrament durch einen neuen großen doppelstöckigen Tabernakel. Bei späteren Restaurierungen war man bestrebt, den ursprünglich barocken Stil wiederherzustellen. Heute befinden sich am Altar als Figureschmuck wieder vier Heiligenfiguren, allerdings nicht in der ursprünglichen Form: Florian, Sebastian, Josef und eine

Mönchsfigur, die als Darstellung des heiligen Benedikt gedeutet wird. Die Statue des heiligen Leonhard an der linken Wand dürfte ursprünglich den Hochaltar geschmückt haben.<sup>8</sup> Der Hinweis im Reisebericht des Pfarrers N. auf die damalige Restaurierung des „Mönchsheiligen“ Wendelin könnte jedoch dafür sprechen, die heute als Benedikt bezeichnete Figur eher als Wendelin zu identifizieren, der ja nicht nur als Hirte, sondern auch als Einsiedler, Pilger oder Abt im Mönchsgewand dargestellt wird. Dadurch ergäbe sich eine stimmigere Gruppierung der vier Heiligenfiguren, nämlich außen Sebastian und Florian, innen Wendelin und Leonhard (zwei Viehpatrone), insgesamt eine Gruppe sehr beliebter Volksheiliger in der Barockzeit. Mehr künstlerische Beachtung gebührt dem neuen Tabernakel, den Georg Dengler entworfen hat. 1876 wurde Pfarrer Beutelhauser wegen seiner Verdienste um die Restaurierung der Pfarrkirche zum Ehrenbürger von Beratzhausen erhoben.<sup>9</sup>

## 2. Die Landschaft um Beratzhausen

### a) Die Juralandschaft

Nördlich des Marktes Beratzhausen befindet sich auf dem Mariahilfberg eine barocke Wallfahrtskirche (1742).<sup>10</sup> Die Magerrasen des Berges dienten den Bewohnern als Viehweide. Der Besucher aus Niederbayern wundert sich, warum der Berg nicht mit Bäumen bepflanzt ist:

*Der Mariahilfberg liegt im schönsten Sonnenschein – eine prächtige Lage, wenn nur diesen Stadthöhen von Beratzhausen der Baumschmuck nicht so jämmerlich fehlte! Da ist alles bis zur völligen Kahlköpfigkeit niedergeholt und die paar Kirchenlinden schreien in einemfort nach größerer Geselligkeit. Als mich der Medizinalrat einseifte, kam ich über die unrühmliche Geschichte. „Man hat schon manchmal*



Abb. 8: Eine Schafweide bei der Wallfahrtskirche Mariahilf

*angepflanzt, aber der Viehtrieb hat den Bäumchen ein schnelles Ende bereitet“, sagte er und schor mich eilends. So konnte ich das, was ich gerne gesagt hätte, nicht einmal in meinen Bart brummeln. Da muss ich es denn schreiben: „Oh ihr Beratzhauser, der Bock ist überall ein schlechter Baumwart, den dürft ihr nicht über eure Pflanzungen lassen!“*

Magerrasen bildeten sich vor allem durch jahrhundertelange extensive Beweidung mit Schafen und Rindern auf Waldstandorten heraus. Trockene Rasenflächen mit Wacholderbüschen bewachsen und markante Kalkfelsen prägen auch heute die Juralandschaft Beratzhausens und sind zum Teil als Schutzgebiete ausgewiesen.<sup>11</sup> Die Trockenhänge in den Juratälern sind für den niederbayerischen Besucher ein völlig un-



Abb. 9:  
Die Friesenmühle  
an der Schwarzen  
Laber bei Beratz-  
hausen

gewohntes Landschaftsbild, für das er kein Verständnis aufbringen konnte und das er als „unrühmlich“ wertete. Die Marktgemeinde hat um 1876 aber auch begonnen, einen „Marktwald“ anzupflanzen, was der Pfarrer in seinem Reisebericht aufzeichnete:<sup>12</sup>

*Der Magistrat ließ hier in die östliche, nackte Flussbergwand einen künftigen Marktwald pflanzen, dessen Naturschönheit die fahrende Großwelt [gemeint ist vom Zug aus] bereits loben und dessen Erträgnis die Kinder und Enkel einmal genießen werden.*

#### b) Beratzhausen – die Perle des Labertales

Geradezu schwärmerisch schildert der Gast aus Niederbayern das Tal der Schwarzen Laber mit seinen Wäldern und Wiesen:

*Mit dem Gebiet der vier Mühlen, in das wir nun traten, beginnt wirklich die landschaftliche Perle Be-*

*ratzhausens. Die steilen, oft senkrechten Berge hüllen sich in das anmutige Gewand des Laubes und der Nadeln. Der Talboden ist belegt mit dem grünen Samt der schönsten Flusswiesen und die Laber geht wie in einem stillen, selbstzufriedenen Lustwandel durch das traute lauschige Erlenspalier. Auch eine Naturseltenheit bekam ich zu schauen – den „viereckigen Himmel“. Das Tal krümmt sich nämlich sigmatisch, die Welt ist nun von allen Seiten mit Bergen verrammelt, man steht wie in einer freien Halle und das Firmament hängt, bei nur einiger Nachhilfe der Phantasie, wirklich in Gestalt einer Stubentür oben.*

Mit der Metapher der „Perle“ für die Schönheit der Landschaft um Beratzhausen verwendet der Reisende im Jahr 1876 eine Formulierung, die in der Fremdenverkehrswerbung noch heute Verwendung findet: Beratzhausen – die Perle des Labertales.

#### c) Die Schwarze Laber

Die Schwarze Laber entspringt im Dorf Laaber bei Neumarkt i. d. Opf., fließt in südsüdöstlicher Richtung durch den Oberpfälzer Jura und mündet nach 78 Kilometern bei Sinzing im Landkreis Regensburg in die Donau. Ihr Name ist keltischen Ursprungs (labera = geschwätzig, rauschend). Durch ihr geringes Gefälle fließt das Wasser sehr langsam und kommt an manchen Stellen fast zum Stehen, was das ruhige und tiefe Wasser oft dunkel bis schwarzblau erscheinen lässt.<sup>13</sup> Im Bereich Laaber–Beratzhausen hat die Laber eine Tiefe von drei bis sieben Metern. Ihr geringes Gefälle reicht jedoch im Mittel- und Unterlauf aus, um zahlreiche Mühlen zu betreiben. Auch über den Fluss selbst enthält der Reisebericht des Pfarrers N. einige Bemerkungen:

*„Flüsschen mit deinen Wasserkraften, Forellen und kristallenem Bade, dir wär ich wirklich nicht feind; dich möchte ich mitnehmen in mein Niederbayern*

*hinunter!“, dachte ich, an der schönsten Stelle haltend, schwärmerisch-angeflogen, so laut, dass es auch meine Gefährten hörten. Sie lächelten kühl. Und ich, indess ich mit lauter Stimme schwärmte, stieß beinahe meine Nase auf eine steinerne Marter. Ich las – einen Ertrunkenen und empfahl seine arme Seele dem barmherzigen Gott.*

*„So“, murmelte ich gedehnt und ließ einen miss-trauischen Blick über das anscheinend so trauliche Wasser hingleiten. Und nun hörte ich allerlei Dinge, die mich stutzig machten. Diese schöne Schwarze Laber ist ein tückisches Wasser. Der beste Schwimmer, wenn er mit seinen Füßen in den Grundschlamm gerät, ist verloren, er zappelt wie angeleimt und kann sich auch mit den kräftigsten Flossenschlägen nicht mehr herausarbeiten. Da ist es also mit dem Baden eitel nichts. Aber aus noch einem anderen Grunde: Das Flüsschen hat eine Temperatur, welche der scheuen Forelle passt, aber nicht dem warmblütigen Menschen. Selbst wenn in den Hundstagen das Gestein auf den Bergen glüht, kann man das Bein nicht behaglich in die Laber hängen. Nach der ersten Fußtiefe wird sie nämlich eisig kalt und gar nicht lange, so muss man den frostsclotternden Waden aus dem Wasser ziehen. Ein eigenes Ding – diese Schwarze Laber! Wie es scheint, raubt sie hüben und drüben allen Landregen, der in die durchlassenden Hochebenen der Steinpfalz niederfällt, muldenförmig aus unterirdischen Quellen in ihr Rinnsal zusammen. Daher hat sie eine stets gleiche Wasserfülle und treibt, wie man so sagt, 56 vermögliche Mühlen.*

Der Verfasser des Reiseberichtes nennt hier die Gewährsleute für seine Informationen über den Laberfluss. Es sind seine Begleiter, der Pfarrer von Beratzhausen und dessen Kaplan. Sie erzählen dem Pfarrer unterwegs Wissenswertes über Landschaft und Geschichte. Die Informationen spiegeln, was die Bewoh-

ner damals über den Fluss wussten und als Tatsachen erzählten. Es ist richtig, dass die Schwarze Laber neben mehreren Bächen auch von unterirdischen Karstquellen gespeist wird, die sich meist in unmittelbarer Flussnähe oder gar im Flussbett selbst befinden.<sup>14</sup> Die Wassertemperatur liegt nach heutigen Messungen ganzjährig bei 8° bis 10 °C.

#### **d) Beratzhausener Forellen**

*Eh wir schlafen gingen, nahm ich ihn beim Arme und sagte: „Xaverius, wenn ich morgen keine Freitagsforelle bekomme, so bin ich nicht in Beratzhausen gewesen.“ Indes der Pfarrer in der Rathausschule die Kleinen lehrte, ließ mich Marie, die lobesame Küchenmeisterin, schon die Forellen schauen. Anfangs reute mich das Leben der niedlichen Tierchen, deren Schuppen wie Kleinode schillern. Zuletzt aber gab ich doch mein Ja und Amen, dass sie in die Schmorpfanne gelegt wurden. Es war, wie ich nun hörte, eine Gnadensache, dass wir sie erhielten. Der Beratzhauser Fischer hat nämlich mit dem Gasthof „Zum Goldenen Kreuz“ in Regensburg einen Kontrakt, die Forellen zu liefern. So wandern auch hier wie anderswo – Mit der schnellen Eisenbahn! – die besten Bissen von der Nase fort auf die Table d’ hote der reichen Käuze. (...) „Was brauchen die Laberforellen, das Abstinenzgebot ist ihnen doch Schnuppe!“, brummelte ich, von einem heiligen Zorn angefliegen.*

Die Schwarze Laber war reich an Forellen. Für einen Landpfarrer waren Forellen in erster Linie noch eine köstliche Fastenspeise. Dies galt jedoch nicht für die Esskultur des reichen Bürgertums in den Städten. Fisch und Fleisch gehörten in gleicher Weise zum Speiseplan der Oberschicht. Die Eisenbahn hatte auch den Güteraustausch zwischen Stadt und Land wesentlich verbessert. Der Gasthof „Zum Goldenen Kreuz“ war das berühmteste und vornehmste Gast-

haus Regensburgs, in dem einst Kaiser, Könige und Fürsten speisten. Bekannt wurde auch die Köchin des „Goldenen Kreuzes“, Margaretha Schandi, die von 1820 bis 1860 im Gasthaus beschäftigt war und der Nachwelt ein Kochbuch mit ihren Rezepten hinterließ („Regensburger Kochbuch“, 1866).

#### e) Wasserarmut auf den Jurahöhen

Charakteristisch für das Labertal ist die Wasserarmut auf den Jurahöhen und der Wasserreichtum im Labertal durch die Verkarstung und Wasserdurchlässigkeit des Juragesteins. Die Menschen auf der Jurahöhe mussten ihr Trink- und Brauchwasser in Zisternen und Hüllen speichern. Bei Trockenheit waren sie auf den Transport von Wasser aus der Laber zu ihren Dörfern angewiesen. Pfarrer N. macht sich bei einem kurzen Besuch in dem Ort See bei Lupburg Gedanken zur Wasserversorgung.

*Meine unmaßgebende Forschung geht dahin, ein Dorf auf diesem quellenlosen Boden mit dem rätselhaften Namen ‚See‘ mit dem knappen Wasservorrat, welche die langhalsigen Dachrinnen in die gemauerten, zipfelhaubigen Zisternen gießen, müsste eine steinalte Niederlassung sein aus der Sündflutszeit. (...) Dass der stolze Name „See“ der grünlichen Drecklache entstammen sollte, die sich im Orte befindet, ist kaum glaublich. Aber das könnte sein, dass die Niederlassung ihren seltsam nassen Namen nicht so fast von einem Wassersee, sondern von der Bierquelle habe. Also lustig hinein zum ‚Oberpollinger‘ in See!*

Auf der Hochfläche des Juras gab es unter ganz bestimmten geologischen Verhältnissen auch einige kleine Seen und Bäche, bekannt und erforscht ist z. B. der Sieberbach bei Hemau.<sup>15</sup> Der ortsnamenprägende Begriff „See“ hat sicherlich mit dem Vorhandensein von Wasser zu tun. Dies dürfte der wesentliche Grund gewesen sein, dass hier einmal ein Königshof

an der Reichsstraße von Bamberg nach Regensburg bestand.<sup>16</sup> Heute noch befindet sich in See eine große Wasserhülle (ca. 25 x 50 Meter).

**f) Der Steinpfälzer in den Augen eines Niederbayern**  
Vom Eichlberg blickt Pfarrer N. auf das Hemauer Land. In seinem Reisebericht erfährt man, wie er als Niederbayer über das oberpfälzische Bauernland und „den Steinpfälzer“ denkt.

*Gleich unter meiner Nase breitet sich der Thangrindel aus mit seiner Schrankenstadt Hemau. Das, sagte man mir, sei eine Bauernlandschaft, in welcher sich die Oberpfalz mit dem reichsten Niederbayern misst. Ich hatte mir übrigens vorgestern, gestern und heute Mann und Feld scharf gemustert – es braucht nicht mal gerade der Thangrindler zu sein, der nächstbeste unscheinbare Steinpfälzer hat Größeres bar in seinem Kasten als der allzu luxuriöse Gäubauer. Das heißt – in dem, was Leib und Seele zusammenhält, lässt sich der Bauer in der Steinpfalz auch nichts abgeben. Nur in einem Stücke ist er klüger und weiser – er hält sein Geld viel zäher im Beutel. Dagegen zieht er seine Hand von der Tasche, wenn er die Ehre Gottes und der Pfarrei gilt. So z. B. haben, wie ich mir sagen ließ, die Beratzhauser im Laufe der Zeit schon erstaunliche Kultussummen zusammengelegt.*

### 3. Alltagsleben

#### a) Besuch beim Wassermeister

Auch zum Betrieb der Dampflokomotiven musste Wasser aus dem Labertal zum Bahnhof hinaufgepumpt werden. Dies war in Beratzhausen die Aufgabe des Wassermeisters, an dessen Haus Pfarrer N. bei einer Wanderung vorbeikam:

*Da gab's nun (...) beim Wassermeister Eckartsberger eine neue nette Gartenkultur zu besichtigen, (zu)*

loben und (zu)bewundern. Er liegt herunter im Tale und seine elegante Dampfmaschine hat das Wasser, mit welchem sich die heißen Lokomotiven tränken, berghoch hinaufzupumpen. Eckertsberger ist ein lieber, biederer Österreicher, schon in der Türkei gewesen und hat also die Welt gesehen. Jede Zeit, die ihm sein täglicher Dienst frei lässt, widmet er sich seiner Liebblingsschöpfung – dem Garten. Man sieht, wie er die Felsen ausgräbt, kunstgerechte Mauern mit ihnen baut, die rote, kalkige, lockere Bergerde karrt, Rabatten formt, Gänge und Rondelle. Es ist noch alles im lautereren Werden, aber schon erblicken wir liebliche Herbstblumen und einladenden Hauskohl. „Wenn doch alle, die einen Fleck Land haben, es dem gescheiten, fleißigen Eckartsberger nachtun könnten und wollten, die Steinpfalz und gar erst mein speckiges Niederbayern müssten wahre Paradiese sein“, grübelte ich, als wir abwärts zwischen den grandiosen Brückpfeilern, klein wie Sperlinge, hindurchschritten.

#### b) Besuch in der Gleismühle

Auf einem Spaziergang ins Labertal kamen die drei geistlichen Herren von Beratzhausen zur Gleismühle und wurden von der Familie des Mühlenbesitzers bewirtet.

Die allerletzte, die „Gleismühle“ war es, in welcher wir einkehrten. Auf der Hausschwelle schon beging ich eine Unmanierlichkeit, die mir Leid tat. Ich hatte nämlich meinen Xaverius missverstanden, glaubte baumfest, die Mühle sei zugleich eine regelrechte Bierschenke, und trat mit den Worten ein: „Grüß Gott, Müllermeister; nun lass mal sehen, was Ihr für einen Tropfen habt!“ Man führte uns sofort in die prunkvoll eingerichtete Oberstube hinauf. Der Mühlherr, dessen rundes gutes Gesicht, zufriedenes Lächeln und biederer Wesen mir recht gefallen, brachte Bier. Die Frau des Hauses ließ gern mit sich reden. Und das

Kreszenzchen, das bei unserem Eintritte, weil gerade schlettigen Maurer in den unteren Gelassen tünchten, wusch, fegte und scheuerte – hatte sich im Handumdrehen in saubere Besuchstoilette geworfen und tischte uns gar, als ehemalige Restaurationsköchin, einen famos gerichteten Hasen auf, den wir uns trefflich schmecken ließen. Inzwischen besichtigten wir die Kunstmühle selbst, die mir weidlich imponierte. Es ist ein schönes großes Geschäft, dessen Mehlfracht nach allen Richtungen geht. Das Anwesen hat auch bedeutend Grund und Boden gute fruchtbare Äcker, die aber leider samt und sonders über dem Schornsteine auf den Laberbergen liegen. Und da ist halt, wie der Ökonomieherr jammerte, das viele Fuhrwerken das härteste Ding. „Und noch etwas“, fügte ich bei, „wenn man täglich ein so schönes Forellenwasser vor der Nase hat, sollte das Fischrecht nicht fehlen! Die Gleismühle ist eine Einöde, aber eine landschaftlich sehr schöne Einöde, belebt durch das ewig-unruhige Rauschen, Pochen und Klappern der erstaunlich vielen Mahlgänge. Ich schüttelte den braven Müllersleuten dankend die Hände.

Die Gleismühle bestand aus einer Mühle mit drei Mahlgängen und einer Schneidsäge. Müller war damals Johann Betz, der 1846 die Mühle durch Heirat der Kreszentia Achatz übernommen hatte. Der Grundbesitz bestand aus ca. 135 Tagwerk. Die Mühle hatte damals noch keine Schankgerechtigkeit. Der Müller besaß auch kein offizielles Fischrecht. Die Gleismühle gehörte damals zur Gemeinde Haag und zur Pfarrei Beratzhausen. Laut Ortschaftenverzeichnis von 1877 bestand die Einöde aus 6 Gebäuden mit 14 Einwohnern. Der Großviehbestand betrug 4 Pferde und 18 Rinder.<sup>17</sup> Die drei Geistlichen waren Honoratioren und Respektspersonen, die von den braven Müllersleuten selbstverständlich sehr gastfreundlich mit Bier und Hasenbraten kostenlos bewirtet wur-

den. Die landschaftlich sehr schöne Mühle wird wegen ihrer idyllischen Lage in älteren Wanderführern erwähnt und auch heute noch von Wanderern gern besucht.<sup>18</sup> Der Bericht über die Gleismühle wirft auch ein Schlaglicht auf die Alltagsgeschichte der Menschen im 19. Jahrhundert, die von Not, Krankheit und Tod geprägt war. Die Müllerin erzählte beim Abschied der Gäste von einem Unglück in der Familie. Wenige Wochen vorher war der Sohn, der mit seinen Freunden an einem Sonntag vom Wirtshaus nach Hause ging, tödlich verunglückt.

*In der Sonntagsnacht hatte der Müller ungestüm an die Haustüre pochen gehört, war aufgestanden und hatte geöffnet mit einem Strafworte auf den Lippen, weil er glaubte, sein Sohne komme nur so spät vom Biere. Aber mehrere Burschen hatten seinen Joseph steintot vor der Türe. Sie waren gewarnt, aber leichten Blutes, ohne Laterne von der Restauration [Bahnhofswirtschaft] weggegangen – im undurchdringlichen Dunkel hatte gerade er als der Letzte einen Fehltritt getan und musste turmhoch den glatten Brückendamm hinuntergestürzt sein. Mit gebrochenem Wirbel, ohne Lebenszeichen, hatten sie ihn im Tal gefunden.*

Der Absturz des Joseph Betz ereignete sich am 25. September 1876 bei der hohen Bahnböschung in der Nähe der Friesenmühle nahe der Eisenbahnbrücke.<sup>19</sup> Wirtshausbesuche am Sonntag gehörten für viele Männer auf dem Land zur Freizeitgestaltung. Hier endete er in tragischer Weise, vielleicht vergleichbar mit einem tödlichen Autounfall nach einem Diskobesuch in heutiger Zeit.

#### c) Ein Honoratiorenstammtisch im Gasthaus in See

Kurz nach der Ankunft in Beratzhausen fährt Pfarrer N. mit seinem Freund und Pfarrer von Beratzhausen zu einem Stammtisch im Gasthaus Oberpollinger

in See bei Lupburg. Der Bericht führt den heutigen Leser mitten hinein in das Alltagsleben der Menschen um 1875. Insofern ist die Schilderung auch eine historische Quelle für die ländliche Alltagsgeschichte. An dem Wirtshausbesuch nehmen sechs Honoratioren teil, vier Geistliche und zwei weltliche Herren, der eine der Bahnhofsvorsteher von Beratzhausen, der andere ein nicht näher bezeichneter *Kommersbruder*, also ein Angehöriger einer Studentenverbindung. Man trinkt Bier aus Steinkrügen und raucht Zigarren und man singt alte romantische Volks- und Studentenlieder wie das Lied von der Loreley (Heinrich Heine), *Einer Farbe, einem Glauben oder Vom hohen Olymp herab*. Es ist eine gesellige, unpolitische Nachmittagsunterhaltung gesangsfreudiger älterer Herren in einem kleinen bayerischen Dorf.

#### d) Der neue Wirt von Berletzhof

Der Weg zurück nach Beratzhausen führte durch Berletzhof, wo die drei Geistlichen noch beim neuen Wirt einkehrten.

*„Der neue Wirt, das ist ein Landshuter und hat auch ein Landshuter Bier“, sagte mein Begleiter, der Kaplan. „(...) Der neue Wirt ist ein Güterhändler. Er hat dieses Bauernhaus gekauft und mit einem Wirtsgewerbe ausgestattet. Lockt ihm ein Gewinn, so wird er es stracks wieder verkaufen. Nun, das muss man rühmen – Haus und Geschäft hat er einladend sauber zusammengerichtet, der Mann mit dem grauen Barte, den weltklugen Augen, den höflichen Manieren und der Rede, wie man sie gerne hört.“*

In Berletzhof bestand ein Wirtshaus mit der Hausnummer 2. Viele Leute suchten damals mit dem Betrieb einer Gaststätte eine sichere Erwerbsquelle zu schaffen. Dies zeigt sich vor allem an der hohen Zahl der Anträge auf Konzessionen bei den Bezirksämtern.

#### 4. Die Wallfahrtskirche auf dem Eichberg

##### a) Wanderung zum Eichberg: Die Ruine Ehrenfels

„Nach dem Eichelberg sind es gut anderthalb Stunden. Der Weg ist beschwerlich, der Tag nicht mehr lang“, hatte der [Pfarrer] voll salomonischer Weisheit gesprochen. (...) Ich aber und sein Kaplan stiegen in aller Rüstigkeit bereits hinauf in die Höhe. Schön Wetter musste es heute werden, das war gewiss, aber zur Stunde krochen die feuchten Nebelmassen noch auf der Landschaft herum. Die Dolomitsteine, welche herdenweise bald wie abgeschliffenen Glatzköpfe bald wie hohlaugige Totenschädel überall aus dem Boden der Steinpfalz auftauchen, sind nun im Regen sehr schlüpfrig, für ein niederbayerisches Bein eine äußerst tückische Falle. Das hatte ich im Nu los. Die Nase weltverachtend in die Luft stecken und hinschlendern, das ging in der Steinpfalz nicht. (...) Beim Haggetshof oben hatten wir bereits den schönsten wolkenlosen Herbsthimmel.

In der nächsten Nähe ragte nun auf waldigem Kegelberge mit ihren zerrissenen Kalksteintürmen Ehrenfels, die ehemalige Hochburg von Beratzhausen. Ich musterte durch meinen Landstecher die imposante Ruine und es reute mich jetzt beinahe, dass ich sie nicht erstiegen. Damals (zur Zeit des Faustrechts), so sagt man, ist auch Ehrenfels ein Raubschloss gewesen. Die Gelegenheit hierzu war freilich günstig genug. Nur eine halbe Stunde nach Westen zieht die alte Handelsstraße vorbei, auf welcher die freien Reichsstädte Nürnberg und Regensburg einander Geld und Waren zusandten. Der Ehrenfelser durfte bloß von seinen Türmen auf die Handelsstraßen spähen lassen – Hinterhalt, Überfall, blutiges Kampfgetöse, Ausgeplünderte und Tote, großer Beutezug hinauf zur Burg. (...) Indessen hat doch gewiss auch mancher aus dem Raubschlosse dabei sein Leben auf dem Platz gelassen.



Abb. 10: Der Ostturm der ehemaligen Burg Ehrenfels, die Mitte des 13. Jahrhunderts erstmals erwähnt wird und seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr bewohnt ist.

*Die efeuumrankten Mauern mit dem Platz, auf welchem sie stehen, gehören als väterliches Erbe acht Geschwistern Scheck, denen die imposante Schlossruine gar nicht abzukaufen ist. Ja dem Vater Scheck selbst war die Liebe zu Ehrenfels so tief in der Brust gesessen, dass er sich mit dem Plane getragen hatte, die alte Ritterburg stückweise wieder aufzubauen. Und wäre der Tod nicht dazwischengetreten, wer weiß, ob man heute nicht vollendete Türme sehen würde. Begonnen hatte er wirklich schon. Die Beratzhauser brauchen eben ihre romantische Ruine. Gilt es Gesellenvereinsausflüge, Maifeste der Schuljugend u. dgl., so zieht man nach Ehrenfels und vergnügt sich in den lustigen Räumen des alten Burghofes.*

*Wir umgingen ein einsames, weithin blickendes Straßenwirthshaus, die „grüan Staudn“. „Das ist schön, das ist echt“, rühmte ich köstlich gelaunt, „diese Gersenquelle sprudelt gewiss schon länger als unsere neumodischen, nichtssagenden, humorlosen Bierschenken zum Huber oder Maier.“ Vor alter Zeit, als die riesigen Botenwagen, welche jetzt alle die Eisenbahn gefressen hat, auf der Straße heranknallten, da mag sich diese Einkehr erbaut und mit herausgesteckter Birkenstau- de zum frischen Trunke eingeladen haben. Wir hatten jetzt den Eichelberg drei Viertelstunden vor uns und zuletzt erstiegen wir ihn.*

Für Pfarrer N. ist das Wandern im bergigen Jura zwar schön, aber ungewohnt. Sein Bild von der Steinpfalz wird durch den Anblick der felsigen Landschaft bestätigt. Von der Geschichte der Burg Ehrenfels berichtet er die volkstümliche Version, wie er sie wohl von seinen Begleitern gehört hat. Es ist eine romantisierende Vorstellung von Raubrittern, die die reichen Kaufleute, die Pfeffersäcke, auf den Handelswegen überfallen. Heute informieren Schautafeln auf der Grundlage neuerer historischer und archäologischer Erkenntnisse über die Burg Ehrenfels.<sup>20</sup> Sie ist eine

Station des Burgensteiges im Tal der Schwarzen Lamber. 1868 gehörte die Ruine noch zum Krämerschreiberhaus mit der Hausnummer 84 in Beratzhausen, wurde aber im selben Jahr von dem Handelsmann und Gasthausbesitzer Jakob Scheck ersteigert.<sup>21</sup>

Das Wirtshaus „Die grün Staudn“ unweit von Berletzhof an der Landstraße von Nürnberg nach Regensburg wurde 1843 von dem Bauern Kaspar Schmid von Berletzhof errichtet. Er erhielt die Konzession zum Betrieb einer Bierwirtschaft, 1846 auch das Tafernrecht.<sup>22</sup> Damit konnte er Reisende und Fuhrleute bewirten und ihnen auch ein Quartier anbieten. Kaspar Schmid war ein verheirateter Kleinbauer („Gütler“) mit vier Kindern in Berletzhof 12. Seine 13 Tagwerk umfassenden Felder waren von seinem Anwesen „ziemlich weit“ entfernt. Darum beschloss er, seinen Hof zu verkaufen und sich eine neue Existenz als Wirt aufzubauen. Er behielt nur den „Kreuzacker“ an der Landstraße, auf dem er sich ein neues Haus für seine Familie erbaute. Schmid versprach sich wohl vom Reise- und Transportverkehr auf der Landstraße eine bessere Einnahmequelle. Das Haus gehörte zum Ort Berletzhof und erhielt die Hausnummer 13. Der Name „Die grün Staudn“ war der neue Wirtshausname, den sich der Wirt gewählt hatte.<sup>23</sup> Erklären könnte man den Namen vielleicht durch eine beim Wirtshaus befindliche große Staude, die wie auch große Bäume für Fuhrleute als Orientierungszeichen dienten. Im selben Jahr hatte auch der Schmiedegesell Jakob Brettner von Langenkreith „neben der Hochstraße nächst dem neuen Wirtshaus bei Berletzhof“ eine Schmiede errichtet.<sup>24</sup> So entstanden an der Hauptstraße zwei neue Gewerbebetriebe, die nach den Bedürfnissen des Straßenverkehrs ausgerichtet waren. Aus den beiden Anwesen wurde der heutige Weiler „Grünstau“, der auf den alten Wirtshausnamen zurückgeht.<sup>25</sup>

### b) Wallfahrtskirche und Pfarrhof

Die Wallfahrtskirche Zur Heiligsten Dreifaltigkeit auf dem Eichlberg bei Hemau befindet sich auf einer Höhe von fast 600 Meter und bildet darum einen weithin sichtbaren Orientierungspunkt auf der Hochfläche des Oberpfälzer Juras. Die Kirche entstand in der Zeit von 1697 bis 1711.<sup>26</sup> Pfarrer N. erzählt die Wallfahrtsgeschichte von Eichlberg, wie er sie wohl vom dortigen Pfarrer vernommen hat.

*Ja wahrhaftig, der Eichlberg ist der schönste Lug-  
insland im ganzen alten Nordgau. (...) Allein wie an-  
derswo so auch hier – der windigen Zeit musste er wei-  
chen, der edelste Baum Germaniens! Wie schön aber  
wäre es, wenn die imposante Wallfahrtskirche statt  
vom nackten Boden vielmehr aus einem Park grüner  
Eichen ragen würde! Wir schritten ins propsteiartige  
Pfarrhaus. (...) Nun kam der Rundgang durch die  
Gelasse des Hauses. Mauern wie eine alte Bergveste.  
Zimmer, viel und schön; eine Aussicht, auf welche man  
stolz sein kann; Luft kerngesund, aber – nun kommen  
überhaupt die Schattenseiten – sibirisch kalt im Winter,  
und in stürmischen Tagen und Nächten eine Winds-  
braut, welche dämonisch an den Gebäuden rüttelt.  
„Wäre alles nicht“, flüsterte ich, „wenn ihr den dicken  
Wall der ehemaligen Eichen hättet.“ Auch einen Blick  
ins gelobte Land durften wir machen – nämlich ins  
Gelass, in welchem des Pfarrers Geselchtes hing. „Lei-  
der nur einen Blick“, bedauerte der Pfarrer mit gast-  
lichem Achselzucken, „die guten lieben Herren hätten  
sich für den Eichlberg eben keinen Freitag aussuchen  
sollen.“ Betrübt zogen wir unsere Augen und Nasen  
von den Fleischtöpfen Ägyptens zurück und gingen,  
um die Gelüste des Gaumens zu dämpfen, hinüber zur  
Kirche. Es durchzieht eigenartig die religiöse Seele,  
wenn man zu Eichlberg, hinter dem Altar der Gna-  
denkapelle stehend, den Eichenstumpf von 1692 sieht,  
aus welchem die ganze große Wallfahrt organisch he-*



Abb. 11: Die 1904 abgeschickte Postkarte zeigt die Wallfahrtskirche Eichlberg samt Pfarrhof, Schulhaus und Gasthaus.

*rausgewachsen ist. Dieser schwärzliche Baumstumpf  
mit seinem alten Eisenkreuze, das war also jene Eiche,  
bei welcher die erste Wallfahrerin gebetet hat. Das  
hölzerne Heiligtum musste man tüchtig vernageln,  
sonst hätte die Reliquienbegier davon schon längst  
den letzten Splitter weggeschnitten. Die Erste, welche  
von einer geheimnisvollgöttlichen Stimme gemahnt  
nach dem Eichlberg pilgerte, war die ältliche, from-  
me Mesnersfrau von Neukirchen. Im nächsten Jahre  
taten es ihr schon dreitausend nach und im fünften  
Jahre gab es bereits dreißigtausend Wallfahrer, welche  
in der katholischen Bußanstalt entsühnt, den Berg he-  
rumkneten und aus den Speisekelchen kommuniziert  
wurden. Aus dem Holzgezelt, unter welchem der erste  
Wallfahrtsgottesdienst stattfand, wurde die steinerne  
Gnadenkapelle und darüber erstand in den vierzehn*



Abb. 12:

Die Wallfahrtskirche Eichlberg beeindruckt durch ihre exponierte Lage.

Jahren von 1697–1711 der jetzige Dreifaltigkeitstempel, ein Renaissancebau voll Anmut und Größe – Alles das Werk des unansehnlichen Opferstocks, welchen die ersten Wallfahrer aufstellten.

Die Entstehung der Wallfahrt auf den Eichlberg hat die Form einer typischen barocken Wallfahrtslegende.<sup>27</sup> Das Gnadenbild war an der Eiche befestigt und der Opferstock in den Stamm hineingearbeitet.<sup>28</sup> Der Originalopferstock befand sich noch in der Gnadenkapelle, bezeichnet mit dem Stadtamhofer Trinitätszeichen.<sup>29</sup> Der Pfarrer von Eichlberg lud seine Gäste in das Gasthaus *Altwirt* ein und bewirtete sie dort.

*Denn er hatte das „Recht auf Hospitalität“, d. h. das Recht auf kostenlose Bewirtung in der Gastwirtschaft: Da er mit seinem Pfälzer Schincken heute nicht aufkommen konnte, so bot er uns seinen besten Fastenimbiss an – herrlichen Emmenthaler, ein ge-*

*höriges Stück. Das Eichelberger Bier war auch nicht übel. (...) So schön sich's bei Bier, Emmenthaler und Rettigwürzel lebte, ich musste nochmal fort und die einzig-herrliche Rundschau fertig machen.*

Dieses Recht des Pfarrers geht auf die Anfangsjahre der Wallfahrtsstätte zurück, als man Eichlberg neben einem Mesnerhaus auch mit einem Wirtshaus ausstattete.<sup>30</sup>

##### 5. Der Reisebericht als Spiegel des Zeitgeistes

###### a) Die weltanschaulich-politische Gesinnung eines niederbayerischen Landpfarrers

Im Reisebericht spiegelt sich auch die weltanschaulich-politische Gesinnung des Pfarrers N. Die Quellen sind in erster Linie seine Selbstaussagen, die er in seine Reisebeschreibung einfließen lässt und die Eingang in den Zeitungsartikel finden. Sie werden damit auch

verbreitet und öffentlich. In Bayern wurden in den 1870er Jahren die politische Auseinandersetzung im Parlament vor allem von zwei Lagern bestimmt: den Liberalen und den Christlich-Konservativen. 1869 wurde die „Bayerische Patriotenpartei“ gegründet. Sie fand ihre Unterstützung in der katholischen Landbevölkerung, dem konservativen Kleinbürgertum der Landstädte und im Klerus. Die Patrioten waren antipreußisch und antiliberal eingestellt und wollten den Einfluss der katholischen Kirche auf die Gestaltung von Staat und Gesellschaft stärken (politischer Katholizismus). Bei Pfarrer N. lassen sich mehrere Aspekte seiner Denkweise und Gesinnung erkennen:

- Abkehr von der nationalen Begeisterung nach der Reichsgründung 1871:  
*Auch ich selbst hatte mich ja anfangs als echter Deutscher stark begeistert, leider stärker als ich nun wünschen muss – jetzt aber schon längst wie so viele Millionen andere meinen voreiligen übel angebrachten Reichsenthusiasmus eiskalt-nüchtern in den Besenwinkel getan.*  
Ausgelöst wurde dieser Sinneswandel vor allem durch den Kulturkampf, den der Reichskanzler unerbittlich in Preußen gegen die katholische Kirche führte. Bismarcks Unterstützung des Liberalismus im Reich hat in Bayern bei vielen Katholiken die antipreußische Einstellung verstärkt.  
Der Reisebericht beginnt mit einem vom Autor in Szene gesetzten politischen Stimmungsbild in Bayern, das dem Leser in Form eines Streitgesprächs zwischen einem Preußen und einem Bayern die antipreußische Einstellung der Bayern im Abteil der Eisenbahn vor Augen führen soll.<sup>31</sup> Die erzählte Episode spiegelt die kritische Haltung des Pfarrers zur kleindeutschen Reichsidee und ist eine Absage an den Nationalliberalismus. Diese Haltung findet

auch in der Abwertung der früheren Sedanbegeisterung Ausdruck:

*In der Tat, wer vor einigen Jahren auf den Schienen fuhr und seinen Nacken nicht mit der Borniertheit eines Schafes unter all die flaggen-kindische ver-rückte Sedan-Tollheit beugte, der musste von den großen Buben der deutschen Nation die größten Insulten einstecken. Heute fand ich es schon bei weitem manierlicher. Der umbarmherzige Gang der Zeit und Dinge säubert endlich auch noch unsere gute deutsche Erde von jenem Flegelgezücht, das sich „Reichsfreunde“ nannte.*

- Absage an den Wirtschaftsliberalismus  
Auch dem Wirtschaftsliberalismus und den großindustriellen Eliten wird von Pfarrer N. eine gehörige Abfuhr erteilt. Er vergleicht sie mit *Raubrittern* der ehemaligen Burg Ehrenfels. Vor allem sind ihm Spekulanten und Industrielle, die in den Gründerjahren zu Macht und Ansehen gekommen sind und sich mit den alten Adelseliten verbündeten, ein Dorn im Auge. Ein freies Wirtschaftssystem, das gegenüber der Verarmung und Verelendung von Arbeitern gleichgültig ist, lehnt der Dorfpfarrer ab.
- patriotisch-partikularistisch, ultramontan und antisemitisch  
Als patriotisch-partikularistisch gibt sich Pfarrer N. gegenüber einem gleichgesinnten Fahrgast zu erkennen. Patriotisch tritt er für die Erhaltung und das Wohl des bayerischen Staates ein und misstraut sowohl dem preußisch-deutschen als auch dem russischen Nationalismus, d. h. den sozialistischen Internationalismus, und will den Einfluss des Katholizismus auf Staat und Gesellschaft erhalten. Kein Hehl macht der Pfarrer aus seiner antisemitischen Grundhaltung. Dabei handelt es sich um einen konservativ-traditionellen Antisemitismus religiöser Provenienz, nicht um einen völkisch-

## S. Ein Herbstrusch in die Steinsalz.

### I.

Da die Oktobersonne nochmals mit allen Reizen eines schönen  
 Altenerbenerkommers zu den Fensterheben hereinstrahlte, nahm ich  
 Hut und Stod und zur Besicht auch mein „Regendoch“, lich  
 den treuen Bandführer von der Erde bimmeln und stieg mit meinen  
 größten Siebenmeilenstritten hinaus zu den besügelten Schienen.  
 Sch! Sch! Sch! Sch! — und fort nach dem blauweißen Westen!  
 Augen und Ohren gut offen, den Mund aber, wenn mir Der am  
 meinem Ellenbogen nicht der Rechte scheint, Flug und weiße ge-  
 schllossen und im Kopfe, wie ich meine, ein bißchen Stos von dem,  
 was man „Größe“ heißt — so pflege ich mich von Zeit zu Zeit  
 in jenen buntschneigen Strom zu begeben, der sich das „große  
 Publikum“ nennt und das man am allerbesten stets in den Bahn-  
 höfen und Waggonen zu schauen und sprechen bekommt.

„O, löst man denn heute links und rechts, vorn und hinten  
 gar nichts vom deutschen Reiche?“ wollte ich eben bestens gelaunt  
 bei mir denken, hörst! da schlugen aus dem Hinterkopfe auch  
 schon ein paar charakteristische Frageböden an mein Ohr — ein dünnes,  
 braun-aufgerichtetes „Woss?“ und ein selbes bereit-gepaltertes  
 „Wost!“ Nun hatte ich, was ich wünschte. „Das ganze Deutschland“  
 — schante ich unter vergnügtem Händereiben in mich hinein —  
 der Bruder Brandenburger und der Steinsalzer.

Abb. 13:  
 Der Artikel „Ein  
 Herbstrusch in die  
 Steinsalz“ erschien  
 im Herbst 1877.

rassistischen, wie er im 19. Jahrhundert infolge „wissenschaftlicher“ Rasselehren entstanden ist. Seine antisemitischen Äußerungen in der Reisebeschreibung sind rigoros und doktrinär. In der konkreten Praxis sieht es jedoch etwas anders aus: Im Wirtshaus in Eichelberg sitzen die Geistlichen einträchtig mit einem jüdischen Handelsmann am Tisch. Auf seiner Rückfahrt weigert er sich jedoch, in Regensburg eine Wolldecke bei einem jüdischen Händler zu kaufen. Denn als Christ würde er nie etwas bei einem *Israeliten* kaufen. Aus dem Reisebericht lässt sich konkret erschließen, dass Pfarrer N. dem Wählerklientel der Bayerischen Patriotenpartei zuzuordnen ist, die in sich jedoch keineswegs eine ideologisch geschlossene Partei bildete, sondern sich in unterschiedliche Gruppierungen spaltete.

### b) Kritik am Protestantismus

Auffallend viel Raum widmete Pfarrer N. den Geschehnissen in dem Dorf Thonlohe während der

Reformationszeit. Er gibt an, dass er sich für diesen Ort ganz besonders interessiere, weil er davon in der *Chronik* gelesen habe. Er meinte damit die 1861 in Regensburg erschienene *Chronik der Stadt Hemau* von Johann Nepomuk Müller. Diese enthält nämlich Notizen der lutherischen Pfarrer Philipp Göbel und Bartholomäus Molitor (*Pfärliche Censuræ zu Thonlohen*), aus denen er sich bediente. Offensichtlich ging es um eine grundsätzliche Kritik am Protestantismus und damit auch politisch um die Unterordnung der bayerischen Katholiken unter die protestantische Reichsregierung. Er wollte demonstrieren, dass eine Trennung von Staat und Kirche und zu große Freiheiten zu einer Verschlechterung der öffentlichen Moral führe. Den Hintergrund bildet natürlich der Kulturkampf in Deutschland um die Rolle der Kirche in Staat und Gesellschaft. Pfarrer N. wählt aus dem Bericht über die Zeit der Reformation einige negative Beispiele aus, um die moralischen Schäden aufzuzeigen, die die lutherische Landeskirche unter staatlicher Aufsicht in Thonlohe nicht zu unterbinden imstande gewesen sei, wie Fluchen, Unsittlichkeit, Ausschweifungen und Respektlosigkeit der Untertanen. Anknüpfungspunkt für diese politische Ausführung gegen den Liberalismus war der Blick auf das Dorf Thonlohe von der Höhe des Eichelbergs aus.

*Ein anderer Thonloher, welchem sie [die beiden Pfarrer] zuredeten, dass er doch mit seinem Weibe friedlicher hausen solle, trotzte seinem Pastor ins Angesicht. Jetzt werde er, wie er sagte, erst recht einen guten Prügel nehmen und seiner Alten damit die Haut salben; und in die Kirche wolle er gar nicht mehr gehen, wenn er den Pfarrer darin irre. Eine Thonhau-serin, welche sie [die beiden Pfarrer] wegen eines Segens ermahnten, zeigte sich überaus bissig und ungehalten und hat ihren Pastor einen „lutherischen*

*Schelmaffen“ gescholten. (...) Der damalige Wirt zu Thonlohe war auch, wie es scheint, ein böser Götzte. Der ließ das lockere Knechtswolk ganze Nächte bis an den hellichten Tag sitzen, spielen, fressen und saufen, unter Predigt und Christenlehre gerade so gut; stach an Sonntagen Säue und schleppte Bier herbei. Das mahnten sie auch, richteten aber ebenfalls nicht viel aus (...).*

## Resümee

Der unterhaltsam und amüsant geschriebene Reisebericht erweist sich heute als eine facettenreiche Quelle für die Lokalgeschichte und gewährt auch viele interessante Blicke in die Alltags- und Mentalitätsgeschichte des ländlichen Lebens in der frühen Kaiserzeit.

- 1 Vgl. Oberpfälzische Blätter für Sonn- und Feiertagsunterhaltung, Amberg 1877. Beiblatt zur Amberger Volkszeitung.
- 2 Bayerisches Ortschaftenverzeichnis 1977, in: Oberpfälzische Blätter für Sonn- und Feiertagsunterhaltung, Amberg 1877.
- 3 Vgl. Dieter SCHWAIGER, Entwicklung des Brauwesens im Markt Beratzhausen, in: Die Oberpfalz 100 (2012), S. 229–248.
- 4 Vgl. ebd. und Dieter SCHWAIGER, „Süffig und rein – schenk Englbräu ein!“ Die Familienbrauerei Wiendl in Beratzhausen, in: Oberpfälzer Heimatspiegel 37 (2012), Pressath 2011, S. 149–153.
- 5 Katholische Kirchenstiftung Beratzhausen, 250 Jahre Pfarrkirche St. Peter und Paul 1764–2014, Beratzhausen 2014, S. 46.
- 6 Ebd.
- 7 „Das Indigenat ist die wesentliche Bedingung, ohne welche man zu (...) Kirchenämtern oder Pfründen nicht gelangen und ohne welche man das bayerische Staatsbürgerrecht nicht ausüben kann.“ (Edikt über das Indigenat, Gesetzblatt 1818, Nr. 8, S. 142)
- 8 Vgl. Festschrift Beratzhausen, S. 37 Anm. 126.
- 9 Franz Xaver STAUDIGL, Heimatgeschichtslexikon des Marktes Beratzhausen, Hemau 1996, S. 114.
- 10 Georg DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern V, Regensburg und die Oberpfalz, München / Berlin 2008, S. 62 f.
- 11 Zur Landschaft und Landschaftsplanung vgl. Landschaftsplan des Marktes Laber von 2017.
- 12 Über Bemühungen des Marktes zur Schaffung markteigener Waldbestände durch Aufforstungen im 19. Jahrhundert unter Bürgermeister Ebenhöch im Jahr 1876, vgl. Franz Xaver STAUDIGL, Heimatgeschichtslexikon des Marktes Beratzhausen, Beratzhausen 1996, S. 146 ff.
- 13 Vgl. Franz Xaver BOGNER, Im Tal der Schwarzen Laber, Regensburg 1999, S. 10.
- 14 Ebd., S. 15.
- 15 Vgl. Robert GLASSL, Der Sieberbach bei Hemau, in: Informationsblätter zur Kultur- und Naturgeschichte, Blatt 36, 2011; Dietrich-Jürgen MANSKE, Hemau und Painten. Wie konnten sich auf der verkarsteten Hochfläche der südlichen Frankenalb beide zu Stadt und Markt entwickeln?, in: Regensburger Land, Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2, 2009, S. 85–96.
- 16 Manfred JEHLE, Parsberg, München 1981, S. 10.
- 17 Ortschaftenbuch des Königreichs Bayern 1877.
- 18 Vgl. „Mühlenwanderweg“, Wandern im Regensburger Land, hg. v. Landratsamt Regensburg ([https://prospektbestellung.toubiz.de/media/prospekt/file/6798596\\_lkr-reg\\_Wanderfuehrer\\_2017screen.pdf](https://prospektbestellung.toubiz.de/media/prospekt/file/6798596_lkr-reg_Wanderfuehrer_2017screen.pdf))
- 19 Meldung im Regensburger Anzeiger 1876.
- 20 Zur Burg Ehrenfels vgl. Christine RIEDL-VALDER, 750 Jahre Burg Ehrenfels in Beratzhausen, Kallmünz 2012.
- 21 Versteigerungsanzeige im Neuen Bayerischen Volksblatt vom 15.12.1867.
- 22 StAam, Landgericht Hemau ä. O. 858.
- 23 Den Wirtshausnamen „Zum grünen Baum“ gibt es heute noch.
- 24 StAam, Landgericht ä. O. 1466.
- 25 Erste Nennung als Ortschaft im Topographisch-statistischen Handbuch des Königreichs Bayern nebst alphabetischem Orts-Lexikon, München 1867.
- 26 Karl Maria FERGES, Eichlberg, Regensburg; Peter MORSBACH und Wilkin SPITTA, Wallfahrtskirchen in der Oberpfalz, Regensburg 2005, S. 21–23.
- 27 Pfarrer FERGES, Die Geschichte der Wallfahrt und Wallfahrtskirche auf dem Eichlberg, in: Festschrift „75 Jahre Freiwillige Feuerwehr Berletzhof“, Berletzhof 2000, S. 67–71.
- 28 Vgl. FERGES, Eichlberg, S. 3.
- 29 Der Opferstock wurde lt. Pfarrer Ferges (Anm. 27) von dem Zimmermann Andreas Huber aus Langenkreith verfertigt, das Gnadenbild (Krönung Mariens durch die Heiligste Dreifaltigkeit) wurde von Johann Held aus Stadtmhof bei Regensburg gemalt. Vgl. FERGES, S. 69.
- 30 Zur Entstehung des Wirtshauses vgl. Karl Maria FERGES, Aus der Geschichte der Gemeinde Berletzhof vor 300 Jahren, in der Festschrift (Anm. 27), S. 145–147.
- 31 Wer mag hier nicht an Ludwig Thomas Schwank „Erste Klasse“ (1910) denken!



Abb. 1: Die malerischen Schleifen der Schwarzen Laber kommen aus der Luft noch besser zur Geltung.

Franz X. Bogner

## Stiftung Schwarze Laber

Eine Initiative zum Schutz des idyllischen Flusstals

Die Schwarze Laber entspringt mitten in Laaber (Lkr. Neumarkt i. d. Opf.), fließt durch den Oberpfälzer Jura und mündet bei Sinzing in die Donau. Das idyllische Flusstal zeichnet sich durch seine Schönheit, Natürlichkeit und weitgehende Unberührtheit aus. Die 2013 gegründete Stiftung Schwarze Laber hat sich zum Ziel gesetzt, diese ökologische Perle zu schützen.

Der erste Luftbildband der Schwarzen Laber war 1999 der erfolgreiche Startschuss zur inzwischen umfangreichen „Kultur- & Natur“-Luftbild-Dachmarke mit ihren knapp 60 Buchtiteln. Als Luftbildband über den kleinen Jurafluss war er zunächst als Unikat gedacht, und doch sollte er zum Ideengeber einer ganzen Buchreihe werden, darüber hinaus maßgeblich zur Kooperation der Labertal-Gemeinden im gemeinsamen Tourismuskonzept inspirieren („zwei Landkreise, ein Fluss, ein Ziel“) und schließlich zur Gründungsvision der „Stiftung Schwarze Laber“ führen. Sichtbares Ziel der politischen Zusammenarbeit über Landkreisgrenzen hinweg vor einem knappen Jahr-

zehnt war die Verwirklichung des flussbegleitenden Radwegs, der nun auch offiziell „zusammenwachsen lässt, was zusammengehört“. Natur erleben zu können, dürfte der stärkste Antrieb zu ihrem Schutz sein: Was ich kenne und schätze, schütze ich! Das Labertal bekommt damit eine Perspektive, die jenseits eines schlichten Verbrauchens von Natur nachhaltig zum Schutz der einmaligen Tallandschaft beiträgt.



Abb. 2: Stiftungs-Abteilungsleiter Helmut Linsenmeier, Regierungspräsidentin Brigitta Brunner, Patricia und Franz X. Bogner und der Parsberger Bürgermeister Josef Bauer (v. l.) nach der Gründung der Stiftung Schwarze Laber, 2013



Abb. 3:  
Die Eisenbahn-  
brücke bei Beratz-  
hausen

**Der erste Luftbildband zum Tal der Schwarzen Laber (1999)**

„Über den Wolken, muss die Freiheit wohl grenzenlos sein“, zumindest die Älteren unter uns kennen diesen einmaligen Song von Reinhard May (\*1942). Das Potential über den Wolken ist noch viel größer, die Aussicht aus der Wolkenhöhe führt uns früher oder später zur neuen Sicht auf unsere Erde. Alle Astronauten waren denn auch fast ohne Ausnahme lebenslange Naturschützer. Die inzwischen lange Reihe der „Kultur- und Natur“-Luftbildbände kann uns schon

wegen ihrer ungewohnten Perspektive helfen, genauer hinzuschauen und einen Überblick im Irrgarten des täglichen Klein-Klein zu schaffen. Das Medium des Luftbildes kann solche verbindenden Klammern sichtbar machen: Die ungewohnte Vogelperspektive einer vielleicht anderweitig gut bekannten Umgebung kann diese neu entdecken und noch besser schätzen lassen.

Zwar kann jeder in „Google Earth“ sein Haus oder seinen Ort aus der Vogelperspektive kostenlos im Internet ansehen, eigene Fotoversuche aus einem Flugzeug heraus sind jedoch meist sehr ernüchternd:



In der Luftbildfotografie gilt also nicht, was für ein Fotografieren am Boden gilt. In diesem Metier haben Luftbildbände daher ihre große Berechtigung – sofern sie etwas bereitstellen, was ein Amateurfotograf nicht so ohne weiteres selbst erstellen kann. Die Antwort kann nur in emotionalen Luftbildern liegen, deren Aufnahmen viel Zeit und noch viel mehr Geduld erfordern, die man selbst nicht aufwenden kann. Erst dann wird man einen entsprechenden Luftbildband kaufen wollen.

Ein gutes Luftbild ist ein Kind des Lichts und seiner Schatten. Wenn wir die Sonne untergehen sehen,

ist sie tatsächlich schon acht Minuten hinter dem Horizont verschwunden. Solange braucht das Licht schließlich von der Sonne zu uns. Im Luftbild fehlt oft das Blau des Himmels, das Wasser ist hier der Träger des Blau. Im normalen Bodenbild ist die obere Bildhälfte vom hellen Himmel und die untere vom dunklen Boden bestimmt. Allein das Fehlen dieser gewöhnlichen Bildaufteilung lässt uns beim Luftbild genauer hinschauen. Für unser Auge reichen Sekunden, um ein Bild zu „lesen“, daher sagen Bilder ja auch mehr als 1.000 Worte. Texte müssen wirklich erst gelesen werden, ein Bild hingegen wirkt sofort. Bilder können

*Abb. 4:  
Steile Jurafelsen  
hoch über der  
Schwarzen Laber  
bei Sinzing*



Abb. 5:  
Endorfmühle bei  
Laaber

sekundenschnell Stimmungen, Erinnerungen, Gefühle, Neugier, Interesse hervorrufen. Visuelles können wir besser verarbeiten als Geschriebenes. Bilder haben zudem den doppelten Vorteil, unser Auge einzufangen, über die Farben oder Formen und über die Bildelemente. Beide zusammen transportieren Emotionen und fangen uns ein, dann erst setzen wir uns mit den Einzelheiten auseinander und wollen mehr: Bilder sind Verkäufer – und wir sind sehr delikate Kunden. Und nicht zu vergessen, die Bildsprache ist die einzige Sprache, die überall in der Welt verstanden werden kann. Die Vormacht unseres Sehsinns lässt die Hälfte

des menschlichen Hirns für die Verarbeitung visueller Reize zuständig sein. Zurück zum Blau: Je tiefer es ist, desto tiefer ruft es den Betrachter in das Unendliche, ein Zitat von Wassily Kandinsky (1866–1944), der zusammen mit Franz Marc (1880–1916) die Blauen Reiter erschuf. Blau gilt nicht erst seit damals als Farbe der Sehnsucht.

### Das EU-Projekt: zwei Landkreise, ein Fluss, ein Ziel

Der erste Luftbildband über die Schwarze Laber stand letztlich Pate für eine politische, landkreisübergreifende Initiative. Er inspirierte maßgeblich zum LEADER-Konzept der touristischen Nutzung der Tallandschaft und führte die Kommunen der Talregion noch besser zusammen. Genau genommen waren es die neun Talgemeinden Pilsach, Velburg, Parsberg, Lupburg, Beratzhausen, Laaber, Nittendorf, Deuerling und Sinzing sowie die sechs Portalgemeinden Hemau, Seubersdorf, Berg, Lauterhofen, Hohenfels und Brunn, die das sanfte Tourismuskonzept erfolgreich aus der Taufe gehoben haben. Seit damals gibt es einen durchgehenden Radweg im Labertal (auch wenn an manchen Stellen noch Optimierungsbedarf herrscht). Wie bei allen Flussufer-Radwegen bietet auch die Schwarze Laber ideale Bedingungen, oft abseits von Verkehrsstraßen und ohne nennenswerte Steigungen.

Heute schlängelt sich eine 85 Kilometer lange Tour durch das Tal, legt man die Bahnhofsentfernung Neumarkt – Sinzing zugrunde. Man kann die Strecke gerne in drei Etappen aufteilen, um beispielsweise die Schönheit intensiver genießen zu können. Unterkunftsmöglichkeiten sind gegeben, Gastronomieangebote sowieso. Seit 2013 stehen zudem an mehreren Standorten künstlerisch gestaltete Pavillons, die sich mit dem Leitthema „Fluss – Tal der Schwarzen La-



ber“ auseinandersetzen. In den Portal-Gemeinden, die nicht direkt am Flusslauf liegen, bestehen seither Informations-Tore, durch die man symbolisch den Talraum betreten kann. Zudem laden „Blaue Lesesteine“ (große blaeingefärbte Dolomitsteine) zum Verweilen ein; sie bilden sozusagen ein „blaues Band“ entlang der Schwarzen Laaber und geben dem Schwarze Laaber Rad-Wander-Weg eine Art Sonderstellung unter Radwegen.

Das Tal der Schwarzen Laaber ist eine ökologische Perle: Mitten im ansonsten eher trocken porösen Jura, schafft sie es quer durch den Jura bis zur Donau. Kein

Wunder, dass sie trotz ihrer Länge als kleiner Fluss mündet. Diese Perle gilt es zu schützen. Naturschutz darf man daher nicht nur dann machen, wenn es keine Umstände macht. Täglich werden Wachstumszahlen jeder Art verkündet, aktuelle Zahlen des täglichen Naturverbrauchs werden verschämt weggeschwiegen. Die Corona-Krise lehrt uns, dass es auch anders gehen könnte: Der jähe Wirtschaftseinbruch des Jahres 2020 brachte uns auf den Stand von 2013 zurück, ein Jahr, in dem wir ja auch nicht in Lumpen herumliefen und hungern mussten. Hier können wir leichter als andernorts in uns gehen, uns einem nachhaltigeren

*Abb. 6:  
Türklmühle bei  
Laaber*



*Abb. 7:  
Der Oberlauf der  
Schwarzen Laber*

Leben zu öffnen; derzeit verbrauchen wir in Deutschland ja das Zweieinhalbfache, was unsere Erde maximal liefern kann (wir haben aber nur eine Erde, von wegen Erde 2.0).

#### **Die Stiftung Schwarze Laber**

Das Tal der Schwarzen Laber hat berühmte Vorkämpfer für ihren Schutz: Vor allem Max Schultze (1845–1926) und Johann Baptist Laßleben (1864–1928) sind hier zu nennen. Letzterer war am Labertal auf-

gewachsen und lebenslang ein Lupburger geblieben, obwohl er sein ganzes Berufsleben lang Volksschullehrer in Kallmünz war. Wer kennt nicht sein Büchlein „Wiesen und Wellen“ aus den 1920er Jahren über eine Wanderung durch das gesamte Labertal zusammen mit Max Schultze? Er bedauerte darin, dass unter den Flüssen, „welche innerhalb Bayerns Grenzen der Mutter Donau zuströmen, die Laber gemeinlich die geringste Beachtung findet. Es wird ja im menschlichen Leben das Kleine, das Bescheidene fast immer achselzuckend übergangen, während man für das Große, Aufdringliche meist nur Lobpreisungen kennt.“ Das



Labertal stellte er dabei mit Blick auf die reichhaltige historische Vergangenheit der Burgen und Ortschaften entlang der Laber vor; das Büchlein ließ er schließlich mit dem Satz ausklingen: „Mir war, als wäre ich durch Jahrhunderte geschritten.“ Max Schultze steuerte anschauliche Federzeichnungen bei, auch wenn er in seiner Freizeit vor allem als „Wanderer mit der Kamera“ unterwegs war, um das Labertal vor den Toren Regensburgs „aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken“. Er war es auch, der das steile Donauufer gegenüber der Labermündung vor seiner Vernichtung gerettet hatte. Der Wandersteig im gut 12 Hektar gro-

ßen Naturschutzgebiet ist heute nach ihm benannt. Er hatte im Jahr 1906 das Donauufer mit den markanten Jurafelstürmen aufgekauft und später der Stadt Regensburg als Naturschutzgebiet vermacht.

Im Jahr 2013 wurde die Stiftung Schwarze Laber gegründet, Stifter war das Parsberger Ehepaar Patricia und Franz X. Bogner ([www.stiftungschwarzlaber.de](http://www.stiftungschwarzlaber.de)). Der damalige Abteilungsleiter Helmut Linsenmeier und Regierungspräsidentin Brigitta Brunner hatten die Stiftung im Beisein des Parsberger Bürgermeisters als rechtsfähig anerkannt. Hintergrund der Gründung war die Frage gewesen, wie man sich lokal engagieren

*Abb. 8:  
Mausermühle bei  
Beratzhausen*



*Abb. 9:  
Blick auf das Schloss  
Eichhofen und die  
Burgruine Loch*

und Verantwortung vor Ort zeigen könne. Dies ist natürlich mit Geld möglich – und ein offizieller Kanal dafür ist eine Stiftung. Notwendig ist dieses private Engagement schon alleine deshalb, weil in der öffentlichen Geldverteilung Naturschutz im Allgemeinen viel zu kurz kommt, wie schon ein grober Blick auf die Steuergeldverteilung hierzulande zeigt. Von jedem nach Brüssel abgeführten Steuer-Euro fließt knapp die Hälfte in die Landwirtschaft (also in die Naturnutzung), von jedem nach Berlin abgeführten Steuer-Euro fließt die Hälfte in den Sozialbereich (also ebenfalls in die Naturnutzung). Der Natur- und Umweltschutzbe-

reich bekommt etwa im Berliner Bundesetat mit rund jedem hundertsten Euro vergleichsweise nur Brosamen vom Steuerkuchen ab.

Etwas besser, aber nicht substantiell anders ist die Verteilung von Spenden und Stiftungsvermögen: Rund 30 Prozent der Stiftungen haben sich ausschließlich soziale Zwecke auf ihre Fahnen geschrieben, weniger als vier Prozent dagegen kümmern sich um Natur- oder Umweltschutz. Der Natur- und Umweltschutzbereich bekommt auch hier vergleichsweise wenige Brosamen ab: Hier ist zumindest derzeit privates Engagement bitter nötig, um dem gierigen Mahl-

strom des ständigen Naturverbrauchs endlich Einhalt zu gebieten. Es ist also Zeit, der längst aus dem Ruder gelaufenen Umverteilung einen Gegenpol zu setzen: Naturschutz steht also auf sehr dünnem Eis, große Sprünge sind nicht möglich, ohne dass dieses Eis brechen würde. Diese Feststellungen führten dann zwangsläufig zur Stiftung Schwarze Laber. Sie wird zwar auch nur ein Tropfen auf den Stein der Naturnutzung und -ausnutzung sein, doch besser ein kleiner Tropfen, als gar keiner.

Ziel der Stiftung Schwarze Laber ist es seither, lokales Engagement gezielt zu fördern, die „Corporate Identity“ des kleinen Tales weiter zu stärken, Mitmenschen für den nachhaltigen Schutz des schmalen Tales zu begeistern und diese Perle der Natur bewahren zu helfen. Dazu wurde 2014 der zweite Luftbildband über die Schwarze Laber auf den Weg gebracht (er ist derzeit noch verfügbar). Darüber hinaus wurde nunmehr alljährlich ein großformatiger Luftbild-Kalender mit jahreszeitlichen Aufnahmen geschaffen. Die Stiftung soll ins Gedächtnis der Anlieger kommen und Mitstreiter für den Schutz der Natur überzeugen. Zustiftungen und das Umsetzen weiterer Buchprojekte sicherten seither die finanziellen Mittel für die Stiftungsarbeit. Ab 2021 werden Schulprojekte für die Grundschulen des Tals ausgelobt werden, man darf gespannt sein, welche Ideen von Kinderseite vorgeschlagen und verwirklicht werden.

Natürlich soll die Stiftung dem Kultur-/Natur-Gedanken nachhaltigen Vorschub leisten und dem weiteren Aufbrauchen von Natur für immer noch mehr Wachstum Einhalt gebieten helfen. Ein konstruktives Verstehen sowohl der Natur als auch der Kultur verlangt nach einem komplexen Verständ-

nis, das sich nicht in bloßem Detailwissen verlieren darf. Sie allein kann diesen Konflikt nicht lösen, aber durchaus zu einem besseren Verständnis beitragen und uns sensibler gegen die nicht nachlassen wollenden Angriffe der Wachstumsfetischisten machen. Die Schönheit einer Landschaft ist nichts Selbstverständliches, auch im Tal der Schwarzen Laber müssen demokratische Mehrheiten die Natur für künftige Generationen erhalten helfen. Zwar müsste uns der Schutz der Natur das Selbstverständlichste vom Selbstverständlichen sein, die lauten Naturverbraucher sitzen aber mit ihren süßen Ködern immer noch am längeren Hebel und können der Natur ungestraft eine lange Nase machen. Die Natur und ihr Schutz brauchen engagierte Mitstreiter, die über den bloßen Tellerrand monetärer Gewinnbilanzen der Wirtschaft hinaus denken und unsere Zukunft im Blick haben. Packen wir es an!



Abb. 10:  
Das Cover des neuen  
Luftbild-Kalenders  
für das Jahr 2021



Abb. 1: Der „Dialektpapst“ Professor Ludwig Zehetner aus Lappersdorf

Ludwig Zehetner

# Unser Dialekt – ein Kulturgut ersten Ranges

Zu den Mundarten der Oberpfalz und des Regensburger Landes

Das Regensburger Land liegt, dialektgeografisch betrachtet, in einem Gebiet, wo sich Merkmale des Mittel- und des Nordbairischen überlagern und mischen. Dieser Raum erstreckt sich, keilförmig verbreitend, von Neustadt an der Donau in den Bayerischen Wald hinein. Eine Auswahl von Charakteristika der Mundarten der Oberpfalz und der Stadt Regensburg soll hier vorgestellt werden.

Die in der Oberpfalz heimischen Mundarten nennt man „Nordbairisch“. Die meisten Leute in Ober- und Niederbayern wissen kaum, dass es diese Ausprägung des Bairischen überhaupt gibt. Taucht in der Rede eines Oberpfälzers die Lautform „niad“ (nicht) auf, so empfinden dies viele Zeitgenossen als Kuriosität, die nicht zu dem passt, was sie unter „Bairisch“ verstehen. Ausrufe wie „Ou wäiala! Gäih zou, Bou, lou ma mein Rouh!“ oder ein Satz wie „Däi Bläimln mäima dou stäih loua (... läima dou stäih)“ erachten sie als krasse Verunstaltungen (O weh! Geh zu, Bub, lass mir meine Ruhe! Die Blümlein müssen wir da stehen las-

sen / lassen wir da stehen). Wer südlich der Donau mit einem mittelbairischen Dialekt aufgewachsen ist, glaubt, normales Bairisch klinge so: „Auweh! Geh zua, Bua, lasma mein Ruah! De Bleamen miassma do steh lossn (... lossma do steh).“ In der südlichen Oberpfalz hört man „Dou riad se nix. Sie head niad aaf“, weiter nördlich aber „Dou räiad se nix. Sie häiad niad aaf.“ (Da rührt sich nichts. Sie hört nicht auf.)

## Die Mundarten der Oberpfalz

Einige Merkmale der in der Oberpfalz heimischen nordbairischen Mundarten sollen kurz vorgestellt werden, ausgehend von Ausschnitten aus Gedichten von Eugen Oker aus dem Band „so wos schüins mou ma soucha“<sup>1</sup>. Der Autor, mit bürgerlichem Namen Fritz Gebhardt, ist 1919 in Schwandorf geboren, lebte dann in München, wo er 2006 starb. Sein Grab befindet sich in Kallmünz.

Bereits der Titel des Buches **„So wos schüins mou ma soucha.“** zeigt charakteristische Lautformen; ins Mittelbairische übertragen, würde er lauten: „So wos Scheens mua(ß) ma suacha.“ Okers Betrachtungen zu den in manchen Kirchen aufgestellten „mechanischen Christkindl“-Figuren beginnen so: „dou mou wou / a so a fabrigg sa / däi wou däi / mechanischn / griskiil macht“. Die Häufung der Zwielaute „ou, äi“ verblüfft – für die Dialekte der Oberpfalz eine Selbstverständlichkeit!



Abb. 2:  
aus: Ludwig Zehet-  
ner, *Das bairische*  
*Dialektbuch,*  
*München 1985.*

### Gestürzte Diphthonge

Die eigenwillige Entwicklung von mittelhochdeutsch „ië, üe, uo“ stellt ein unverkennbares Merkmal des Nordbairischen dar. „Brief, kriegen, wie, ich muss, wir müssen, Ruhe, Hut, hüten“ lauten in der Oberpfalz: „Bräif, gräing, wäi, i mou, mia mäissn / mäin, Rouh, Houd, häitn / häin.“ Im Vergleich mit den mittelbairischen Pendanten „Briaif, griang, wia, i mua(ß), mia miassn, Ruah, Huad, hiatn“ scheinen die beiden Elemente des Zwielautes im Nordbairischen in umgekehrter Reihenfolge artikuliert zu werden, weshalb man sie „gestürzte Diphthonge“ nennt. Die Wörter „jetzt, (ein) jeder“ werden heute mit „je-“ geschrieben, doch lag ursprünglich der Zwielaute „ië“ vor, weshalb sie in

stimmigem Nordbairisch „äitz, äitza(d), an äida“ lauten, mittelbairisch „iatz, iatza(d), an iada“. Erwähnenswert ist hier das Adverb „äiamol“ (ab und zu, irgendwann, früher), was als mittelhochdeutsch „ië-ein-mal“ anzusetzen ist. Ähnlicher Herkunft ist das mittelbairische Pendant „a diamoi, diamoi, adiam, diam“, entstanden aus „et-ië-mal“.

### Diphthongierung der Langvokale

Zu den lautlichen Veränderungen, mit denen sich unser Neuhochdeutsch von den historischen Sprachstufen ablöste, gehört, dass sich die mittelalterlichen Langvokale „î, û, iu (= lang ü)“ gewandelt haben zu den Zwielaute „ei, au, eu“. Wenn man weiß, dass „mîn niuwes hûs“ zu „mein neues Haus“ wurde, so hat man die Merkmale der neuhochdeutschen Diphthongierung parat. Darüber hinaus sind im Nordbairischen auch alle anderen mittelalterlichen Langvokale zu Zwielaute geworden. Langes „a“ und langes „o“ wurden zu „ou“, die Langvokale „e, ä, ö“ zu „äi“. Beide Diphthonge ähneln stark denjenigen des Englischen: „roud, Kouid, (i) lou“ (rot, Kot (Humus), ich lasse) klingen wie englisch „road, code, low“. Ist der Oberpfälzer müde, so sagt er: „Äitz bin-e mäid“, und dieses „mäid“ (müde) klingt exakt wie die englische Verbform „made“. Während „ou“ für altes Lang-o auch im ländlichen Ober- und Niederbayern verbreitet ist („grous, doud, roud, Lous“ = groß, tot, rot, Mutterschwein), ist „ou“ für altes Lang-a ein nordbairisches Spezifikum, ebenso der Zwielaute „äi“, der auf die mittelalterlichen Langvokale „ê, æ, œ“ zurückgeht. Diese Entwicklung lässt sich illustrieren mit Beispielen wie „dou, Strouss, schlouffa, blousn, Droud, Dräid, gäih, wäih, Schnäi, bäis, i häid, häian“ (da, Straße, schlafen, blasen, Draht, Drähte, gehen, weh, Schnee, böse, ich hätte, hören). Wenn jemand in

Ober- oder Niederbayern sagt: „In da Friaß duad ma da Fuaß ned wääh“, so entspricht dem in der Oberpfalz: „In da Fräih doud ma da Fouß niad wäih.“ Man hat einen (zwar wenig geistreichen) Satz konstruiert, in welchem möglichst viele ou-Laute vorkommen: „Is des woua, daß a Groua in am Joua hinterm Oua an Bischl Houa wachsn loua ko?“ (wahr, Krähe, Jahr, Ohr, Haare, lassen). Bei Oker finden wir: „bal de dei wei eachad / bal da nixn groudd / woarum solsd nouchand niad ens wiazhaus güi / ... dou loud ma de hogga wäisd moxd / und balsd aasxuffa hosd / dragd da s moil / oifach no a halwe zouwa ...“ In diesen Zeilen finden sich diphthongierte Langvokale bei „geraten (wenn dir nichts gerät), nach(her) = dann, gehen, da, lassen (lässt)“. Gestürzte Zwielaute zeigen sich bei „wäisd, zouwa“ (wie du (magst), zuher = herbei).

### „l“ nach Vokal

Auffällig ist die Erhaltung von „l“ als Konsonant an Stellen, wo er im Isar-Donau-Raum der Vokalisierung unterliegt. Bei Oker heißt es: „haldd dei maal / aldda däbb aldda“; dem entspricht in Ober- und Niederbayern: „Hoit dei Mäi, oida Depp, oida“ (Halt dein Maul, alter Depp, alter). Nordbairische Lautungen wie „i wüll / wull, äf da Stöll, Schull, Holz / Huulz, folln, ollwäl / awl“ kontrastieren mit mittelbairisch „i wui / wäi, auf da Stäi / Stöi, Schui, Hoiz, foin, oiwäi / oiwe“ (ich will, auf der Stelle, Schule, Holz, fallen, allweil). Das oberpfälzische „l“ nach Vokal klingt ü-haltig und wirkt irgendwie „dick“. Es verleiht dem Laut davor eine Rundung, sodass „el“ zu „öl“ wird und „il“ zu „ül“. Oker: „as gros is scho gans göl; faleichd hülfz wos“ (das Gras ist schon ganz gelb; vielleicht hilft es was). Im Extremfall saugt das dicke „l“ den Vokal gänzlich auf, sodass dieser kaum mehr zu hören ist: „fl, wll“ (viel, will).

### Weitere Besonderheiten

Wie in fränkischen und anderen mitteldeutschen Dialekten steht für den Verschlusslaut „g“ nach Vokal der Reibelaut „ch“. Man hört „moocha, Schwoocha, Jäächa, Gräich, Bflouch, eachan, miechad“ (mager, Schwager, Jäger, Krieg, Pflug, ärgern, liebenswert). Der ehemals weit verbreitete Ersatz von anlautendem „j“ durch „g“ taucht nur mehr vereinzelt auf: „gung, goong, Goua, Gooch (Guach, Guuch)“ = jung, jagen, Jahr, Joch. Die häufigen Wörter „auf, aus“ lauten „ääf, ààs“, ebenso „àffi, àffa, àssi, àssa“ (hin-, herauf, -aus). Das Personalpronomen „ees“ (ihr, 2. Person Plural) gilt als Kennwort des Bairischen. Das Nordbairische verwendet dafür regionale Spielarten wie „eeds, deeds, diats“ und „enk“.<sup>3</sup>

### Einblicke in die Sprachgeschichte

Es ist verblüffend, wie das Nordbairische ungleich tiefere Einblicke in die Sprachgeschichte gewährt als andere Dialekte. So etwa zeigen „sagen, fragen“ unterschiedlichen Vokalismus: „song, er sogt“, aber: „froung, er frougt“. Warum ist das so? Ganz einfach: „sagen“ hatte ehemals kurzes a, „fragen“ aber langes â, und dieses unterliegt der Diphthongierung. Bekannt ist, dass es in der Oberpfalz „väia Bäia“ und „Schnoua, Schnäial“ heißt – klare Beweise dafür, dass in den Wörtern „vier, Bier, Schnur, Schnürlein“ die alten Zwielaute „ië, uo, üe“ stecken. Die von Regensburg ostwärts bis in den Bayerischen Wald hinein geltenden Lautungen „buing, fluing, schuim, voluisn, luing, duif“ oder „boing, floing, schoim, voloisn, loing, doif“ (biegen, fliegen, schieben, ver-

**Es ist verblüffend, wie das Nordbairische ungleich tiefere Einblicke in die Sprachgeschichte gewährt als andere Dialekte.**

lieren, lügen, tief) verraten, dass vor 1000 und mehr Jahren der Zwielaute „iu“ vorlag in den althochdeutschen Wortstämmen „fliug-, biug-, skiub-, lius-, liug-, tiuf“. Aus jüngeren Varianten mit „io“ entstand „ië“, und daraus mittelbairisch „ia (biang, ... diaf)“, entsprechend normal-nordbairisch „äi“. Die Hochsprache kennt dafür monophthongisches langes „i“, geschrieben „ie“.<sup>4</sup> Es ist nicht abwegig anzunehmen, dass die oben genannten gestürzten Zwielaute viel-

**„Bal de dei wei eachad / bal da nixn groudd / woarum solsd nouchand niad ens wiazhaus güi / ... dou loud ma de hogga wäisd moxd / und balsd aasxuffa hosd / dragd da s moil / oifach no a halwe zouwa ...“**

leicht uralt sind, eventuell sogar auf direktem Wege aus dem Germanischen entstanden (ē, ō > äi, ou) – unter Umgehung derjenigen Zwischenstufen der Sprachentwicklung, durch welche daraus „ië, uo“ wurde. Sollte dies zutreffen, läge mit dem Nordbairischen ein Zeugnis für uralte Lautstände vor. Ein weiterer Einblick in die Sprachgeschichte eröffnet sich mit der Tatsache, dass es im Nordbairischen zwar „koa Oa“ (kein Ei) heißt, aber „koine Oia“ (keine Eier). Der alt- und mittelhochdeutsche Zwielaute „ei“ hat sich nämlich unterschiedlich entwickelt in einsilbigen Wortformen und in (ursprünglich) mehrsilbigen. In den oberdeutschen Dialekten wandelte er sich zuerst zu „oi“<sup>5</sup> und im Bairischen dann zu „oa“: „hoaf, Loatta“ (heiß, Leiter). Im Nordbairischen allerdings folgen dieser Regelhaftigkeit nur einsilbige Wortformen, alte Mehrsilber weisen „oi“ auf, sodass nordbairisch „Soiffa, Soiffm“ der mittelbairischen Lautform „Soaffa“ entspricht. Während das Mittelbairischen einheitlich „oa Oa, zwoa Oa(r)“ hat (ein Ei, zwei Eier), differenziert die Oberpfalz zwischen Singular und Plural: „oa Oa, zwoa Oia“. Diese Besonderheit bietet Auskunft darüber, ob eine Wortform vor vielen Jahrhunderten ein- oder mehrsilbig war. Zu den oberpfälzischen Kennfor-

men zählt auch „Moidl, Moil“ (Mädchen), wofür es in anderen Gegenden „Mädl, Dirndl, Deandl“ heißt. In den oben angeführten Versen von Eugen Oker steht: „balsd aasxuffa hosd / dragd da s moil / oifach no a halwe zouwa“. Die historische Ausgangsform von „Moi(d)l“ wie von „Mädl“ ist „maidl, magedlīn“. In seinem dreibändigen Werk „Die schöne Waldlersprach“<sup>6</sup> befindet Michael Kollmer, dass mit den Dialekten des vorderen Bayerischen Waldes die denkbar klangreichste Ausformung des ererbten Sprachmaterials vorliegt. In den Mundarten des oberen Regentals überlagern sich mittel- und nordbairische Merkmale, sodass sich 16 einfache Vokale und 24 Diphthonge nachweisen lassen. Es treten sowohl die typisch nordbairischen Zwielaute auf, ebenso aber auch die mittelbairische „l“-Vokalisierung: „In da Fräih mou-i oiwäi houstn. Wäi's oisam in a Groum ei-gfoin hän“ (In der Früh muss ich immer husten. Wie sie allesamt in eine Grube hineingefallen sind). Fein differenzierte Minimalpaare wie „Schnäi – schnëi“ (Schnee, schnell) oder „gäih – gëi“ (gehen, gell) zeugen vom erstaunlichen Reichtum an Lautnuancen.

## Regensburg

Es ist bekannt, dass man in Regensburg „anders redet“ als im Umland, „z'Rengschbuach redt ma anderscht.“ Ist die Stadt etwa dialektfrei? Nein, sie ist nicht nur eine Großstadt in Bayern, sondern immer noch eine „bairische“ Stadt.<sup>7</sup> Die Regensburger Stadtmundart fällt jedoch durch eine Besonderheit auf: Sie ist nicht oberpfälzisch-nordbairisch, sondern gleicht weitgehend dem Mittelbairischen, wie es in Nieder- und Oberbayern verbreitet ist und in fast ganz Österreich.<sup>8</sup> Während die Oberpfälzer sagen: „Mei läiwa Bou, äitz bist mäid. Den Bräif dou mäima zoubappm“, hört man in Regensburg anstelle der

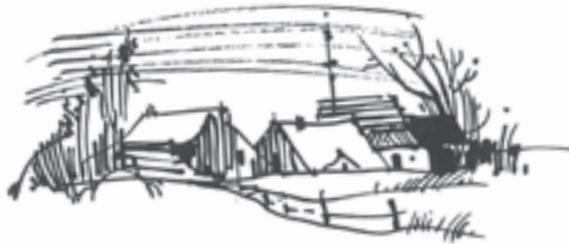
## A SCHLAUFATS DORF

Zammaduggd wöi d Schauf ban Schlaufa  
lieng döi Haisl boranand  
und a Hund greilt an am Haffa  
Zammagrechats umanand.

In da Schupfa draamt a Heena  
vu an guidna Gerschdnkorn  
asm Stoil scharrd nu a Kouhkeen  
iwaan laan Fautaboan.

Harle drahd da Wind an Nogl  
vu an altn Kammalon  
und da Moun straht ladda Süwa  
iwa d Fensta und an Boun.

*Margret Hölle<sup>9</sup>*



## NASCHA GLAM

mei grousmuada  
hod an naschn glam  
däi issd da foa Johanni  
koi roubba niad

wals hoissd  
bal ana muadan  
a glois kiil gschdoam is  
deafs foa Johanni  
koi roubba niad ässn

wal sunsd d engaln  
en himml drom  
niad min kiil schbüln

und wal da grousmuadan  
foar a schduggara sächzg joua  
a bäiwl gschdoam is  
en kimbedd  
isz foa Johanni koi roubba niad

*Eugen Oker*

gestürzten Diphthonge „äi, ou“ durchwegs „ia, ua“: „Mei liawa Bua, iatz bist miad. Den Briaf do miassma zuabappm.“ In Regensburg steigt man auf „a gloane Loatta“, braucht „koane Oa(r)“, wofür es in der Oberpfalz heißt: „a gloine Loitta, koine Oia“ (kleine Leiter, keine Eier). Dabei liegt Regensburg keineswegs am Rand des Nordbairischen, das im Donaubogen bis zu 40 Kilometer südlich des Flusses gilt. Insofern gilt die Stadt als Sprachinsel.

## „Vui Gäid“ oder „vüll Gölld“

Hinsichtlich der Behandlung des Konsonanten „l“ nach Vokal geht Regensburg allerdings konform mit der Oberpfalz, nicht mit dem Mittelbairischen, wo der Laut nämlich seine konsonantische Qualität verliert, was sich erweist an Lautungen wie „oid, Mai, äin, Himme, Kiwe“ (alt, Maul, ölen, Himmel, Kübel). „Er will viel Geld“ erscheint daher als „Er wui vui

Gäid“ oder „Er wäi väi Göid“. Im Nordbairischen hingegen bleibt das „l“ als Konsonant erhalten; es wird ü-haltig ausgesprochen, und der Vokal davor erfährt eine Rundung: „er vüll vüll Gölld.“ Am Regensburger Alten Rathaus entdeckt man für das Längenmaß „Elle“ die Schreibung „öln“, was als Nachweis betrachtet wird für die gerundete Aussprache eines Vokals vor „l“ bereits im 15. Jahrhundert.

**„Er will viel Geld“ lautet in Regensburg:  
„Er vüll vüll Göld.“**

### Sprachgeschichte – Stadtgeschichte

Die Sprach-Geschichte Regensburgs ist aufs engste verknüpft mit der Stadt-Geschichte. Es gibt keinen Grund, für das Hochmittelalter an der Deckungsgleichheit zwischen der städtischen Lautung und der im Umland üblichen zu zweifeln. In Stadt und Land dürfte einheitlich nordbairisch gesprochen worden sein. Die Strahlkraft des mittelalterlichen Oberzentrums Regensburg ist wahrscheinlich sogar dafür verantwortlich, dass der Landstrich im Donauknie zwischen Neustadt an der Donau und Straubing, also genau südlich von Regensburg, noch heute nicht voll zum Mittelbairischen gehört, sondern sprachlich nahtlos an die Oberpfalz anschließt. Regensburg war im frühen Mittelalter ein bedeutender administrativer und kirchlicher Mittelpunkt: im 6./7. Jahrhundert Herzogssitz der Agilolfinger, seit Anfang des 8. Jahrhunderts Bischofssitz. Von karolingischer Zeit an hatte sich die Stadt zum wichtigen Handelszentrum an der Kreuzung großer Handelsstraßen entwickelt, sodass sie im 13. Jahrhundert als die volkreichste und wohlhabendste Stadt Süddeutschlands bekannt war. Ab 1245, als es Freie Reichsstadt wurde, geriet Regensburg zunehmend in die Isolation. Rundherum war es

eingeschlossen von herzoglich-bayerischem Territorium. Umso mehr dürften alte Handelsbeziehungen mit Partnern in weiterer Entfernung gepflegt worden sein. Die attraktive Großstadt zog aus dem gesamten süddeutschen Raum Handwerker und Kaufleute an, die in Regensburg sesshaft wurden. Es ist anzunehmen, dass viele ihre Ehepartner aus der alten Heimat holten und ihre Kinder gern mit denen von auswärtigen Geschäftspartnern verehelichten. Kaum ein Bürger Regensburgs wird eine Frau aus dem ländlichen Nordgau genommen haben, und bestimmt war es unerwünscht, dass die Tochter einen armen Oberpfälzer heiratete. Noch heute kennt man in Regensburg den Spruch: „Über d’Bruck wird ned gheirat.“

### Lutheraner, österreichische Exilanten

Als im 14. Jahrhundert andere Donau-Städte ihren Aufschwung nahmen,<sup>10</sup> erwies sich die Reichsunmittelbarkeit Regensburgs als Nachteil. Die Stadt sank ab in ein politisches und wirtschaftliches Randdasein. Bereits 1542 wandte sich Regensburg der Lehre Luthers zu. Im Jahrzehnt darauf war nur mehr ein Drittel der Einwohner katholisch. Bald gab es vier evangelische Kirchen in der Stadt.<sup>11</sup> Als bald befanden sich die bürgerlichen Schlüsselstellungen in protestantischer Hand; Protestanten bestimmten das kulturelle Leben. Politisch, konfessionell und kulturell war die Stadt also wirklich zu einer Insel geworden. Doch was hat die Konfession mit der Sprache zu tun? Es gilt zu klären, wie es zu der bemerkenswerten Dominanz mittelbairischer Lautungen gekommen ist. Während der Gegenreformation fanden viele Protestanten aus dem übrigen Altbayern und aus Österreich Zuflucht in Regensburg, wenn sie ihres Glaubens wegen die Heimat verlassen mussten. Die ersten österreichischen Exilanten kamen 1561 aus Salzburg;

von 1600 an verstärkte sich der Zustrom gewaltig. Aus dem Erzbistum Salzburg wurden an die 20.000 Menschen vertrieben. Für viele von ihnen war Regensburg zumindest Zwischenstation, bevor sie weiterreisten – nach Holland, Ostpreußen oder Amerika. Viele protestantische Neubürger, vor allem aber deren Nachkommen, nahmen eine bedeutende Rolle ein im kulturellen und politischen Leben der Stadt.<sup>12</sup> In unserem Zusammenhang wichtig ist die Tatsache: Alle diese Neu-Regensburger hatten ihren mittelbairischen Heimatdialekt mit in diese Stadt gebracht. Wir dürfen annehmen, dass sich von der Mitte des 16. Jahrhunderts an die fallenden Diphthonge des Mittelbairischen („da Bua is miad“) immer mehr etablierten und die nordbairischen Lautungen mit gestürzten Zwielaute („da Bou is mäid“) nach und nach ganz verschwanden. Mit dem Immerwährenden Reichstag (1663–1806) zog barock-weltläufiges Leben in die Stadt ein, eine städtisch-höfische Kultur entfaltete sich, an der das Umland nicht beteiligt war – es sei denn, dass man von dort Dienstboten in die Stadt holte. In diese Zeit fällt die erste Dokumentation bairischer Dialektwörter, zugleich die erste derartige Sammlung im deutschsprachigen Raum überhaupt. 1689 erschien im Druck das „Glossarium Bavaricum“ von Johann Ludwig Prasch, einem Regensburger Gelehrten, Dichter und Diplomaten.<sup>13</sup> In dieser Wörterliste findet sich keine Spur von gestürzten Diphthongen, aber auch kein vokalisiertes „l“. Auf dem Krauterkmarkt kaufte man wohl damals (wie heute noch) „gölwe Ruam“ und anderes „Gmias“ – nicht „Roum, Gmäis“. Die engste Gasse der Stadt heißt „Kuahgassl“ – obwohl im Regensburger Umland für „Kuh“ die Lautung „Kouh“ gilt. Im 19. Jahrhundert sank Regensburg zu einer provinziellen Verwaltungs- und Beamtenstadt ab, an welcher die Frühphase der Industrialisierung vorbeizog. Daher unterblieb ein nen-

## WOS SCHÜINS

en mein goaddn  
how a mar a faddimagroddn einemachd  
mid schlaggschdoina

und däi schüine weisblaue muaddagoddas  
mid iran schdeanagrans  
schdäid drin  
zon obäddn schüi

drum ume  
how e schüine bluman bflanzd  
mid wechala  
wou a boa goaddnzweach schdena

danem is af aran gebiach  
a wundaboare buach affebauad  
mid ana zuchbruggn  
und fana af de diam drom

a jeda wou fabagäid  
freid se und sagd  
so wos schüins mou ma soucha

*Eugen Oker*

nenswerter Bevölkerungsschub aus der Provinz, der zu einer Beeinflussung des Stadtdialekts geführt haben könnte. Das Nordbairische galt als „gscherte“ Dienstbotensprache, der Mittelstand und das gehobene Bürgertum distanzieren sich bewusst vom „Pöfel, der grob und unleidlich redet“, wie Prasch für seine Zeit befunden hat. Die Stadtbürgerschaft pflegte, wohl aus einem gewissen großstädtischen Dünkel heraus, eine

## GRISKIILSENG

dou mou wou  
 a so a fabrigg sa  
 dāi wou dāi  
 mechanischn  
 griskiiln machdd  
 dāi sichdd mar äizz  
 bal en ara jedana kiacha

dou schmeissd a zeanal ei  
 nouchand gāiz läichd o  
 und a gleggal leidd

fo an gloina kiachal  
 gāiz dial af  
 und as grisskiil  
 kummd assa

foan bleizz schdüi  
 und gidd dar an  
 mechanischn seng

b Franzbaas  
 hod lacha mäin  
 und an kobf schiiln  
 iwa des  
 wos se d leid  
 awl wida neichs  
 eifalln läin

owa wāi nouchand  
 des mechanische griskiil  
 sein mechanischn seng geem houd  
 ho z zammdem  
 as greiz gmachdd

*Eugen Oker*

bairische Verkehrssprache, wie sie in München oder in Landshut oder aber in Salzburg, Linz oder Wien üblich war, eine Art Regensburger Honoratioren-Bairisch von überwiegend mittelbairischer Prägung. Mittlerweile ist Regensburg Standort zahlreicher Industriebetriebe und Universitätsstadt, was einen ständigen Zuzug von Arbeitern, Angestellten, Studenten und Dozenten mit sich bringt. Ohne dass es bisher genauer untersucht worden wäre, kann man feststellen, dass die Studierenden mehrheitlich mundartnahes bairisches Deutsch sprechen, entweder mit Merkmalen des nieder- und oberbayerischen Mittelbairischen oder des oberpfälzischen Nordbairischen. Der Befund, dass sich Regensburg als mittelbairische Sprachinsel im nordbairischen Umland erweist,<sup>14</sup> wurde aktuell revidiert. Die Auswertung der jahrelangen Recherchen von Elisabeth Wellner liegt jetzt als Buch vor.<sup>15</sup> Ihr Ergebnis lautet: Anstelle der früheren mittelbairischen Sprachinsel verfügt Regensburg heute über ein Varietäten-Spektrum, das sowohl Elemente der Standardsprache als auch dialektale Merkmale des Nord- und Mittelbairischen aufweist. Dabei stellt der Regiolekt, eine Varietät mit abgeschwächten dialektalen Merkmalen und großräumiger Verbreitung, für viele Regensburger/innen insbesondere aus der jüngeren und mittleren Generation die alltäglich verwendete Sprachform „Regensburgerisch“ dar. Der Sprachinselgedanke existiert dennoch bis heute in den Köpfen vieler Regensburger/innen und wirkt in hohem Maße identitätsstiftend.

### Persönliches Fazit

Als Endergebnis dieser kurzen Übersicht über die Besonderheiten der Dialekte der Oberpfalz lässt sich festhalten: Besonders wertvoll sind sie, weil sie ein respektables Alter aufweisen und aufschlussrei-

che Einblicke in die Sprachgeschichte erlauben. Es gilt, sie zu pflegen und zu erhalten als ein kulturelles Juwel. Würde das Bairische dem Wahn einer deutschen Einheitssprache zum Opfer fallen, würde die bunte Blumenwiese der Mundarten plattgewalzt, so wäre dies ein nicht wiedergutzumachender Schaden.

- 1 Eugen OKER, so wo schüüns mou ma soucha. gedichte im oberpfälzischen dialekt der bairischen mundart, Rothenburg ob der Tauber 1977; wiederholt Neuauflagen, zuletzt Amberg 2003. Mit „üü“ verschriftet der Autor die nasalisierten Zwielaute: „schüü, güü“ (schön, gehen). Aus diesem Buch stammen auch die im Beitrag abgedruckten Gedichte von Eugen Oker.
- 2 Scherzhaft übersetzen kann man „made in Germany“ als „müde in Deutschland“.
- 3 Letzteres ist eine Verallgemeinerung der Dativ-/Akkusativform.
- 4 Hochsprachlich „lügen“ beruht auf der Angleichung an „Lüge“ und setzte sich durch, um die Verwechslung mit „liegen“ zu vermeiden.
- 5 Daran hält das Schwäbische grundsätzlich fest.
- 6 Eigenverlag, Pracktenbach (Landkreis Regen) 1987, 1988, 1989.
- 7 Im Gegensatz zu München, wo das Bairische als ausgestorben gelten muss, zumindest bei der jüngeren Generation.

## Literaturverzeichnis

- Adolf GÜTTER, Nordbairischer Sprachatlas, München 1971.
- Nadine KILGERT, Glossarium Ratisbonense. Zum Wortschatz gebürtiger RegensburgerInnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts (Regensburger Dialektforum Bd. 14), Regensburg 2008.
- Nadine KILGERT-BARTONEK, Regensburger Deutsch. Ein Wörterbuch zur Stadtsprache, Regensburg 2009.
- Ludwig MERKLE, Bairische Grammatik, München 1975; wiederholt Nachdrucke, zuletzt 2004.
- Hans Ulrich SCHMID, Bairisch. Das Wichtigste in Kürze, München 2012.
- Elisabeth WELLNER, Regensburgerisch. Sprache und Sprachgebrauch des Deutschen im urbanen Varietätenspektrum (Regensburger Dialektforum Bd. 24), Regensburg 2020.
- Ludwig ZEHETNER, Das bairische Dialektbuch, München 1985.
- Ludwig Zehetner, Der Dialekt der Stadt Regensburg, in: Susanne NÄSSL (Hrsg.): Regensburger Deutsch. Zwölfhundert Jahre Deutschsprachigkeit in Regensburg, Frankfurt/M. 2002, S. 307–331.
- Ludwig ZEHETNER, Basst scho! Wörter und Wendungen aus den Dialekten und der regionalen Hochsprache in Altbayern, Regensburg 2009.
- Ludwig ZEHETNER, Basst scho! Band 2. Weitere Streiflichter auf die deutsche Sprache in Altbayern, Regensburg 2010.
- Ludwig ZEHETNER, Basst scho! Band 3. Eine neue Runde auf dem Spaziergang durch die Heimatsprache Altbayerns, Regensburg 2011.

Der lexikalische Reichtum, die fein differenzierten phonologischen, morphologischen und phraseologischen Nuancen des Subsystems Bairisch – wenn sie verschwänden, so wäre dies ein Verlust, den ich nicht scheue zu vergleichen mit dem Verzicht auf bildende Kunst, auf Poesie und Musik.

- 8 In sämtlichen Bundesländern außer Vorarlberg, ferner in Südtirol.
- 9 Abgedruckt in Margret HÖLLE, Wurzelherz. Gedichte in Oberpfälzer Mundart, Regensburg 1996.
- 10 Ulm und Wien an der Donau, ferner Augsburg und Nürnberg.
- 11 Die imposante Dreieinigkeitskirche kam 1631 als fünfte dazu.
- 12 Einige Beispiele: Aus Oberösterreich stammte die adelige Familie Gumpelzheimer, aus Wien die Familie Löschenkohl, aus Linz der Stadtbaumeister Johann Michael Prunner. 1563 kam der Straubinger Ulrich Schmidl, einer der Mitbegründer von Buenos Aires, nach Regensburg; eine Gedenktafel in der Wahlenstraße erinnert an ihn.
- 13 Lebenszeit 1637–1690; er war Nachkomme protestantischer Immigranten aus dem Salzburgischen. Neuabdruck des „Glossarium Bavaricum“ in KILGERT, Glossarium Ratisbonense, S. 234–255.
- 14 So bei ZEHETNER, Der Dialekt der Stadt Regensburg.
- 15 Siehe WELLNER, Regensburgerisch.

- Ludwig ZEHETNER, Der Nordgau als Sprachlandschaft, in: Oberpfälzer Kulturbund (Hrsg.): 39. Bayerischer Nordgautag. Marktgemeinde [Lappersdorf] zwischen Stadt und Land, Regensburg 2012, S. 150–157.
- Ludwig ZEHETNER, Zum bairischen Dialekt in Lappersdorf, in: Lappersdorf. Aus Geschichte und Gegenwart der Marktgemeinde, Regensburg 2015, S. 54–63.
- Ludwig ZEHETNER, Der kleine Zehetner. Bairisches Deutsch kompakt, Regensburg 2017.
- Ludwig ZEHETNER, „Oanagg, urass, sturaxad“. Formenvielfalt bairischer Adjektive, in: Luise CZAJKOWSKI u.a. (Hrsg.), Sprachwandel im Deutschen. Festschrift für Hans Ulrich Schmid zum 65. Geburtstag, Berlin / Boston 2018, S. 419–429.
- Ludwig ZEHETNER, Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern, Regensburg 2019.
- Ludwig ZEHETNER, „Fei scho so schee aa“. Adverbielle Redeteile und Partikeln – eine besondere Würze der bairischen Sprache, in: Unser Bayern. Bayerische Staatszeitung, 68. Jg., Nr. 11/12, München 2019, S. 8–12.
- Ludwig ZEHETNER, Basst scho! Band 4. Einblicke in die Geheimnisse des Bairischen, Regensburg 2019.
- Ludwig ZEHETNER, Ein Loblied auf die Dialekte der Oberpfalz, in: Die Oberpfalz, 108. Jg., Heft 2, Kallmünz 2020, S. 65–69.
- Ludwig ZEHETNER, Wert und Ehre des Bairischen. Nur ein Dialekt oder doch eine Sprache?, Regensburg 2020.



Abb. 1:  
Im Kinderland-  
verschickungsheim  
(Zeichnung:  
Helmut Heimerl)

Josef Fendl

## Zwei Stangen Wasser

Aus den Kindheitserinnerungen von Josef Fendl

Der Kulturpreisträger und ehemalige Kreisheimatpfleger Josef Fendl, Jahrgang 1929, gehört zu den immer weniger werdenden Landkreisbürgern, die ihre Kindheit im Dritten Reich erlebten. In zwei Episoden erzählt er von dieser Zeit.

Ein Jahr bevor der Krieg ausbricht, den man später den Zweiten Weltkrieg nennt, bin ich noch nicht einmal zehn Jahre alt. Ich trage Holzschuhe, die mir der Vater gemacht hat, und gehe in die vierte Klasse einer Dorfschule im Bayerischen Wald. Ich bin ein schwächtiges Bürschchen, blass und kränklich.

Eines Tages lässt der Lehrer meine Mutter in die Schule kommen, um ihr den Vorschlag zu unterbreiten, mich für drei Wochen „kinderlandzuverschicken“. Nach anfänglichem Erschrecken ist sie aber gar nicht so abgeneigt, vor allem als ihr der Lehrer darlegt, wie stabilisierend sich diese Maßnahme auf meine körperliche und geistige Gesundheit auswirken wird.

Die Sache hat nur einen Haken: Meine Eltern sind nicht in der Partei – ja, vom Vater munkelt man sogar, dass er ein erklärter Gegner des Systems sei. Die etwas boshafte Nachbarin sähe ihn denn auch am liebsten in Dachau.

Als der Lehrer, zugleich Ortsgruppenleiter im Dorf, („um die Sache problemloser zu machen“) mit dem Ansinnen heraustrückt, die Familie in die NSDAP aufzunehmen, wehren meine Eltern entschieden ab und verzichten auf die in Aussicht gestellte NS-Fürsorge.

Der Pfarrer ist sowieso dagegen. Erstens will er mich nicht den sittlichen Gefahren einer lasziven Nazi-Ideologie aussetzen – schließlich hat er ja vor, mich nächstes Jahr ins Bischöfliche Knabenseminar zu stecken –, und zweitens hätte er jetzt zu Pfingsten einen pflichtbewussten Ministranten weniger.

Warum ich dann schließlich doch in den Genuss dieses NS-Kinderprogramms komme, bleibt den Beteiligten unklar.

Als der Tag des Abschiednehmens da ist, benetzt mir die Mutter die Stirn mit Weihwasser, sagt „In Gotts Nam!“, drückt mir einen Rosenkranz in die Hand und prägt mir noch einmal nachhaltig die Maxime ihrer Erziehungskunst ein: „Dass d fei allerweil schö folgst!“ Ich stecke den Rosenkranz in die Hosentasche und verspreche das Selbstverständliche. Das Kinderlandverschickungsheim Strullendorf<sup>1</sup> liegt zwischen Forchheim und Bamberg, ziemlich abseits vom Dorf, am Rand eines großen Kiefernwaldes.

Ich habe ein solches Haus noch nicht gesehen. Daheim haben wir eine niedere Küche, hier gibt es einen hohen Speisesaal; daheim essen wir gemeinsam aus einer großen Schüssel, die in der Mitte des Tisches steht, hier hat jeder seinen eigenen Teller, auf den er

sein Essen zugeteilt bekommt. Und wenn man noch Hunger hat, kann man „nachfassen“. Ich höre dieses Wort zum ersten Mal.

Und vor allem riecht in diesem Heim alles so angenehm, sogar das Klo! Wenn ich da an meine Schule denke mit dem geölten Fußboden und dem scharfen, beizenden Geruch, der aus den grüngelblichschleimigen Blechrinnen kommt, in die man sein Wasser ablässt ...

Und dann sind da noch die „Tanten“, die ganz anders aussehen als daheim Tante Marie, Tante Resl oder Tante Kathi. Aber sie sehen nicht nur anders aus, sie heißen hier auch anders: Tante Karin, Tante Sonja und Tante Emmi.

Die Mutter zu Hause ist abgeharmt, oft sogar traurig, ohne dass ich den Grund dafür kenne. Außerdem hört sie nicht mehr gut mit ihren vierzig Jahren. Die Strullendorfer Tanten sind rank und schlank, sehen viel adretter aus, haben eine stramme Brust, und nach Kuhstall riechen sie auch nicht, sondern viel, viel angenehmer, wenn auch recht ungewohnt.

Dazu kommt, dass der Tagesablauf ganz anders ist. Man darf nicht nur, man muss lange schlafen. Man kann mit den Kameraden spielen, hin und wieder auch mit den Tanten, und beim Lesen braucht man kein schlechtes Gewissen zu haben, dass irgendeine Arbeit liegen bleibt, die Vorrang hätte.

Manchmal wird sogar etwas vorgelesen, die Geschichte vom Hölzernen Bengel zum Beispiel, vom Schmied zu Jüterbog, der sogar den Teufel überlistet hat, oder vom großen Führer Adolf Hitler, der niemals in seinem Leben geweint hat, ausgenommen beim Tod seiner Mutter, und der im Krieg an den Augen verwundet worden ist und in einem Lazarett irgendwo im Osten – in Pommern vielleicht – den Entschluss gefasst hat, Politiker zu werden. Das ist aber dann nicht mehr so interessant.

Einmal krame ich während einer solchen Vorlesestunde in meinen Hosentaschen, und da fällt mir der Rosenkranz heraus, den mir die Mutter mitgegeben hat. Tante Karin, die gerade wieder über die Buchseiten hinwegsieht – denn sie kann auch lesen, wenn sie nicht ins Buch schaut! –, fragt, was das ist. Ich antworte unschuldig: „A Rousnkranz.“ Wofür das gut sei? „Zon Betn!“ Da wird allerdings Tante Karin böse: „Steck das weg! Sofort! Wir wollen hier solches Zeug nicht sehen. Führers Pimpfe haben so etwas nicht!“ (Auch das Wort „Pimpf“ höre ich hier zum ersten Mal, verstehe es aber nicht. Erst viele Jahre später erfahre ich, dass diese Bezeichnung nur eine andere Form für Pumps = Darmwind ist. Ob das die Tanten damals gewusst haben?)

Nicht einmal das mit dem Wegstecken des Rosenkranzes kapiere ich, denn einen Rosenkranz braucht man durchaus zum Beten; aber ich denke an das Wort meiner Mutter und folge.

Am anderen Tag greift mir während einer Bastelstunde irgend so ein Stadtbubi in die Hosentasche und holt mir den Rosenkranz heraus. Ich zwicke den Angreifer am Arm, um den Rosenkranz wieder zu bekommen. Aber der widerliche Bursche ist dagegen geübt und grinst nur. Ich verspreche ihm die Nachspeise vom Mittagessen. Und die Kekse vom Nachmittags-tee. Wenn noch 50 Pfennig draufgelegt werden, will der Erpresser das Angebot annehmen.

Anscheinend beansprucht aber diese Handelschaft doch mehr Zeit, als ich es hernach in Erinnerung habe, denn Tante Karin wirft uns beiden zuerst mahnende Blicke zu, die nicht ankommen, zieht mich dann aus der Gruppe heraus und sagt zu mir: „Du Rosenkranzheini bist auch ein rechter Störenfried und Tunichtgut! Du wirst deshalb heute vom Mittagessen ausgeschlossen und in den Schlafsaal verbannt. Den darfst Du auf keinen Fall verlassen. Hörst Du?“

Auf gar keinen Fall! Sonst wirst Du nach Hause geschickt ...!“

Und weil meine Augen fragen, wie lange das dauern soll, sagt sie: „Das wirst Du schon sehen. Du wirst aus dem Schlafsaal wieder abgeholt!“

Als ich mutterseelenallein im großen Schlafsaal liege, ärgere ich mich. Über den Stadtbubi, über Tante Karin, über das verwehrte Essen. Und weil ich mich nicht schuldig fühle. Über diesem Ärger schlafe ich ein.

Als ich wieder wach werde, muss ich mal. Aber da fällt mir gerade noch rechtzeitig ein, dass ich den Schlafsaal nicht verlassen darf. „Auf gar keinen Fall!“ hat Tante Karin gesagt. „Sonst musst Du nach Hause!“ und „Du wirst schon abgeholt ...!“

Hoffentlich kommt bald jemand, der dies tut!

Der Druck in der Blasengegend wird größer und unangenehmer. Ich weiß in diesem Alter noch nicht, wie die dafür zuständigen inneren Organe funktionieren. Ich weiß nur, dass ich „muss“ und dass ich das Zimmer unter keinen Umständen verlassen darf.

Andere hätten in einer solchen Situation vermutlich in eines der Waschbecken geschifft, die der Wand entlang angebracht waren. So etwas kommt mir aber überhaupt nicht in den Sinn.

Porzellanene Waschbecken haben sie hier. Daheim wäscht man sich am Brunnen vor dem Haus, der wird deswegen immer sauber gehalten. Eine blecherne Waschkübel ist nur den Winter über im Gebrauch. Hier sind es Becken aus Porzellan, die wie große Suppenschüsseln aussehen. Aber was hilft das? Ein ganz ordinäres emailliertes Nachthaferl wäre jetzt gefragt, kein porzellanenes Waschbecken!

Ich stehe auf und gehe eine Zeitlang, von einem Bein auf das andere hüpfend, im Schlafsaal herum. Das ist mir ja schließlich nicht verboten worden. Aber die Bedrängnis wird durch solches Turnen nicht

kleiner, sondern eher größer. Ich schlüpfte wieder ins Bett, aber auch da wird es nicht besser. Im Gegenteil! Der Drang verstärkt sich zusehends. Ich wünsche mir, Tante Karins Feststellung „Führers Pimpfe haben so etwas nicht!“ gälte auch für solche Fälle.

Zu Hause wäre das kein Problem, – wenn sich auch das „Häusl“ mit seinen manchmal recht lästigen Fliegenschwärmen nicht mit einem Klo von hier messen kann. Zu Hause wäre man auch nicht eingesperrt. Da war es viel schöner! Auch wenn dem Vater alle Augenblicke eine andere Arbeit für mich einfiel. Die Mutter war da schon etwas nachsichtiger.

Beim Gedanken an die Mutter fällt mir die Himmelmutter ein, deren Rosenkranz das ganze Dilemma ja irgendwie mitverschuldet hat. In einem Akt kindlichen Vertrauens sehe ich nach oben und entdecke zwar nicht die Muttergottes, nicht einmal einen Schutzengel, aber doch einen Hoffnungsschimmer.

Der Schlafsaal liegt im Obergeschoss des Heims und hat typische Mansardenfenster, die in das schräge Dach eingebaut sind. Eines davon ist – wohl einer ordentlichen Durchlüftung des Raums wegen – aufgespreizt. Das ist die Lösung! Die Erlösung.

Ich stelle in aller Eile zwei Nachtkästchen aufeinander, steige auf diesen wackeligen Turm, stütze mich mit meinen Händen links und rechts auf die Schienen der Halterung, hieve meinen Körper nach, zwänge mich durch die Luke, und schon stehe ich auf dem schräg abfallenden Blechdach, nur einen knappen Meter von der Dachrinne entfernt. Die Balance zu halten, ist kein Problem für einen waldlerischen Hütbuben, der die meisten Tage des Jahres in der freien Natur zu finden ist, schon eher die ungewohnte Hitze unter meinen nackten Fußsohlen.

Die Leibesnot, die mich zu dieser waghalsigen Aktion gezwungen hat, stellt sich nun plötzlich wieder in verstärktem Maße ein, und ich habe Mühe, in der ge-



Abb. 2:  
Der Einberufungs-  
befehl für Josef Fendl

botenen Eile die unmittelbaren Vorkehrungen zu treffen, die nun einmal notwendig sind, um dem Wasser freien Lauf lassen zu können. Aus übervollem Rohr pinkle ich in die Dachrinne, dass es eine wahre Freude ist. (Bis heute stellt sich bei mir jedes Mal, wenn ich ein Bild des Brüsseler Manneken Pis sehe, die Assoziation mit dieser Situation ein.) Eine unsagbare Erleichterung durchrinnt (im wahrsten Sinn des Wortes) meinen Körper. Erst nach Ablauf der Dinge nehme ich die Gelegenheit wahr, vom Dach in den Garten hinunterzuschauen, und plötzlich werde ich mir auch der Gefahr bewusst, in die ich mich begeben habe.

Viele Jahre später werde ich bei heimatgeschichtlichen Studien in den Annalen des Donauklosters Oberalteich lesen, dass im Dreißigjährigen Krieg ein

schwedischer Soldat weniger schwindelfrei gewesen und bei der gleichen Verrichtung vom Kirchendach in den Tod gestürzt ist.

Mir beginnen die Knie zu zittern. Langsam gehe ich in die Hocke nieder und krieche auf dem heißen Dach wieder zur Ausstiegs Luke zurück, durch die in das Zimmer zu gelangen mir jetzt viel schwerer fällt als vorhin der Weg in umgekehrter Richtung. Endlich habe ich mich rückwärts hindurchgezwängt. Beim beschwingten Abstieg werfe ich allerdings das obere Nachtkästchen um, sodass es mit großem Gepolter zu Boden fällt, springe schließlich – mich mit beiden Armen zugleich loslassend – auf den Fußboden und lege mich wieder ins Bett. Eine Zeitlang quält mich noch die Frage, ob ich nun bei diesem Unternehmen den Schlafsaal verlassen habe oder nicht. Es könnte ja sein, dass ich bei meinem „Ausflug“ einer der allgegenwärtigen Tanten aufgefallen bin ...

Über diesen beiden Ungewissheiten schlafe ich wieder ein. Die ausgestandenen Nöte fordern ihren Tribut.

Erst im Verlauf des Abendessens stellt man fest, dass da ein Platz nicht besetzt ist. Tante Karin schickt einen der Buben in den Schlafsaal. Weil es ihr offensichtlich peinlich ist, dass sie ihren Strafgefangenen vergessen hat, findet sie kein Wort der Entschuldigung.

Auch ich verliere kein Wort über die ausgestandene Not und die Verfahrensweise, mit der ich das Problem gelöst habe.

Selbst daheim erzähle ich niemandem etwas davon. Warum auch?

Im März 1945 war die schulfreie Zeit<sup>2</sup> plötzlich zu Ende. Ich erhielt ein Einschreiben, das mich für die Zeit vom 25. März bis 3. April in die Straubinger Landwirtschaftsschule zur „erweiterten Wehrhaftmachung“ einberief. Ich sollte (als 16-Jähriger!) in

diesen neun Tagen zum Volkssturmmann ausgebildet werden.

Die Uniform der jüngsten Vaterlandsverteidiger ließ sich als Gleichnis für die letzten Wochen des Tausendjährigen Reiches ansehen: Wir trugen alle unsere gewöhnliche Werktagskleidung, ich zum Beispiel lange Strümpfe, sogenannte Hochwasserhosen und eine geflickte Trachtenjoppe mit grünen Eichenlaub-Applikationen. Dazu hatte man jedem aus den letzten noch verbliebenen NS-Beständen eine Armbinde des „Bundes Deutscher Mädchen“ verpasst! Andere „Accessoires“ standen nicht mehr zur Verfügung.

Am Ostermontag, etwa drei Wochen vor dem Einmarsch der Amerikaner, „durfte“ ich mit meinen Volkssturmkameraden hinter der romanischen Kirche Sankt Peter zum ersten und, Gott sei's gedankt, einzigen Mal in meinem Leben scharf schießen. In den frischen Bombentrümmern an der Alten Donau wurden wir in der Technik des Handgranatenwerfens unterwiesen, und mittels Pappplakaten wurde uns gelehrt, wie man mit der Panzerfaust – fast mühelos – russische T34-Panzer knacken konnte. Einer der beiden Hauptleute, die dies mit emphatischen Worten zu demonstrieren versuchten, musste es wissen. Ihm hatte ein solches stählernes Ungetüm ein Bein abgedrückt. Dem anderen hatte man an einer der zahlreichen Fronten seinen rechten Arm zerschossen, damit das ewige Deutschland leben konnte, wie es damals hieß.

Als ich nach dieser Nahkampfausbildung und mit dem moralischen Imperativ nach Hause kam, im Falle einer notwendigen taktischen Frontverkürzung aus jedem Kellerloch auf den „entmenschten Feind“ zu schießen, notfalls auch auf Verräter aus den eigenen Reihen, war mein Vater gerade damit beschäftigt, den wenigen Hausrat im Garten zu vergraben. Er fettete seine Pistole ein, die er aus dem Ersten Weltkrieg mit heimgebracht und nie abgeliefert hatte, obwohl mehr-



fach dazu aufgerufen worden war, und wickelte ein paar alte Lumpen darüber, bevor er sie zusammen mit Blechtassen und Bratpfannen der stummen Mutter Erde anvertraute. Was nicht vergraben werden konnte, wie das Fahrrad oder einige Möbelstücke, wurde im Keller eingemauert.

Nach dem Verstauen des spärlichen Hausrats überlegten meine Eltern, wie sie verhindern konnten, dass ich mit meinen 16 Jahren in den letzten Kriegswochen noch zu den Waffen gerufen wurde. Favorit aller in Betracht kommenden Möglichkeiten war ein Versteck in der Scheune. Mein Vater hatte es in tagelanger Arbeit und ganz im Geheimen hergerichtet. Er hatte zunächst alles Stroh auf die Tenne gegabelt, an die rückwärtige Scheunenwand aus Brettern und Balken einen

Abb. 3:  
Die Ausbildung fand in der Straubinger Landwirtschaftsschule statt.

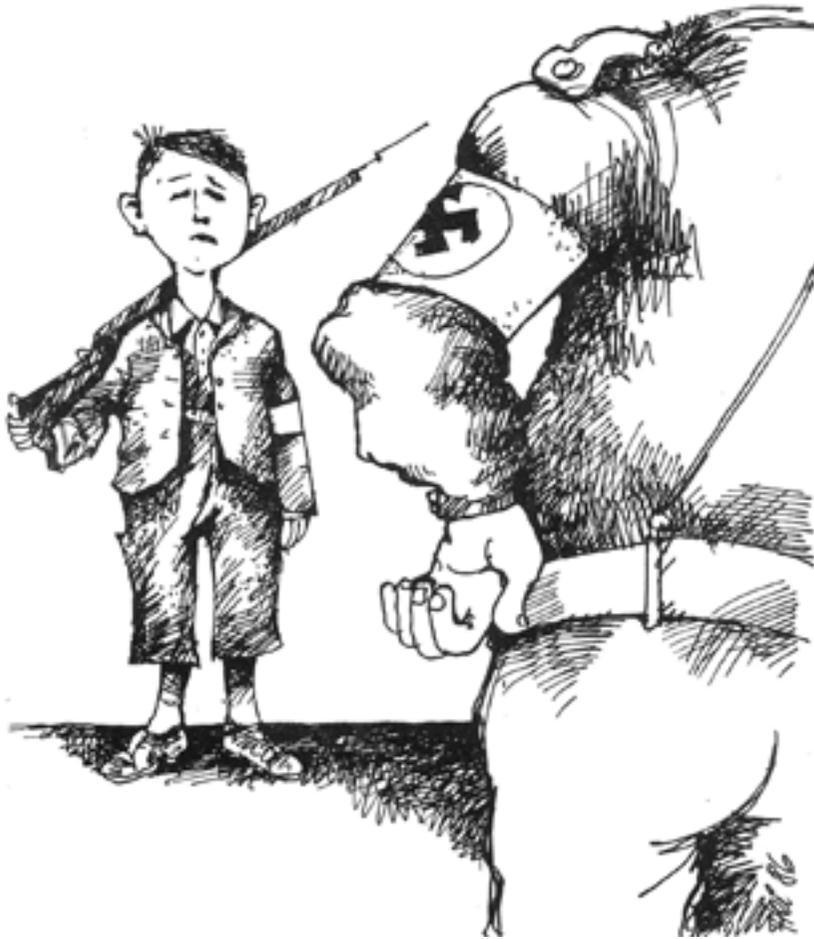


Abb. 4:  
Ausbildung zum  
Volkssturmmann  
(Zeichnung:  
Helmut Heimerl)

Unterstand gebaut, dann über dieser Bretterkammer und nach vorne zur Tenne hin das ganze Stroh wieder aufgerichtet. Meterhoch und zentnerschwer. Den Zu-/Ausgang dieses Verstecks bildete eine „Tür“, die mein Vater sorgfältig aus der Scheunenwand herausgeschnitten hatte. Eine dicke Schar dort aufgeschichteter Holzscheite ließ sie wie hinter einer Tarnkappe verschwinden.

Ein großartiges Versteck für einen Jungen in einem Alter, in dem man doch noch lieber von tapferen Rothäuten las, als mit scharfen Panzerfäusten zu han-

tieren. Leider wurde es nichts mit dem Bezug dieser genial ausgedachten Wohnhöhle, deren Bewohnbarkeit ich nur allzu gern getestet hatte. Meine Mutter hatte Angst, dass der Pueblo-Indianer beziehungsweise Volkssturm-Deserteur in diesem selbst gewählten Gefängnis ersticken könnte.

Möglichkeit Nummer zwei: eine Krankheit. Natürlich nicht so ein ordinärer Schnupfen oder gewöhnliches Hals- oder Bauchweh, sondern schon etwas Orientliches, Vorzeigbares. Mein Vater wusste da einige Hausmittel aus dem Krieg anno 1914/18. Wenn man sich diesen Rosskuren unterzog, bekam man schlimmes Fieber oder andere eigenartige Zustände, die es einem absolut unmöglich machten, stehenden Fußes dem „größten Feldherrn aller Zeiten“ zu folgen.

Aber auch diese Möglichkeit gefiel meiner Mutter nicht, weil man ja nie wusste, welche Nachwirkungen man damit nolens volens in Kauf nahm.

Nach langem Hin und Her und manchem Für und Wider blieb nur die Variante eines verbrannten Fußes übrig. Mit einem defekten Hals konnte man ja immer noch marschieren und Handgranaten werfen. Also: Verbrühung, ein Arbeitsunfall, wie er in der Landwirtschaft immer wieder mal passiert. Mit Feigheit hatte das nichts zu tun. Im Ersten Weltkrieg soll es nach Vaters Erzählungen öfter vorgekommen sein, dass sich tapfere Soldaten in den Fuß schossen. Ganz unabsichtlich, versteht sich.

Die Szenerie war bedrückend und beeindruckend zugleich. Auf dem Herd brachte meine Mutter einen Topf heißen Wassers zum Kochen, während sich mein Vater eine Arbeit im Stall suchte. Ich, der designierte Held des Tages, stellte mich barfuß auf den Stubenboden und nahm selber die Prozedur vor. Ich rückte den Topf von der Herdplatte und goss mir mit dem Mut des römischen Helden Mucius Scaevola, der als Gefangener der Etrusker seine rechte Hand im Herdfeuer

verbrannte, um so seine Furchtlosigkeit zu beweisen, die brodelnde Wassersäule auf den linken Fuß. Meine Mutter hatte es nicht übers Herz gebracht, diesen Part zu übernehmen.

Es wäre sicher nicht so schlimm gewesen, unabsichtlich einen Topf heißen Wassers umzustößen. Aber das langsame Niederrinnen des rauchenden Wassers, das Auftreffen auf die angespannte nackte Haut, der stechende Schmerz, der nach einigen Sekunden folgte ...

Man sagt zwar, ein Indianer kenne keinen Schmerz, aber so ein waschechter Sohn der Prärie war ich trotz der zahlreich gelesenen Karl-May-Bande eben doch noch nicht. Und auch des Führers Devise von einer Jugend „hart wie Krupp-Stahl, zäh wie Leder“ hatte bei mir offensichtlich zu wenig Wirkung gezeigt.

Meine Mutter war gleich mit Salatöl zur Stelle und schmierte den gebrandmarkten Fuß damit ein. Nach heutigem Wissensstand war das keine geeignete Therapie. Allerdings stand mir auch Angenehmes bevor: In den nächsten Tagen brauchte ich nichts Nennenswertes zu arbeiten, durfte mich aufs Kanapee legen und weitere aus der Katholischen Pfarrbücherei ausgeliehene Karl-May-Romane lesen. An einem einzigen Tag verschlang ich den ganzen „Ölprinzen“.

Die Sache mit dem verbrannten Fuß war gar nicht so einfach. Die Brandblasen fingen an zu eitern, und wildes Fleisch begann zu wuchern. Es dauerte eine

längere Zeit, bis das Ganze wieder einigermaßen verheilt war. Und obendrein war der Tapferkeitsbeweis umsonst gewesen, denn niemand hatte mehr Zeit und Gelegenheit gehabt, mich an die Front zu rufen. An welche Front auch?

Ebenso unnötig war das Vergraben des Geschirrs und der Lebensmittel gewesen. Der einzige „Feind“, der wenige Tage später auf dem väterlichen Anwesen erschien, war ein einzelner schlaksiger amerikanischer Soldat, dessen Gesicht von Pickeln übersät war und der „eggs, eggs“ verlangte. Dieser, die ganze Zeit einen offensichtlich imaginären Gegenstand wiederkäuende GI sah ganz anders aus als die Soldaten der Deutschen Wehrmacht, wie wir sie von der Wochenschau her kannten. Immerhin hatte ich nun zum ersten Mal Gelegenheit, mein Schulenglisch in der Praxis anzuwenden. Ich übersetzte meinen Eltern nicht ohne sichtlichen Stolz den Wunsch des Abgesandten aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Eilfertig brachte meine Mutter daraufhin eine Schürze voller Eier. Der Ami stopfte sich damit seine unzähligen Uniformtaschen voll, dass er beinahe aussah wie die Artemis von Ephesus aus Luckenbachs Illustrierter Kunstgeschichte. Lautlos, wie er gekommen war, verschwand er.

Vielleicht gehörte er – wie ich in meinen Träumen – zum Stamme der Apachen?

1 Gegründet 1920, 1937 Abgabe an die NS-Volkswohlfahrt, später Walderholungsstätte der Stadt Bamberg.  
2 Von November 1944 (Luftangriffe auf Straubing) bis September 1945 war die Oberschule kriegsbedingt geschlossen.



Abb. 1: Gestatten, Prinz Roßzwifl. Die Skulptur wurde von Korbinian Huber aus Duggendorf geschaffen.

Erika Eichenseer

## Kennen Sie Prinz Roßzwifl?

Schönwerth im Landkreis Regensburg. Eine Bestandsaufnahme

Der Volkskundler Franz Xaver von Schönwerth (1810–1886) reiste durch die Oberpfalz und ließ sich die Sagen und Märchen sowie die Sitten und Bräuche der Bevölkerung erzählen. Seine Aufzeichnungen sind ein wahrer Schatz und bieten interessante Einblicke in die Lebens- und Gedankenwelt der damaligen Zeit. Auch im Landkreis lassen sich Spuren von Schönwerth finden.

### Franz Xaver von Schönwerth

Franz Xaver von Schönwerth, der Oberpfälzer, Amberger, 1810 dort geboren, 1886 in München gestorben, hat sich ein Leben lang mit seiner geliebten Heimat befasst, hat geforscht und Menschen befragt, hat nach Wurzeln gegraben und dabei ein Myzel gefunden von tiefgreifenden Einsichten, die ihm ein Leben lang am Herzen lagen.

Er hat uns einen Schatz hinterlassen, der in seinem damals wenig beachteten dreibändigen Werk „Aus der Oberpfalz – Sitten und Sagen“ (1857/58/59) niedergelegt ist. Seine weiteren Aufzeichnungen wurden aufgrund des fehlenden öffentlichen Interesses sowie

Geldmangels nicht gedruckt, blieben aber dank seiner Witwe Maria im Archiv des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg gut verwahrt. Dort waren sie nahezu vergessen, verschwunden – dabei hatte er es in seiner Widmung in seinem ersten Band so gut gemeint: „Meinem Heimatlande, der Oberpfalz“.

Angeregt durch die Brüder Grimm hat Schönwerth viele seiner Landsleute in und aus der Oberpfalz nach Bräuchen befragt, nach ihrem Leben im Dorf, nach Tieren und Pflanzen, Haus und Hof, nach Sprichwörtern, Wetter, Himmel, Tod und Teufel, nach dem Sternenhimmel – und nach Märchen und Sagen. „Nirgendwo in ganz Deutschland ist umsichtiger, voller und mit so leisem Gehör gesammelt worden“, war der Ausdruck tiefster Wertschätzung von Jacob Grimm gegenüber Schönwerth. „Dieser immense Fundus gehört zu den bedeutendsten Beständen seiner Art im deutschsprachigen Raum“, sagte Prof. Dr. Daniel Drascek von der Universität Regensburg.<sup>1</sup>

Die Wiederentdeckung der Sammlung Schönwerths war für mich der Anlass, tiefer in das bedeutende Werk des Oberpfälzer Sammlers und Forschers einzutauchen.

### Der Fund

Meine Entdeckung von ca. 500 Märchen im Nachlass Schönwerth im Jahre 2010 sollte der Ausgangspunkt werden für vielfältige Forschungen, Publikationen und Veranstaltungen, die schnell das Interesse

der eigenen Landsleute weckten, erstaunlicherweise aber auch über die Grenzen des Heimischen hinweg im weiten Ausland aufmerksame Beobachter fanden.

In der Oberpfalz finden wir die größte Erzähldichte in dem Streifen an der ehemaligen bayerisch-böhmischen Grenze, wo sich Schönwerth mit königlicher Genehmigung mehrmals zu Forschungszwecken aufhielt. König Max II. war sein Dienstherr, Schönwerth sein Generalsekretär, der natürlich in München leben musste. Der Informationsfluss für seine Sammlung schien wegen dieser Residenzpflicht zu versiegen, doch

**„Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidlbogen um's Maul.“**

(Aus Schönwerths Sprüchwörter-Sammlung)

holte sich Schönwerth oberpfälzische Dienstboten, die in München arbeiteten, in die Residenz, um sie zu befragen. „Weiber und Weber der Heimat ließen sich gegen kleine Geschenke und Bewirthung in der Regel gerne herbey, sich als

Inquisiten mir gegenüber zu setzen und wurden ganz mittheilsam, wenn ich der Erste war, in der heimatlichen Mundart zu erzählen“, berichtete Schönwerth in seinem Buch.<sup>2</sup>

Der Landkreis Regensburg gehörte nicht zu den erzählfreudigsten Regionen der Oberpfalz, vergleichsweise wenige der Schönwerth-Märchen haben hier ihren Ursprung. Dennoch war und ist es mir ein Anliegen, die Märchen auch und besonders hier zu erzählen und die Botschaften zu vermitteln. An dem einen oder anderen Ort haben sie sich bereits manifestiert, wie beispielsweise im Märchenpfad in Sinzing. In vielen Schulen, Vereinen, Interessengruppen, die ich besucht habe, konnte ich durch die mündliche Erzählung die Tür zu einer alten neuen Welt öffnen, konnte ich ihre Botschaft offenlegen, ihren tiefen Wert und ihre Fähigkeit, Menschen in schwierigen Lebenssituationen zu führen, zu trösten, zu bereichern.

## Die Anfänge, mein Anliegen

Es war nicht leicht, das schwerfällige Rad in Bewegung zu setzen. Wer kannte schon diesen weltabgewandten Schriftgelehrten aus Amberg? Wen interessierte noch das Leben aus einer bereits überholten Zeit, wo die Moderne unaufhaltsam vorwärts eilte? Modern wollte man sein, das Alte musste weg, und in so vielen Fällen kam es auch weg.

Eine Wanderausstellung des Bezirks Oberpfalz und des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg wurde 1986 zum 100. Todestag Schönwerths in der ganzen Oberpfalz gezeigt, Schulen wurden mit den neuen Märchen beliefert und sie brachten mit ihren bunten Bildern, Spielszenen und Liedern Schwung und Farbe in die handschriftlichen Dokumente, Winfried Steidl erarbeitete ein Schönwerth-Theaterstück, das auch auf die Wanderschaft ging. So wurde langsam der Boden bereitet für ein neues Bewusstsein für alte bodenständige Märchen und Sagen, und mein Anliegen begann Früchte zu tragen.

Mein Ziel war es nicht, ein neues Märchenbuch herauszugeben, vielmehr wollte ich aus den verschriftlichten Erzählungen rückwirkend wieder etwas Mündliches machen, frei erzählt oder anderweitig künstlerisch dargestellt. In der Folge stelle ich Beispiele aus dem Landkreis Regensburg vor, die zeigen, dass Schönwerth in unserer Gegend angekommen ist.

## Der Sagenbrunnen in Regenstauf von Joseph Michael Neustifter 1986

Der renommierte Künstler Joseph Michael Neustifter aus Eggenfelden hat als erster den Faden aufgenommen und die Geschichten von den Holzfräulein, der Wilden Jagd, der Drud, dem Bilmesschneider u. a. in

Form eines Baumes in leuchtende Bronze gegossen. Die Skulptur lädt, vom Lebenselement Wasser umflossen, auf dem Marktplatz in Regenstauf zum Schauen, Verweilen, Meditieren ein.

### Bilmesschneider sind böse Männer

*Aus Burkhardsberg wurde Schönwerth vom Bilmessschneider berichtet: Der Bilmessschneider hat viele Namen und heißt auch Bülwerkschneider oder Bilwis. Er geht am Oster- und Pfingsttag über die Fluren, Sicheln an den Füßen. Deswegen hat er einen schelchen Gang. Darum schießen die Leute vor der Sonne an diesen Tagen zu Ehren des Festes und in Gottes Namen, dass der Bilmessschneider keine Macht habe, gegen den Wind, sodass der Rauch über die Felder kriecht, der vertreibt ihn. Auch kann er keinen Schaden anrichten, so weit der Hall geht.*

Andere Varianten berichten Folgendes:

*Der Bilmessschneider geht vor der Sonne, da ist seine Zeit, weil er zaubert, Zauber aber gehört der Nacht. (aus Wamperhof Kürn)*

*Der Pilmerschnitter ist eine Mannsperson, welche auf einem schwarzen Bocke, dem Teufel, über die Äcker reitet, wodurch ihm die Ärnte ganz oder zum Theil zufällt. Wird ein solchen Bockreiter gespracht oder angesprochen, so bekommt er eine unheilbare Krankheit. (aus Breitenbrunn)*

*Der Bilmessschneider geht am Pfingstsonntage vor der Sonne, wenn das Getraide geschoßt hat, in die Felder und schneidet etliche Halme mit dem Messer aus. Drischt dann der Bauer, so verliert er die Hälfte an den Bilmessschneider. (aus Tiefenbach)*

*Man brennt haselnussenes Holz am Charsamstage vorn und hinten am Judasfeuer an und steckt davon kleine Kreuzchen in die Ecken des Ackers nebst Palmzweigen, Segelbauer und Weihwasser am Ostermondtag – das hilft gegen den Bilmessschneider. (aus Lichtenwald)*

*Wer Wasen aussticht und mit dem Koth in der Höhe auf den Kopf legt, der sieht den B. ein kleines Sicherl an der Zehe. (aus Lichtenwald; Übertragung: Wenn man ein Stück Graswasen aussticht, darunter ein mannstiefes Loch gräbt, sich hineinstellt und den Wasenfleck mit der Erde nach oben auf den Kopf setzt, sieht man den Bilmessschneider und kann ihn ansprechen. Dann muss er weichen. E. E.)*

Hier treffen Glaube, Aberglaube, Brauch und Emotion aufeinander und kumulieren in fantastischen Erzählungen, die uns heute noch Einblicke in eine vergangene Zeit gewähren.



Abb. 2:  
Der von Joseph Michael Neustifter gestaltete Sagenbrunnen in Regenstauf

### Der Märchenpfad in Sinzing

Ein gewagter Versuch war die Idee, Schönwerth im Landkreis Regensburg mit einem Skulpturenweg in Sinzing innerhalb des Walderlebniszentrums sesshaft zu machen. Unter Mithilfe wichtiger Institutionen wie der Gemeinde Sinzing, dem Landkreis Regensburg, der Staatlichen Forstverwaltung und dem Bayerischen

Kultusministerium konnte 2014 der Schönwerth-Märchenpfad eingeweiht werden.

Den Eingang in den Märchenpfad markiert die große Steinplastik von Korbinian Huber, die den Mistkäfer „Prinz Roßzwifl“ darstellt. Der Mistkäfer räumt im Wald auf, vergräbt Totholz, Aas, Exkremete. Seinen Weg findet er in der Nacht, indem er sich an den Sternen orientiert. Bei uns heißt er auch der Hei-

### Das Märchen vom Prinz Roßzwifl

„Prinz Roßzwifl“ ist ein wunderbares Märchen der Sammlung. An dieser Stelle soll es kurz zusammengefasst werden:

Ein armes Mädchen will seiner kranken Mutter eine Medizin beschaffen, doch es stürzt auf den glatten Gangsteinen und hätte beinahe einen kleinen Mistkäfer darauf zertreten. Voll Schmerz über den verrenkten Fuß klagt es: „Wer wird jetzt zum Doktor laufen, ach, und meine Mutter stirbt!“ „Setz dich auf mich“, brummt eine Stimme. Das Mädchen erschrickt und sucht nach der Stimme. Da war das kleine Tier hochgewachsen, streckt seine Flügel aus und bietet einen Flug zu Arzt und Apotheker an.

Das Mädchen nimmt die Hilfe an, die beiden fliegen durch die Tür, holen die Medizin, die die Mutter augenblicklich gesunden lässt. Doch gleich ist das hilfreiche Tier wieder verschwunden, dafür reitet ein Prinz im blauen Mantel zu dem Häuschen, kommt herein und sagt den erschrockenen Frauen, dass er der Mistkäfer sei, den ein Zauberer für seine Quälereien von Tieren verzaubert hat. „Ich bin dir dankbar“, sagt er und lädt sie auf sein Schloss ein. Doch das Mädchen ist misstrauisch, bis der Prinz die ganze Geschichte erzählt. In einem Triumphzug mit all seinen

ebenso erlösten Untertanen ziehen sie zum Schloss, bald danach ist Hochzeit, und all die Tiere, die er misshandelt hatte, kommen voll Freude als Gäste und tanzen drei Tage und Nächte durch.

Die zentrale Botschaft ist, dass Mitleid die Verzauberung lösen kann. Glück, Freude und Leben ziehen wieder dort ein, wo Menschlichkeit regiert.

### Der Schimmel ohne Kopf<sup>5</sup>

*Ein Herr des Schlosses Schönberg bei Kürn starb und musste als Geist auf einem Schimmel ohne Kopf in den Feldern jede Nacht so lange herumirren, bis der Schullehrer zum Morgengebet läutete. Dieser wollte einst einen Spaß machen und läutete absichtlich später: aber mit genauer Not kam er in seine Wohnung zurück, sonst hätte ihn der Geist zusammengeritten, solche Eile hatte dieser, wieder in sein Grab zu kommen. (aus Kürn)*

### St. Georg hilft<sup>6</sup> (im Original ohne Titel)

*Ein Knecht fuhr eines Pfarrers Gefährt von Regens-  
stau nach Oberdorf. Da musste er über die Vils durch  
eine Furt. Nahe am rechten Ufer aber sank der Wagen  
um, und auch die Rosse sanken mit ihm: er konnte*

lige Pillendreher, in Ägypten Skarabäus, dort genießt er auch größtes Ansehen. Sind seine schützenden, bewahrenden Kugeln, die er beharrlich macht, nicht ein Symbol für die unermüdliche, ununterbrochene Arbeit des introvertierten Forschers Franz Xaver von Schönwerth, der nicht nach Ruhm strebte, der in der Ruhe seine Kraft fand und unbeirrt seinen Aufgaben nachging?

*nur mehr denken: „Heiliger Ritter St. Georg und ihr Wasserfral, helft mir!“ Und siehe, der Wagen kam aufs Ufer hinaus. So wie er im Wasser lag und die Pferde auch, so war er gerettet. Der St. Gürgengroschen am Hals hat ihm geholfen. (aus Regenstauf)*

### Das junggeglühte Weib<sup>7</sup>

*Unser Lieber Herr und St. Petrus gingen an einer Schmiede vorüber, der hatte ein Schild ausgehängt mit der Inschrift „Der Meister über alle Meister.“ – Das wollte dem Peter nicht eingehen, denn der größte Meister war ja sein Herr. Auf dessen Geheiß ging er also zum Schein hinein und fragte nach dem Grund dieser Inschrift. Der Schmied aber sagte: „Mit Recht, was draußen steht, bin ich auch.“ Da ging auch der Herr hinein und gab ihm eine Aufgabe, um den Hof ein Gitter von Eisen zu machen. Das war bald geschehen. Nun fragte aber der Schmied: „Jetzt möchte ich auch euere Kunst schauen; wenn ihr rechte Leute sein wollt.“ – Da sagten sie: „Wir verstehen uns drauf, alte Weiber jung zu machen.“ Das war dem Schmied ganz recht, denn er hatte eine alte Mutter, an der sie sich gleich versuchen könnten.*

*Dem alten Mütterchen leuchtete das Ding auch ein. Der Herr blies es an und es war tot. Dann legten sie*

*Neben Prinz Roßzwifl gibt es acht weitere Stationen auf dem rund 400 Meter langen Märchenpfad, an denen man mit ausgebildeten ErzählerInnen oder über Infotafeln in die mystische Welt der Oberpfälzer Märchen und Sagen eintauchen kann. Bei der zweiten Station lernt man beispielsweise den Zwergenkönig und seinen Palast kennen: Der Zwergenkönig hat es nicht geschafft, die Zuneigung des schönen Burgfräu-*

*es in den Schmiedofen und Petrus musste den Blasebalg ziehen, damit die Kohlen recht verglühen und das Weiblein ganz rotglühend war. Dann nahm es der Herr aus dem Ofen, legte es auf den Amboss und St. Petrus musste mit dem größten Schmidhammer recht wacker drauf loshämmern. Drauf steckte er sie noch ein paarmal in die Esse und wieder heraus und nachdem das Weiblein ganz unförmlich geschlagen war, knetete er nun an der Masse Haupt und Glieder heraus, stellte es auf die Beine, blies ihm Atem in den Mund und die Alte stand verjüngt und schön vor ihnen. Ohne Lohn anzunehmen gingen sie fort.*

*Die Nachbarsweiber aber, die die Schönheit und Jugend der Alten anstauten, wollten nun auch jung und schön werden und besonders war da eine reiche alte Bäuerin, die viel Geld bot. Der Schmied aber wollte eben so klug sein wie die Fremden und sagte, er habe die Kunst abgeschaut und blies die Alte an. Die aber war nicht tot. Drauf schob er sie in die Esse. Darin aber blieb sie nicht lebendig. Und als er sie zuletzt auf dem Amboss legte und bearbeitete fielen zwar Haupt und Glieder ab, aber das Weiblein stand weder jung noch alt mehr auf. Das war die Strafe des Hochmutes. (aus Hemau/Deuerling)*



Abb. 3: Eröffnung des Schönwerth-Märchenpfads am 21. September 2014 mit Bürgermeister Patrick Großmann, Landrätin Tanja Schweiger, Klaus Schönwerth, dem Ehepaar Eichenseer und zahlreichen Gästen

leins zu erringen, auch wenn er ihr sogar seine Krone geschenkt hätte. Als Bronzefigur sitzt der König nun im Brokatmantel vor seinem Palast mit der leuchtenden Kristallspitze, begrüßt die Gäste und erzählt von seiner unerwiderten Liebe, bittend, liebenswürdig, anrührend. Seine Glückswarze aber zieht Alt und Jung an. Wer will ihr nicht einen geheimen Wunsch anvertrauen und auf Erfüllung hoffen?

Mit „Jodl, rutsch mir nach“ wurde 2016 eine neunte Station unter Mitarbeit von Nadine Mundigl geschaffen. Die Schönwerth-Gesellschaft erkannte so ihre besonderen Leistungen bei ihrer herausragenden Seminararbeit im Rahmen des wissenschaftspropädeutischen Seminars im Leitfach Kunst am Von-Mül-

ler-Gymnasium Regensburg mit dem Titel „Der Märchenpfad in Sinzing“ an und bedankte sich bei ihr für diesen Baustein in der Schönwerth-Forschung.

### Erzählen für Kinder und Erwachsene

Durch lebendiges Erzählen kann man Kindern die Schönwerth-Märchen auf besondere Art und Weise näherbringen. Ich nutze diese Möglichkeit oft und gerne. Beispielsweise begaben sich im September 2016 die Kombiklasse 1/2 sowie die 1. und 2. Klasse der Grundschule Irlbach an ihrem Wandertag mit mir mitten im Wald auf eine spannende Entdeckungsreise in die Welt alter Märchen aus der Oberpfalz. Auf die Einstiegsfrage „Kennst du denn Märchen?“ nannten die Kinder fleißig u. a. Aschenputtel, die Bremer Stadtmusikanten und viele andere Erzählungen, die die Brüder Grimm veröffentlicht hatten. Bei der Frage „Kennst du vielleicht auch den Prinz Roßwülf?“ wurde es still und die Augen und Ohren öffneten sich weit. Die Kinder hingen an den Lippen der beiden Erzählerinnen, Berit Proctor und mir, und tauchten mit uns ein in neue, unbekannte Geschichten: vom blauen Prinzen, der in einen Mistkäfer, einen Roßwülf, verwandelt worden war, weil er als Bub gern Tiere quälte, und vom Zwergenkönig, den man voller Sehnsucht vor seinem Glaspalast sitzen sieht. „Wer die Augen schließt und sich ganz fest etwas wünscht, wenn er dabei gleichzeitig die Warze des Zwergenkönigs streichelt, dessen Wunsch geht auch in Erfüllung, wenn er es nur nicht weitererzählt“, flüsterte ich den Kindern zu und sogleich wurde es ganz still und viele Kinder erzählten im Geheimen dem Zwergenkönig ihre tiefsten Wünsche und Anliegen. Sie amüsierten sich über „das dumme Weib“, das am Ende vielleicht gar nicht so dumm war, wie sich manche Kinder grinsend zu- raunten und machten begeistert selbst mit bei „der



Abb. 4: Erika Eichenseer

wilden Jagd“ und „dem singenden Baum“, die nun plötzlich zum Leben erwachten und durch den Wald schallten.<sup>3</sup>

Eine andere Möglichkeit, wie die Motive aus den Märchen heute weiter ihre Wirkung entfalten können, zeigt das Projekt von Elisabeth Zimmermann von der Grundschule Kallmünz. Sie ließ die Kinder zum Schönwerth-Märchen „Der Wundervogel und die beiden Bettelknaben“ einen neuen Schluss erfinden, der besser in die heutige Zeit passt. Das Märchen handelt davon, dass ein kleiner Vogel einen armen Besenbinder und seine Tochter bei ihrer Reisisuche begleitete. Dabei sang er so wunderbar, dass ihn das Mädchen mit heimnahm und ihn hegte und pflegte. Als Dank



Abb. 5: Der Zwergenpalast als Ruhepol, Unterschlupf und Zentrum zum Feiern; Bronzeskulptur von Engelbert Süß mit der Wunschwarze

sang er nicht nur die schönsten Lieder für sie, sondern er legte auch jeden Tag ein goldenes Ei, das sich am Markt immer an denselben Händler gut verkaufen ließ. Schließlich wollte der den Vogel selber haben. Schweren Herzens gab das Mädchen nach, der Not gehorchend. Im neuen Heim aber war der Vogel nach drei Tagen tot. Unter einem Flügel steckte ein Zettel: „Wer meinen Kopf isst, wird der reichste Mann im Land, wer mein Herz isst, wird König“. Voller Vorfreude ließ der Kaufmann den Vogel braten, doch da kamen zwei Betteljungen in die Küche und verzehrten – ohne es zu wissen – Kopf und Herz des bratenden Vögels. Die Botschaft auf dem Zettel bewahrheitete sich auf wunderbare Weise: Einer der Buben wurde



Abb. 5:  
Die Kinder lauschen  
gespannt und stau-  
nen nicht schlecht.

reich, der andere König.<sup>4</sup> In der Klasse 3a überlegten sich daraufhin die Schülerinnen und Schüler die verschiedensten kreativen Fortsetzungen der Geschichte.

Aus der Erzählung vom Wundervogel entwickelte sich außerdem ein Kompositionswettbewerb, bei dem attraktive Orchesterwerke entstanden sind. Es gibt davon auch eine CD, gespielt von der Bläserphilharmonie Regensburg, mit preisgekrönten symphonischen Vertonungen zu diesem Märchen mit meiner

Erzählung. Die Künstlerin Maria Maier hat dazu ein Plakat gemalt für die Konzerte im Landkreis Regensburg.

Es erreichten mich auch Anfragen aus anderen Ecken des Landkreises, bei denen es ums Erzählen vor Erwachsenen ging. Ich erarbeitete Vorträge für das themengebundene Erzählen zum Muttertag im Haus Werdenfels, im Zehentstadl in Beratzhausen mit dem Thema „Vom Tod und vom Ewigen Leben“ oder ich erzählte „Wassergeschichten“ während einer Schifffahrt auf der Donau. Ich trat auch im Aurelium in Lappersdorf beim großen Heimatabend mit meinen Erzählerinnen und Stabpuppen auf, und konnte mit Schauergeschichten auf der Burg Wolfsegg oder mit deftigen Schwänken bei Trachtenfesten einen kulturhistorischen Beitrag leisten. Es gäbe noch viel zu berichten von dem Zauber, der auf allen diesen Bühnen zu spüren war.

### Auf ein – gesprochenes – Wort

Warum ist denn das fantastische erzählte Wort so aus der Mode gekommen? Erkennt man es nicht mehr als eine Brücke vom Erzähler zum Hörer, auf der feinste Nuancen der Geschichten hin und herwandern können? In den Köpfen der Zuhörer entstehen Bilder – Szenen, Emotionen, Zuneigung und Ablehnung. Man muss Stellung beziehen und Urteile fällen, begründen, dass man daraus die eigene Lebenssituation verstehen und steuern kann, wie z.B. in der Pubertät, wo scheinbar der ganze bekannte Untergrund zu schwancken beginnt?

Erzählen ohne geschriebenes Wort ist vermutlich die älteste Kommunikationsform, die aber nicht nur zur Unterhaltung gedacht war. Was man aufgeschrieben hat, kann man vergessen, sagt ein alter Spruch, den Rest kann man sich denken. Indianerweisheiten,

Überlieferungen der Aborigines, ja sogar das geheime Wissen in den Pyramiden und noch anderes, höchst Wertvolles hat man nicht verschriftlicht und keinem Buch anvertraut. Märchen wurden auch als Vehikel benutzt, um soziale Schieflagen aufzuzeigen und zu verbessern. Als Erzähler kann ich mit dem Wort Ängste mindern, Unbekanntes erklären, die Zuhörer aktiv einschalten oder durch zauberische Vorgänge in eine andere Welt versetzen.

Im Orient spricht keiner von Kindermärchen! Und das waren sie lange auch bei uns nicht. Märchen sind keine wohlfeile Abendunterhaltung für Kinder vor dem Bettgehen, sie sind in Bildern erzähltes Leben, die uns Wege aufzeigen, gerade dieses Leben zu meistern. Und die Grausamkeiten, für die die Märchen immer noch von „Möchtegern-Psychologen“ gescholten werden? Sie sind eben diese archetypischen Bilder, die die Erwachsenen nicht mehr lesen können. Sie erzählen von den Existenzängsten an der Kante vom behüteten kindlichen Leben in die Gefahrenwelt der

Erwachsenen, von Verletzungen, die wehtun, die von meinem bisherigen Dasein etwas wegnehmen wie der abgeschnittene Finger, die aber notwendig sind, um erwachsen zu werden.

Erzählen ist eine alte Kunst, mit der man andere bezaubern, betören, ja verändern kann, eine alte Kunst, die wir zwar bewundern, aber selbst vernachlässigen, obwohl wir mit Augenkontakt aus unserem Gegenüber lesen und danach handeln können, ganz gleich ob auf einem Rossmarkt, im Wirtshaus oder auf irgendeiner anderen Bühne des Lebens.

Es zeigt sich, dass auch im Landkreis Regensburg die Geschichten aus der Sammlung von Franz Xaver von Schönwerth vielfältig Gestalt annehmen. Überall begegnet uns dasselbe Bild: gespannt lauschende, regungslose Zuhörer, strahlende Augen, aufmerksame Ohren. „Kommst du wieder?“ ist danach die gespannte Frage. Und ich lächle.

Der Herr Schönwerth hätte seine Freude dran.

1 Daniel Drascek: Schönwerth. Mit so leisem Gehör gesammelt, Regensburg 2011.  
 2 Franz Xaver Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz, Band 1, Augsburg 1857, S. 37.  
 3 Z.T. entnommen aus einem Bericht von Anna Teuschl über den Besuch des Märchenpfades in Sinzing mit den 1. und 2. Klassen der Grundschule Irlbach.

4 Die ganze Geschichte findet sich in Erika Eichenseer und Franz Xaver Schönwerth, Prinz Roßwifl und andere Märchen, Regensburg 2010, S. 90.  
 5 Franz Xaver Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz, Bd. 3, Augsburg 1859, S. 133.  
 6 Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung Marburg, 202 638.  
 7 Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung Marburg, 202 395.



Abb. 1: In der Nähe des Neupfarplatzes betreibt Maniac mit Kumpels einen Plattenladen, Kollege Liquid hilft manchmal aus.

Michael Scheiner

## Liquid & Maniac

Oberpfälzisch-amerikanische Credibility

Es hat gedauert, bis die weltweite HipHop-Kultur mit ihrem Zugpferd Rapmusik Einzug in Ostbayern gehalten hat. Zwar gab es schon seit den 1990er Jahren gelegentlich Ansätze, auf breiter Front setzte sich der Sound aber erst in jüngster Zeit durch. Zu Publikumsmagneten des Kerns schwarzer Kultur haben sich Liquid & Maniac entwickelt.

Der Himmel über Regenstauf hängt jetzt nicht gerade voller Geigen. Daran ändern auch die Weißstörche wenig, die sich hier angesiedelt haben. Stellt man allerdings seine Lauscher auf, dröhnen fette Beats und vertrackte Rhythmen durch das Regental, produziert aus Loops und elektronischen Klangmaschinen. Verantwortlich dafür: Liquid alias Harold Merl, wie der Musiker mit bürgerlichem Namen heißt.

Der Regenstauer repräsentiert eine Hälfte von Liquid & Maniac, zwei Rappern, die sich im heimatmusikdusseligverliebten Bayern zu Lieblingen der Feuilletons entwickelt haben. Spätestens seit ihrem Album „The Real Gaudi Is“ stehen Radio- und Fernsehleute, JournalistInnen und BloggerInnen Schlange vor Liquids Haustüre, um mit naseweisen Beiträgen den

Ruhm der in deftigster Mundart rappenden „Gaudi-burschen“ in alle Welt hinauszutragen. Spöttisch formuliert könnte man sagen: Der Himmel über Regenstauf hängt – seither – voller TV-Kameras, Handymikrofonen, Stiften und Notizblöcken, in die eifrig gekritzelt wird. Der Marktflecken, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des nördlichen Landkreises, steht mit seinem scene-berühmten Sohn plötzlich unter Beobachtung. Auch wenn das auf Generationen, die in den klebrigen Oldie-Netzen von Bayern 1 und Antenne Bayern gefangen sind, wenig Eindruck macht, bei jungen Leuten stehen die Boarisch-Rapper, wie Liquid & Maniac vom Bayerischen Rundfunk eingeordnet worden sind, hoch im Kurs.

Die Beats und Klänge von Liquid & Maniac sind zeitgemäß. So haben sie den Flow ihres Songs „Flohmarkt“ vom aktuellen Album in den amerikanischen „Trap“ gegossen, den Underdog-Rap-Stil des Südens. Und sie verhöhnen damit die Konsumgesellschaft: „I her nix außer ‚sace und alle sitzns im ‚rari. / Mei Shirt is a grissns vom Flohmarkt, / dei Shirt is a gschissns Armani.“ Noch direkter und deutlicher wird der Refrain: „Versace Versace / Ferrari Flohmarkt / Armani No Money / No money so funny“. Flohmarkt versus Markenwahn, eine Haltung, die – nicht nur – Rappern gut zu Gesicht steht und dem gerade in Deutschland zwischen Kommerz und hohlen Sprüchen am Boden liegenden Genre wieder auf die Füße helfen kann.

Anfänglich hat sich Liquid aka Merl noch in typischer Selbstbespiegelung mit anderen Sprechgesängskünstlern in Battle-Raps als „geiler Rapper“ gemessen, dabei aber auch gleichzeitig Ohren und Denke geschult. Das war noch zu Schulzeiten, als er mit Freunden und Kumpels am Skate-Park unterwegs war und abhing. Zu diesen gehörten auch einige ältere Jungs, von denen wiederum einer ein eigenes Aufnahmegerät besaß. Für den musikbegeisterten Jungen war das ein entscheidender Ansporn, die ersten eigenen Beats zu bauen und mit anderen durch Regenstau zu ziehen und dabei Rapgesang im Freestyle rauszuhauen. Heute „will ich eine Message in einem Track haben“, betont Merl in breitester Mundart über sein Selbstverständnis. „Ab und zu“, gibt er grinsend zu, „mach’ ma auch noch Battle-Rap“, denn „man muss ja zeigen, dass man die jungen Leit’ unter Kontrolle hat“. „Unsere Tracks“, ergänzt Maniac, bürgerlich Achim Schneemann, in seiner eigenen Mischung aus niederbayerischem Dialekt und amerikanischem Englisch, „sind auch eckig und kantig“, denn damit „will man Diskussionen anregen!“ Unter den Fans, lenkt er den Blick auf einen Teil der Jugend, gebe es zwar immer welche, „die gleich rummeckern, ‚eh, scho wieda politisch’. Aber ...“, hält er diesen politisch Desinteressierten unmissverständlich entgegen: „Dann hör’s dir ned o!“

Im fettesten Flow wird bei den beiden sogar so etwas wie der sakrosankte Leberkäs zur emotionalen Herausforderung für jeden „echten“ Bayern. Ihr frecher Anti-Leberkas-Song „Lebakas“ steht in einer Reihe mit bayrisch-ironischen Songs der Biermösl Blosn, einer rotzfrechen Familien-Combo aus dem Münchner Umland. Einen Sendeboykott durch den BR, wie ihn die Well-Brüder 15 Jahre lang auf Betreiben der CSU aushalten mussten, brauchen Liquid & Maniac heute sicher nicht mehr zu fürchten.

Heutzutage sind die Rundfunkmacher froh, wenn sie Themen und Angebote finden, mit denen es ihnen gelingen kann, junge HörerInnen noch ein wenig an ihr Medium zu binden. Zudem erschwert es die deutlich veränderte gesellschaftliche und politische Wetterlage heute MandatsträgerInnen und PolitikerInnen, sich einfach und selbstherrlich in die Arbeit von Medienleuten einzumischen.

Zu den Inspirationsquellen der Brüder im Hip-Hop-Geiste zählt die Biermösl Blosn allerdings nicht, ein anderer bayerischer Liedermacher dagegen durchaus. Altmeister Hans-Jürgen Buchner aka Haindling, mit seinen 73 Jahren immerhin mehr als doppelt so alt wie Maniac (35) und Liquid (30), hat es mit seiner Deppen-Hymne von 1984 geschafft, die Rapper restlos zu begeistern. Das hat sie ermutigt, den Alt-Barden einzuladen, auf dem Gaudi-Album mitzuwirken. Zusammen haben die drei „Du Depp“ mit Kuhglocken und klarer, pointierter Message gegen Rechts neu eingespielt. Damit öffnen die coolen Boys ihre Musik auch für ein älteres und liberal-fortschrittliches Publikum, welches für die üblichen Hip-Hop-Sounds bislang vielleicht weniger ein Ohr hatte. Allerdings – und da sind die beiden ostbayerischen Musiker ganz bei sich – geschieht diese Öffnung nicht im Stil eines strategischen Marketingplans, wie es bei Popkünstlern und „Schlagerfuzzis“ üblich ist, die von Major-Labels abhängig sind. Offenheit gegenüber anderen Künstlern, Ideen und Sounds gehören bei Liquid & Maniac zum Selbstverständnis. Es ist Teil ihres künstlerischen Egos. Da kommt schon auch mal ein kumpelhaftes Familientreffen der bayerischen Mundart-Rapper mit dem alles vereinnahmenden Hannes Ringlstetter fürs Fernsehen zustande. Mit dem Song „Fürchtet euch nicht“, gemeinsam gestaltet von dicht & ergreifend, Reklax – einem guten Kumpan der beiden – Monaco F, Bbou und natürlich Liquid & Maniac, wird verbal

kreuz und quer gegen Söder und CSU, gegen Atomkraft und „Ade“ Hitler, den BND und militante bayrische Reichsbürger gefeuert.

Eines kommt bei allen Statements, pointierter Gesellschaftskritik, sogar Aufrufen zum Veggietum – Merl aka Liquid ist seit Jahren bekennender Veganer – und zum Wichtigsten, dem „positiv denga“ („Fühl mi guad“ vom ersten Album „Slam Funk Slam Dunk“) als überragender Kraft, nie und nimmer zu kurz: die Gaudi. In erster Linie sind das die Live-Auftritte, bei denen die Rapper eine Mordsgaudi daran haben, dass „die Leute voll abgehen“. In diesem so uncoolen Corona-Jahr herrscht hier aber Flaute, ein schwarzes Loch der Live-Kultur. Noch im Jahr davor haben die zwei auf ihrer „Die Gaudi Is Real“-Tour auf der Jahninsel in Regensburg als Headliner vor einigen tausend Leuten gestanden. Für Maniac war diese „krasse Show mit Kumpels wie MC Rene, Refugee Rap Squad und RC Gäng das coolste“ auf der Tour: „Es war eins von den Highlights!“ Ein weiteres: „Das Splash! Festival auf Ferropolis“, einem Industrie-Museums-Gelände in Sachsen-Anhalt bei Dessau. „Das war ein dream come true“, schwärmt Maniac in seinem eigenwilligen Sprachmischmasch, der aus einem langen USA-Aufenthalt resultiert.

Heuer mussten die beiden Musiker-Produzenten, wie KünstlerInnen und MusikerInnen überall auf der Welt, viele fest gebuchte Gigs und Festivalauftritte absagen. Ihre selbstorganisierte Loop-Session-Tour fiel ins Wasser, die dafür schon aufgewendeten Investitionen auch. Dennoch war das finanzielle Loch, welches sich in Folge der Absagen auftat, für die beiden nicht so krass, dass sie plötzlich am Hungertuch nagen mussten. „Mich hat der finanzielle Lockdown kaum getroffen“, wiegelt Liquid alias Merl beruhigend ab. Seit 2018 drückt er wieder die Schulbank und studiert an der Berufsfachschule „Music College“



in Regensburg Bass. Um sich finanzieren zu können, erhält er BAföG und kann sich „damit über Wasser halten“. Nach mehreren Wochen Online-Unterricht im Frühjahr findet der Unterricht zum Zeitpunkt des Interviews wieder im Schulgebäude, dem Lokschuppen, statt. Nach den Abschlussprüfungen allerdings ist unklar, wo und wie er die Mittel für seinen Lebensunterhalt herbekommt. Bislang hat er neben der Schule Livestream-Konzerte und „jede Menge Beats produziert und rausgehauen“. Diese sind auf der – im Unterschied zu Spotify & Co. – musikerfreundlichen Plattform Bandcamp zu finden und helfen den beiden, sich zu finanzieren. Hier haben sie auch Songs, Alben und Merchandising-Artikel eingestellt.

Schneemann aka Maniac hat einen anderen Weg gefunden, um sein Haushaltsgeld aufzustocken. Mitten in der Corona-Hochphase, am 1. April, hat er zusammen mit seinem Kumpel DJ Rufflow den Plattenladen T-Recs in Regensburg eröffnet. Wenige Wochen zuvor war dieser als Odeon Records bekannte Laden geschlossen worden. Die beiden haben ihn übernom-

Abb. 2:  
Mit ihrer *The-Gaudi-Is-Real-Tour* waren die Rapper sehr erfolgreich.



Abb. 3:  
*L&M als coole  
Rapper auf einem  
Promotionbild*

men, umgebaut und mit 15.000 Platten in klasse Qualität ausgestattet. Rasend schnell mussten die frisch gekürten Handelsmänner den Laden, der wegen des Lockdowns zunächst geschlossen bleiben musste, zum Online-Geschäft aufmöbeln. Nur so konnten sie überhaupt einen Umsatz generieren. Als die Geschäfte unter Auflagen wieder öffnen durften, begannen auch bald Plattenfans, die nagelneuen Regale zu durchstöbern. „Völlig balla-balla,“ maulte DJ Rufflow erbost über scheinbare Widersprüchlichkeiten, „dass sich auf dem Bismarckplatz tausende ohne irgendeinen Abstand drängen und feiern und wir dürfen maximal drei Leute in den Laden lassen.“

Maniac wurde 1985 in Landau an der Isar geboren. Als er sieben war, zog er mit den Eltern von Arnstorf nach Greenville, South Carolina. Mit zehn baute er die ersten Raps. Mit 18 kam er allein nach Niederbayern zurück. „Ich habe eine Ausbildung als Fein-

werkmechaniker gemacht. Das war nicht wirklich mein Ding, aber cool, ich war untergebracht. Passt. Ich mache was. Dann können die Eltern auch nicht meckern“, beschreibt er gänzlich unsentimental seine damalige Situation. „Für die anderen Arbeiter aber war ich der Gangster aus dem Ami-Land, der einen auf Rap macht.“ Auf etwas andere Weise wiederholten sich für den abgebrüht wirkenden Rückkehrer Erfahrungen, die er bereits während der Schulzeit in den Staaten machen musste. Als einziger Weißer wuchs er in „einer nicht gerade bildungsreichen Gegend“ zwischen schwarzen Kids auf, die in ihm den Nerd, den „german boy“, manchmal „vielleicht sogar den Nazi – ah, Hitler!“ sahen. „Die Highschool“, beschreibt er das ungerechte Bildungssystem in den Staaten, „kannst du dir nicht aussuchen. Wenn du in einer Scheißgegend lebst, gehst du auf eine Scheißschule“. Vergleichbar mit Eminem als einzigem erfolgreichen weißen Rapper in den 2000er Jahren, habe er sich seine „credibility“, also die Anerkennung, „hart erkämpfen müssen“ und dabei die „echte Kultur der Straße kennengelernt.“ Über freestyle musste er seine „skills beweisen“ und lernte in dieser oft ungerechten, unsentimentalen Lebensschule „das Rap-Ding zu leben“. Genervt hat ihn während dieser Zeit weniger der Umgang mit den anderen Jugendlichen auf der Straße, sondern vielmehr der „blödsinnige schoolspirit unserer Schule“, wo es nur darum ging, wer das beste Football- oder Basketball-Team im Vergleich zu anderen Schulen hat.

Wenig später wurde er dann von seinen Arbeitskollegen verspottet: „Das waren noch andere Zeiten. Wenn du vor zehn, 15 Jahren jemandem erzählt hast, dass du rappst, dann hat der gedacht, du stichst ihn gleich ab“, macht er sich über die Vorurteile und uncoolen Fantasien lustig. Wie der jüngere Merl in der südlichen Oberpfalz, ist Schneemann bei seinem Ding

geblieben und hat sich zunächst mit den „Demografics“ einen guten Ruf in der Szene erworben. „Wir können uns in andere Leute hineinversetzen“, fasst er die ähnlichen Szeneerfahrungen zusammen. Hip-Hop sei schließlich das Ding gewesen, „das uns aufgefangen hat“. „Wir wurden einfach akzeptiert wie wir sind“, beschreibt er eigene Erfahrungen und die musikalischer Freunde und Kumpels. „Im HipHop ist es scheißegal, ob du lila, gelb, schwarz, weiß bist. Das ist einfach eine coole Community. Da ist es cool, wenn du anders bist. Oder anders aussiehst. Oder ein Loch in der Hose hast – oder grüne Dreadlocks, das ist cool. HipHop ist eine Kultur, die die Leute zusammenbringt. Egal von wo du kommst, egal aus welcher Nation. Selbst wenn du die Sprache nicht verstehst, dann checkst du trotzdem die Stimmung durch den Flow. Darum ist HipHop für uns die Brücke, die das alles zusammenbringt.“ Es sind die ähnlichen Erlebnisse und Eindrücke von Zurücksetzung, Erniedrigung und Abwertung mit durchaus unterschiedlichen Hintergründen, die die beiden Rapper letztlich zusammengebracht haben.

Die Lehren, die sie aus ihrem jetzigen Stand gezogen haben, geben sie weiter: „Im Moment geht’s ab wie is mei Lebta ned erlebt hob / Es geht ab wie is mei Lebta ned erlebt hob (...) / Deutschland is a Discrimination, / Banker mochan immer no Million / Überall sind Menschen in der Not / doch die Wissenschaft macht Fortschritte und Menschen wean / geklont. Danke / Der Professor is so clever / erklärt ma mal die Welt und sagt das Lem wird immer schneller / jeder is dei Konkurrent und koana wui dir helfen / (...)“ rappen sie in „Mei Lebta“. Erlebtes und Erfahrenes ist der große Steinbruch, aus dem die beiden Musiker viele ihre Songs bauen. „Wenn man belanglos rappt“, gibt Maniac sein künstlerisches Credo preis, „ist man auf der safe side. Und wenn man eine Hal-

tung hat, macht man sich angreifbar!“ Für die beiden ist das dennoch die einzige Möglichkeit, ihre künstlerische Identität zu leben. Selbst wenn dabei Fehler passieren und „man nach einem Monat merkt“, dass man falsch liegt mit einer Aussage, ist es immer noch besser, als Larifari. Für rappende Kollegen, die „viel Scheiße labern“, oder wie Xavier Naidoo, dem wegen antisemitischer Textteile umstrittenen Soulsänger aus Mannheim, haben sie dennoch Verständnis. Die „christliche Ideologie bei Naidoo ist eh schon krass“, meint Maniac, aber „über einen Kamm“ mit Rechts-extremen möchte er den Sänger dennoch nicht scheren. Vor allem, „wenn man sich andererseits das ganze Jahr die CSU-Scheiße anhören muss“, lautet sein hartes Urteil.

Später im Jahr (2020) hoffen die Rapper, wieder auftreten und live vor Publikum spielen und singen zu können. „Alle Hände hoch so wies gher, / wir bringma Rap wieder aufn Kern. / Mitanda fliangma zu de Stern, / in a andern Galaxy in da Fern. / Rapper dern umanda blern, de kenand sie woanders hin schern / doch alle andern sollan hi hern, / weil in ganz Bayern ja da hat ma mi gern. / Maniac yo i moch an Beat, yeah, / der Bro der is ho wie a Berg. / (...) / mein Mundart Zung de ist scharf wie a Schwert. / Real raw Rap ja du woast wie sie’s gher. / Alle andern Hampelmänner ham des schon verlernt“ (aus: „Hampelmänner“). Das nächste Album, vielleicht bereits mit Liquid am Bass, „wird sich anders anhören“, sind sich die Musiker einig. Ebenso wichtig wie die inhaltliche Message ist den beiden Musiker, dass sie sich immer weiter entwickeln. Zum nächsten Album, das gerade voll in der Planung ist, wollen sie noch nicht viel sagen. Wahrscheinlich werden auch Rock-Tracks und Heavy Metal Einzug in ihre Musik halten – es muss sich nur echt anhören und nicht klingen „als ob“ ...



Abb. 1: Postkarte von Würth, 1942

Johann Festner

## Täter? Keiner! Mitläufer? Ja, alle!

Die Entnazifizierung am Beispiel der beiden Wörther Nazi-Bürgermeister

Mit der Entnazifizierung sollten im Nachkriegsdeutschland Täter und Unterstützer des NS-Regimes von der Einflussnahme auf das öffentliche, wirtschaftliche und kulturelle Leben ausgeschlossen werden. Tausende mussten sich vor den Spruchkammern verantworten, doch die Urteile waren nur selten gerecht.

### Entnazifizierung

Mit der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai 1945 endet der Zweite Weltkrieg. Wie die Neuordnung Deutschlands aussehen soll, beschließen die Besatzungsmächte auf der Potsdamer Konferenz (17. Juli bis 2. August 1945). Das Land wird in vier Besatzungszonen aufgeteilt, wobei Bayern Teil der amerikanischen Zone wird. Ebenso wird die Entnazifizierung beschlossen. Deren Ziel ist die Ausrottung der nationalsozialistischen Ideologie. Weil es keine Vereinbarung über das Verfahren gibt, legen die einzelnen Besatzungsmächte die genauen Regeln für ihr Gebiet selbst fest. Die Amerikaner gehen dabei



Abb. 2:  
Aufmarsch der  
NSDAP-Ortsgruppe  
mit Mitgliedern des  
BDM, Jahr und Foto-  
graf unbekannt

sehr streng vor. 131 Fragen sind von allen Personen über 18 Jahren in einem Fragebogen zu beantworten. Danach werden alle NSDAP-Mitglieder sowie die Mitglieder der verschiedenen NS-Organisationen registriert und müssen sich vor eigens eingerichteten Spruchkammern verantworten. Die Angeklagten werden bei den Urteilssprüchen in fünf Kategorien eingeteilt:

1. Hauptschuldige (Kriegsverbrecher)
2. Belastete (Aktivisten, Militaristen und Nutznießer)
3. Minderbelastete
4. Mitläufer
5. Entlastete



Abb. 3: SA-Sturm bei einem Aufmarsch in Wörth, Jahr und Fotograf unbekannt

Ziel des Gesetzes ist zwar auch die Bestrafung der Täter und Unterstützer des NS-Regimes, aber vor allem sollen diese von der Einflussnahme auf das öffentliche, wirtschaftliche und kulturelle Leben ausgeschlossen sein und zur Wiedergutmachung herangezogen werden. Mit dem Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 werden dann die künftigen Verfahren in die Hände der deutschen Behörden gelegt, wobei das letzte Wort weiterhin die Militärregierung hat. In Bayern werden bis Ende 1949 mehr als 6.500.000 Fragebögen ausgefüllt und bearbeitet. Gut ein Viertel der

Fälle wird vor den Spruchkammern behandelt.<sup>1</sup> Dort müssen nicht nur Parteigrößen und Kriegsverbrecher Rechenschaft ablegen, sondern Personen aus allen Bevölkerungsschichten, bei denen eine Verbindung zu den Nationalsozialisten bestanden hatte. Auch im Regensburger Land werden mehr als 2.500 Spruchkammerverfahren durchgeführt. Die zugehörigen Akten sowie die Fragebögen aus dem Landkreis befinden sich heute im Staatsarchiv Amberg und füllen dort mehr als 22 Regalmeter. Zwei dieser Spruchkammerverfahren betreffen Alfons Lehle und Friedrich Horkheimer, die zwischen 1933 und 1945 in Wörth Bürgermeister waren. Anhand ihrer Akten und ergänzt durch zeitgenössische Zeitungsberichte sollen im Folgenden nicht nur der Werdegang beider Männer rekonstruiert, sondern auch Abläufe und Ergebnisse solcher Entnazifizierungsverfahren exemplarisch dargestellt werden.

### Die Entnazifizierung des Alfons Lehle, von 1933 bis 1936 Bürgermeister in Wörth

Geboren wird Alfons Lehle am 30. Januar 1904 in Neu-Ulm. Da Eltern und Großeltern aus Wörth stammten, kommt er schon als Kind häufig in den Ort. 1930 lässt er sich dann als Architekt in Wörth nieder. Aber schon 1936 zieht er nach Regensburg, um eine Arbeit beim Stadtbauamt aufzunehmen. Nach dem Krieg verliert er wegen seiner politischen Vergangenheit seinen Arbeitsplatz.<sup>2</sup> Aus Lehles politischem Lebenslauf, den er am 7. Januar 1948 für sein Entnazifizierungsverfahren verfasst, lassen sich wichtige Daten seiner NS-Vergangenheit rekonstruieren.<sup>3</sup> Er schreibt dort, dass die NSDAP bei der Märzwahl 1933 in Wörth stärkste Partei wurde. Und weil seine Vorfahren aus Wörth stammten und er ortsverbunden

war, sei er deswegen im April 1933 zum ehrenamtlichen Bürgermeister gewählt worden. Am 4. März 1948 ergänzt Lehle seine Aussagen dahin, dass er keineswegs als Bürgermeister eingesetzt wurde, sondern in einer demokratischen Wahl mit Stimmenmehrheit gewählt wurde. Weil diese Darstellung arg beschönigend ist, bedarf sie der Erläuterung: Wie die Donau-Post am 9. Dezember 1929 berichtete, konnte die NSDAP bei der Kommunalwahl vom 7. Dezember 1929 in Wörth mit Bäckermeister Max Pfaller nur einen von 14 Sitzen erringen. Die weiteren Sitze verteilten sich auf die Vereinigten Landwirte von Hungersdorf und Wörth-Sand (5), die Bayerische Volkspartei (4), die Wirtschaftspartei (2) und die SPD (2). Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 und dem am 23. März folgenden Ermächtigungsgesetz geht alles sehr schnell. Mit dem „vorläufigen Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich“<sup>4</sup> vom 31. März 1933 werden die Kommunen aufgelöst und gleich wieder neu gebildet. Die Gemeinderäte werden neu zusammengesetzt, wobei nicht die Stimmen aus der Kommunalwahl, sondern die bei der Reichstagswahl vom 5. März 1933 erzielten Stimmen zählen. Weil die NSDAP bei der Reichstagswahl in Wörth 46 % der Stimmen erhalten hatte, stehen ihr im nun zehnköpfigen Gremium fünf Sitze zu. Der gewählte Max Pfaller bleibt im Gemeinderat und Paul Gottschall, Fritz Horkheimer, Ludwig Baumgartner und Alfons Lehle werden zusätzlich von der NSDAP entsandt. Die BVP ist im neuen Gemeinderat weiterhin mit vier Räten und die SPD mit einem Rat vertreten. Für die Vereinigten Landwirte von Hungersdorf und Wörth-Sand und die Wirtschaftspartei wirkt sich das Gleichschaltungsgesetz besonders fatal aus. Beide Gruppen sind lokale Wahlgruppen und somit nicht im Reichstag vertreten. Sie verlieren deshalb alle ihre Mandate. Noch hat die NSDAP aber keine



Abb. 4: Der Wörther Rathausplatz, Jahr und Fotograf unbekannt

## Der Markt Wörth und sein Führer

Die Marktgemeinde Wörth bekundet die innige Verbundenheit mit ihrem Oberhaupt — Feierliche Einholung unseres alten Kämpfers, des 1. Bürgermeisters Alfons Lehle nach seiner Vereidigung

Am Freitag abend 8 Uhr lehrte ganz unversehrt unser 1. Bürgermeister Alfons Lehle von der feierlichen Vereidigung in München zurück. Der Empfang des Marktoberhauptes war vorgesehen für heute Samstag abends, doch im letzten Minute (Gestern halb 8 Uhr abends) traf aus Regensburg hier die telephonische Nachricht ein, daß Herr 1. Bürgermeister Lehle schon am Freitag mit dem Abendzug in Wörth eintraffe. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und in wenigen Augenblicken war halb Wörth auf den Beinen und im Laufschritt ging es dem Bahnhof zu. Dort hatten bereits Gemeinderat, Turnverein, Vat. und Kriegerverein, freim. Feuerweh Wörth z. B., Kath. Arbeiterverein, Sängerverein, G.M., Hülfsjugend, Jungvolk, freim. Feuerweh Tiefenthal mit Jodeln, Hotscharen, freim. Arbeitsdienst, Bund deutscher Mädel und Deutsche Jugendkraft Auffstellung genommen. Nachdem Herr Bürgermeister Lehle dem Zuge entstiegen war, begrüßte Herr Lehrer Grubhöfer in herzlichsten Worten den vereidigten 1. Bürgermeister. Im festlichen Zuge wurde er dann in den Markt zum Rathaus geleitet.

Im Rathaus nahm er vor einer großen Menschenmenge das Wort zu einer markanten Rede.

Er führte aus, daß in diesen Tagen sich in der alten Bundesrepublik München ein deutlicher Sozialist

vollzogen hat. Es waren 8000 bayrische Bürgermeister, denen Staatsminister Adolf Wagner auf dem Königsplatz den feierlichen Eid abnahm. Bürgermeister Lehle erinnerte in erhebenden Worten an die Blutopfer vom 9. November des Jahres 1923. Diese Opfer, so führte er aus, sind der Same gewesen, aus dem die spätere Saat aufging. Er hat die Anwesenden, trotz der neuen Regierung zu stehen, zum Wohle des deutschen Vaterlandes. Wir müssen werden ein einzig Volk von Brüdern. Wir wollen keine Rechte der anderen sein, sondern in ehrlicher Weise arbeiten am Wieder-aufstieg unseres geliebten Bayernlandes. Am Sonntag muß ein jeder zur Wahlurne und das „Ja“ muß gehören unserem Volkslenkler Adolf Hitler. Das Ausland muß sehen, daß in Deutschland volle Einheit herrscht. Herr Bürgermeister schloß mit den schönen Worten: „Ich verleihe Ihnen, wenn ich auch noch jung bin an Jahren, daß ich mich jederzeit, mit aller Kraft und Energie einsetze werde für das Wohl des schönen Marktes Wörth, für unser geliebtes Vaterland, für unser Bayernland, so wahr mir Gott helfe.“ Die Menge stimmte das Horst-Wessel- und Deutschlandlied an.

Nachdem den Leuten noch ein hübsches Gedächtnis gemacht wurde, war die Kundgebung beendet.

Abb. 5: Die Donau-Post berichtet am 12. November 1933 von der Rückkehr Lehles von seiner Vereidigung als Bürgermeister.

Mehrheit. Ihren fünf Sitzen stehen vier der BVP und einer der SPD gegenüber. Weil allerdings den Gemeinderäten der SPD nahegelegt worden war, nicht mehr an den Sitzungen teilzunehmen, kann Alfons Lehle am 25. April 1933 mit den fünf Stimmen der NSDAP und gegen die 4 Stimmen der BVP zum Bürgermeister gewählt werden. Lehle wird also keinesfalls wegen seiner Ortsverbundenheit und der Beliebtheit seiner Familie zum Bürgermeister gewählt. Er rückt in den Marktgemeinderat nur deshalb ein, weil er von seiner Partei benannt wird, und Bürgermeister kann er auch erst werden, als die Mehrheitsverhältnisse mittels Gesetz zu Gunsten der NSDAP verändert sind. Am 16. September 1933 erscheint in der Donau-Post ein Interview mit Alfons Lehle, bei dem er seine drei gro-

ßen politischen Ziele formuliert: Ziel eins ist die Errichtung eines Arbeitsdienstlagers auf Schloss Wörth. Zum Zeitpunkt des Interviews hatten die Vorbereitungsarbeiten dazu bereits begonnen. Zweites Ziel ist der Bau einer Donaubrücke von Wörth nach Pfatter. Sein drittes Ziel ist die Stadternennung. Hierfür will er die umliegenden Kommunen eingemeinden, um eine Einwohnerzahl von 6.000 bis 8.000 zu erreichen. Der Interviewer hat das Gespräch nicht in wörtlicher Rede wiedergegeben, sondern die Aussagen Lehles in einem umfangreichen Text zusammengefasst. Dabei schildert er Lehles Tonfall durchaus „zivil“ und sachlich. Die im Nationalsozialismus üblichen martialischen Töne klingen bei ihm noch nicht durch. Am 12. November berichtet die Donau-Post von der Rückkehr Lehles von seiner Vereidigung in München. Bei seiner Rede ist der Sprachstil der NSDAP bereits deutlich erkennbar. Er spricht von den Blutopfern des 9. November 1933. Sie seien der Same gewesen, der jetzt aufginge. Und am Sonntag müsse jeder zur Wahl gehen und das „Ja“ müsse dem Volkskanzler Adolf Hitler gehören.

Am 29. Februar 1936 gibt Lehle sein Bürgermeistertamt auf. Der bis dahin selbständig als Architekt in Wörth arbeitende nimmt eine Stelle beim Stadtbauamt Regensburg an. Nach seinen Angaben<sup>5</sup> ist dieser Wechsel nicht ganz freiwillig. Weil er „städtebaulich geschult“ ist und Regensburg dringend einen Architekten benötigt, wird er von der Kreis- und Gauleitung kurzfristig dorthin beordert. Bei seiner Rede auf der Abschiedsfeier zitiert ihn die Donau-Post vom 3. März 1936 mit dem Ausruf: „(...) unser deutsches Vaterland und sein herrlicher Führer Sieg Heil!“ Ansonsten ist der Tonfall seiner Rede sachlich. Lehle arbeitet bis Kriegsende beim Stadtbauamt Regensburg. Am 9. Mai 1946 gibt Lehle den „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozia-

lismus und Militarismus vom 5. März 1946“ ab.<sup>6</sup> Nach den Angaben zu Person, Bürgermeisteramt und beruflicher Tätigkeit teilt er mit, dass er vom 1. Oktober 1931 bis 1945 als Anwärter bei der NSDAP war. Im selben Zeitraum war er auch Mitglied der SA. Von 1933 bis 1936 war er zudem bei der DAF (Deutsche Arbeitsfront) und von 1933 bis 1945 bei der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) Mitglied. Ab 1938 war er bei der Wehrmacht als Pionier. Ab 1944 war er dann bei der OT (Organisation Todt, eine Baupolizei, die mit dem Bau von Militäranlagen beauftragt war) als Oberbauführer beschäftigt. Auf die Frage, ob bereits ein Prüfungsverfahren gegen ihn läuft, teilt er mit, dass ihn die Stadt Regensburg nach einer Prüfung amtsenthaben hat. Bei der Frage, in welche Gruppe des Gesetzes er sich einstuft, nennt er sich „Mitläufer“. Abschließend erläutert er unter anderem, warum er sich bei der Frage nach der Parteimitgliedschaft als „Anwärter“ bezeichnet hat: „Ich habe nie ein Mitgliedsbuch der Partei erhalten, scheinbar war ich nicht zuverlässig genug. Im Übrigen bin ich 2 x bei W-Heer und 2 x bei OT verwundet worden. Mir reicht.“ Danach passiert lange nichts. Im Januar 1948 legt Lehle dann diverse eidesstattliche Erklärungen Dritter vor. Ob die Angaben der Wahrheit entsprechen oder aus Gefälligkeit gemacht werden, lässt sich schwer beurteilen. Eine der eidesstattlichen Erklärungen allerdings wirkt glaubwürdig. Nikolaus Schwez, ein russischer Ingenieur, der der OT (Organisation Todt) zugewiesen war, berichtet, dass Lehle die Zwangsarbeiter stets gut behandelt hat und auch erreichte, dass sie anständige Nahrung, Kleidung und ausreichend Heizmaterial bekamen.<sup>7</sup> Am 7. Januar 1948 schreibt Lehle dann seinen bereits erwähnten politischen Lebenslauf. Zur Partei sei er gegangen, weil sie Arbeit und Brot versprach. Amt hätte er keines gehabt. Nur bei der SA sei er Obertruppführer

7. Haben Sie Unterzeichnung in Parteibuch unterschrieben oder kontrolliert? Nein  
 Welche? Keine

10. Wurden Ihnen von Staat, Partei, Wirtschaft o. a. Organisationen bisher nicht aufgeführte Titel, Dienstgrade oder -bezeichnungen verliehen? ja  
 Welche? Bürgermeister in Waarh / Donau von 4.1933 - 3.1936

11. Läuft oder ist für Sie bereits ein Prüfungsverfahren? ja Akt-Zeich. ? 2  
 Wo? Stadt Regensburg Mit welchem Ergebnis? Amtsenthaben

12. Ist Ihre Beschäftigung von der Militärregierung schriftlich genehmigt? ja  
 Vorläufig?        Endgültig?        Ist Ihre Beschäftigung von der Militärregierung abgelehnt?  
 Durch welche örtliche Militärregierung und wozu wurde Ihre Beschäftigung genehmigt oder abgelehnt?

Ich versichere die Richtigkeit und Vollständigkeit der von mir gemachten Angaben. Falsche oder irreführende oder unvollständige Angaben wurden gemäß Art. 65 des Gesetzes zur Bekämpfung von Nationalsozialismus und Militarismus mit Gefängnis oder mit Geldstrafe bestraft.

13. In welche Gruppe des Gesetzes gliedern Sie sich ein? Mitläufer  
 Falls Sie glauben, daß das Gesetz nicht auf Sie Anwendung findet, geben Sie Gründe an:

14. Bemerkungen: Ich habe nie ein Mitgliedsbuch der Partei erhalten, scheinbar war ich nicht zuverlässig genug. Im Verlaufe bin ich 2x bei W-Heer u. 2x bei OT verwundet worden. Mir reicht.  
 Datum: 30. April 1946 Unterschrift: Lehle Name: Lehle

Abb. 6: Auszug aus Lehles Meldebogen

gewesen, habe aber kaum Dienst gemacht. Über sein Ausscheiden aus dem Bürgermeisteramt schreibt er, dass er einerseits zwar gerne weiterhin als Selbständiger gearbeitet hätte, er aber andererseits auch froh war, sein Bürgermeisteramt los zu sein. Er begründet dies damit, dass viele Anordnungen „von oben“ seine Handlungsfähigkeit und die des Gemeinderats stark beeinträchtigt hätten. Ebenso empfand er das 1935 ergangene Verbot, an kirchlichen Feiern teilzunehmen, als belastend. Danach schildert er noch seine Kriegsverletzungen. Rückgrat, Kopf und rechte Hand sind betroffen. Er kann deswegen nach amtsärztlichem Zeugnis keine körperliche Arbeit mehr leisten. Die Angaben im politischen Lebenslauf über die Belastung durch die Gängelungen „von oben“ sind kri-



Abb. 7:  
*Ein Aufmarsch im  
 Wörther Schlosshof,  
 Jahr und Fotograf  
 unbekannt*

tisch zu lesen. Lehles Interesse ist natürlich, sich als moderates Mitglied der NSDAP darzustellen. Dennoch sind seine Aussagen nicht ganz unglaubwürdig. So berichtet die Donau-Post 1933 von der Teilnahme des gesamten Gemeinderates mit 1. Bürgermeister Lehle an der Spitze der Fronleichnamprozession. 1940 heiratet Lehle sowohl standesamtlich als auch kirchlich, obwohl kirchliche Trauungen in der Partei nicht gerne gesehen sind. Lehle hat offensichtlich kein für Nationalsozialisten typisches kirchenfeindliches Verhalten an den Tag gelegt. Aus den Akten ist auch kein Handeln erkennbar, das jemandem – beispielsweise durch Denunziation – Schaden zugefügt hätte.

Am 6. Februar 1948 wird schließlich die Klageschrift ausgestellt. Der Kläger beantragt, Lehle in die Gruppe 2, die „Belasteten“, einzureihen. Vorgehalten wird ihm der frühe Parteieintritt, diverse Funktionen in Parteiorganisationen und das Bürgermeisteramt in Wörth. Dies ist kritisch zu sehen: Lehle ist sicherlich aus Überzeugung in die NSDAP eingetreten. Auch hat-

te er einige Funktionen in den Parteigliederungen, und das Bürgermeisteramt in Wörth hätte er nicht bekommen, wenn er als unzuverlässig gegolten hätte. Dennoch bleibt festzuhalten, dass ihm keinerlei Verbrechen oder Vergehen vorgeworfen werden. Deswegen wirkt der Antrag, ihn in der hohen Stufe „Belasteter“ einzureihen, überzogen. Lehle wehrt sich gegen das Urteil. Am 4. März 1948 schreibt er eine Erwiderung. Er betont, dass er sich ab Frühjahr 1936, also ab dem Umzug nach Regensburg, nicht mehr in der NSDAP betätigt habe, weil er mit deren Kurs nicht mehr konform war. Am Schluss des Briefes ist verhaltene Wut und Bitterkeit erkennbar. Vorteile hätte er von seiner Parteimitgliedschaft keine gehabt, vom ersten bis zum letzten Tag sei er im Krieg gewesen und mit schwerwiegenden Verletzungen nach Hause gekommen. Der letzte Absatz lautet: „Bäcker- und Metzgermeister bin ich nicht, denen ihre parteipolitische Belastung die letzten 3 Jahre gar nichts ausmachte, sondern war nicht UK-gestellter Architekt am Stadtbauamt Regensburg, der nach seiner Rückkehr aus der amerikanischen Gefangenschaft im Juni 1945 fristlos seines Amtes enthoben wurde.“ Die Eingaben Lehles zeigen Wirkung. Schon am 26. April 1948 wird mit einem Sühnebescheid über 300 Reichsmark die Klage gegen ihn zurückgenommen und gleichzeitig wird er in die Gruppe der „Mitläufer“ aufgenommen.

#### **Die Entnazifizierung des Friedrich Horkheimer, von 1936 bis 1945 Bürgermeister in Wörth**

Geboren wurde Friedrich Horkheimer am 28. Februar 1894 in Karlsruhe. Von 1920 bis zum September 1945 lebt er in Wörth. Bis zu seiner Kündigung im August 1938 ist er in der Hofapotheke von Fritz Eszenwein als Drogist tätig.

Horkheimer taucht in einer Liste mit den Wörther Mitgliedern des Völkischen Blockes<sup>8</sup> vom 4. Mai 1924 erstmalig als Mitglied einer Partei auf. Am 1. Dezember 1929 tritt er in die NSDAP ein, aber schon am 1. Juni 1930<sup>9</sup> verlässt er die Partei wieder, weil seinem Antrag, „die Ortsgruppe von schädigenden Elementen fernzuhalten, nicht stattgegeben wird.“ Diesen Schritt bereut er alsbald und so tritt er am 1. Dezember 1930 wieder ein. Nun beginnt ein langer Kampf. Horkheimer will, dass im Parteibuch vermerkt wird, dass er ununterbrochen Parteimitglied war. Am 15. Juli 1936 bekommt er dann die Mitteilung, dass seine Mitgliedschaft als ununterbrochen anerkannt ist. Als Begründung wird angegeben, dass er „um die Reinhaltung der Partei besorgt, verärgert war, als ein wegen Einbruchsdiebstahl Vorbestrafter als Mitglied der Partei aufgenommen wurde.“ Weiterhin wird ihm zu Gute gehalten, dass er auch während der Unterbrechung für die Partei tätig war und einer „der Besten des Kreises“ sei.<sup>10</sup> 1930 tritt er in die SA ein, die er aber nach seinen Angaben 1935 wieder verlässt. 1932 wird Horkheimer Ortsgruppenleiter der NSDAP in Wörth. 1934 wird er Mitglied bei der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt), der er bis 1945 angehört. Von 1937 bis 1945 gehört er der DAF (Deutsche Arbeitsfront) und dem Reichsluftschutzbund an. 1936 wird er als Nachfolger des aus beruflichen Gründen nach Regensburg gezogenen Alfons Lehle Bürgermeister von Wörth. Bereits 1938 führt sein Bürgermeisteramt zur Kündigung durch seinen Arbeitgeber, den Apotheker Fritz Essenwein. Zum einen führt Essenwein in seinem Kündigungsschreiben von 18. August 1938 an, dass er Horkheimer als fachlichen Mitarbeiter zu oft entbehren müsse und er deshalb kaum mehr Freizeit hätte, zum anderen führt er aber auch an, dass es häufig Reibereien mit Horkheimer gegeben habe.



Abb. 8:  
Bild von Friedrich  
Horkheimer im  
Parteiausweis

Am 12. Juli 1946 gibt Horkheimer den „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“ ab.<sup>11</sup> Neben den üblichen Angaben zur Person und zu seinen diversen Mitgliedschaften in NS-Organisationen gibt er unter „Bemerkungen“ an: „Infolge Streitigkeiten über Lebensführung meiner Vorgesetzten wurde ich am 1.10.34 beurlaubt u. bin am 1.5.35 aus der SA. entlassen worden.“ Bei seiner Verurteilung am 25. Mai 1948 stellt die Spruchkammer fest, dass im „Document-Center“ Unterlagen gefunden wurden, die beweisen, dass Horkheimer nur um Beurlaubung gebeten habe, um den Dienstverpflichtungen in der SA



Abb. 9: Durchzug einer Wehrmachts-Kompanie, Jahr und Fotograf unbekannt

nicht mehr nachkommen zu müssen, aber dass er keinesfalls, wie von ihm behauptet, entlassen wurde. Am 10. Februar 1948 wird die Klageschrift gegen Friedrich Horkheimer erstellt.<sup>12</sup> Der öffentliche Kläger fordert darin, Horkheimer als Hauptschuldigen einzureihen. Als Begründung werden seine diversen Mitgliedschaften in NS-Verbänden, das Bürgermeisteramt und NS-Auszeichnungen aufgeführt. Außerdem werden Karl und Barbara Saller aus Wörth, Pfarrer Tiberius Burger aus Wiesent und Xaver Knott, eben-

falls aus Wiesent, als Belastungszeugen benannt. Am 13. Februar 1948 beantragt die Spruchkammer des Landkreises Regensburg die Festnahme von Friedrich Horkheimer. Als Begründung wird u. a. angegeben, dass Horkheimer den Meldebogen gefälscht und einen falschen Wohnsitz angegeben habe. Horkheimer beauftragt nun den Rechtsanwalt Dr. Helmut Staff mit seiner Verteidigung. Der zeigt dies dem Gericht mit Schreiben vom 3. März 1948 an.<sup>13</sup> Und mit einem umfangreichen Schreiben vom 12. Mai 1948 erwidert er die Klageschrift gegen Horkheimer.<sup>14</sup> Hinsichtlich der Parteimitgliedschaft Horkheimers sagt er, dass er zwar Mitglied der NSDAP gewesen sei, aber nur „wenig von den Ideen des Nationalsozialismus durchdrungen“ war, weil er beispielsweise Mitglied in einem Schützenverein war, dem auch der jüdische Weinhändler Frankental angehörte. Ortsgruppenführer sei Horkheimer nur geworden, weil ihn sein späterer Chef Fritz Essenwein dazu bestimmt hätte. Nach seiner Kündigung durch Apotheker Essenwein hätte ihm die Partei Hilfe angeboten, die Horkheimer aber mit der Begründung, er sei nicht in der Partei, um sich Vergünstigungen zu verschaffen, abgelehnt hätte. Als ehrenamtlicher Bürgermeister hätte er „unermüdlich für das Gemeinwohl gearbeitet“ und hätte deshalb keine Zeit gehabt, als Ortsgruppenleiter zu fungieren. Staff sagt zusammenfassend, dass Horkheimer keinesfalls ein Aktivist (ein Aktivist ist Belasteter in Stufe 2 von 5 Kategorien) gewesen sei. Dann führt er 15 Bestätigungen, eidesstattliche Erklärungen und weitere Dokumente auf, mit denen verschiedene Personen beurkunden, dass Horkheimer sich ihnen gegenüber menschlich verhalten habe. Im Volksmund werden solche Zeugnisse bald als „Persilscheine“ bezeichnet, da sie angeklagten Personen helfen, sich von der unterstellten oder vermuteten nationalsozialistischen Vergangenheit oder Gesinnung im übertra-

genen Sinne „reinzuwaschen“. Solche „Persilscheine“ gibt es in diesen Jahren in großer Zahl und nur wenige klingen glaubwürdig. Die Erklärung des E-Werksbesitzers Rupert Heider klingt aber glaubhaft.<sup>15</sup> Die von den Nationalsozialisten beherrschten Oberpfalzwerke wollten Heider zum Verkauf seines Unternehmens zwingen. Bei diesem in der Zeit von 1935 bis 1939 geführten Streit denunzierte der Wörther Hauptlehrer Krinner Rupert Heider wegen Parteibeleidigung. Dies ging so weit, dass Heider verhaftet werden sollte, die Festnahme aber wegen einer Erkrankung vorläufig nicht vollzogen wurde. Durch Horkheimers Einsatz unterblieb die Inhaftierung auch später, und Heider wurde nur eine Geldbuße auferlegt. Auch hatte man den Bürgermeistern (zuerst Lehle, dann Horkheimer) verboten, den Stromlieferungsvertrag mit Heider zu erneuern. Horkheimer hielt sich nicht an dieses Verbot und verlängerte den Vertrag eigenmächtig um 16 Jahre. Am 25. Mai 1948 folgt dann das Urteil.<sup>16</sup> Friedrich Horkheimer wird als Hauptschuldiger (Gruppe 1) eingestuft. Das hat drastische Folgen für ihn. Unter anderem muss er drei Jahre ins Arbeitslager. Sein Vermögen wird eingezogen. Behalten darf er nur, was zum notdürftigen Lebensunterhalt erforderlich ist. Er darf kein öffentliches Amt mehr ausüben und verliert Wahlrecht und Wählbarkeit. Er verliert auch alle Ansprüche aus Pension und Rente. Zehn Jahre lang darf er nur für gewöhnliche Arbeiten beschäftigt werden und keinesfalls ein eigenes Unternehmen gründen. Als Begründung werden seine verschiedenen NS-Mitgliedschaften, insbesondere NSDAP und SA, angeführt.

Ausschlaggebend für das sehr harte Urteil dürfte aber der Fall Karl Saller gewesen sein: Horkheimer hatte am Fenster der Gastwirtschaft Bauer gehorcht und die gegen die NSDAP gerichteten Reden Sallers an die Kreisleitung gemeldet. Diese von Horkheimer

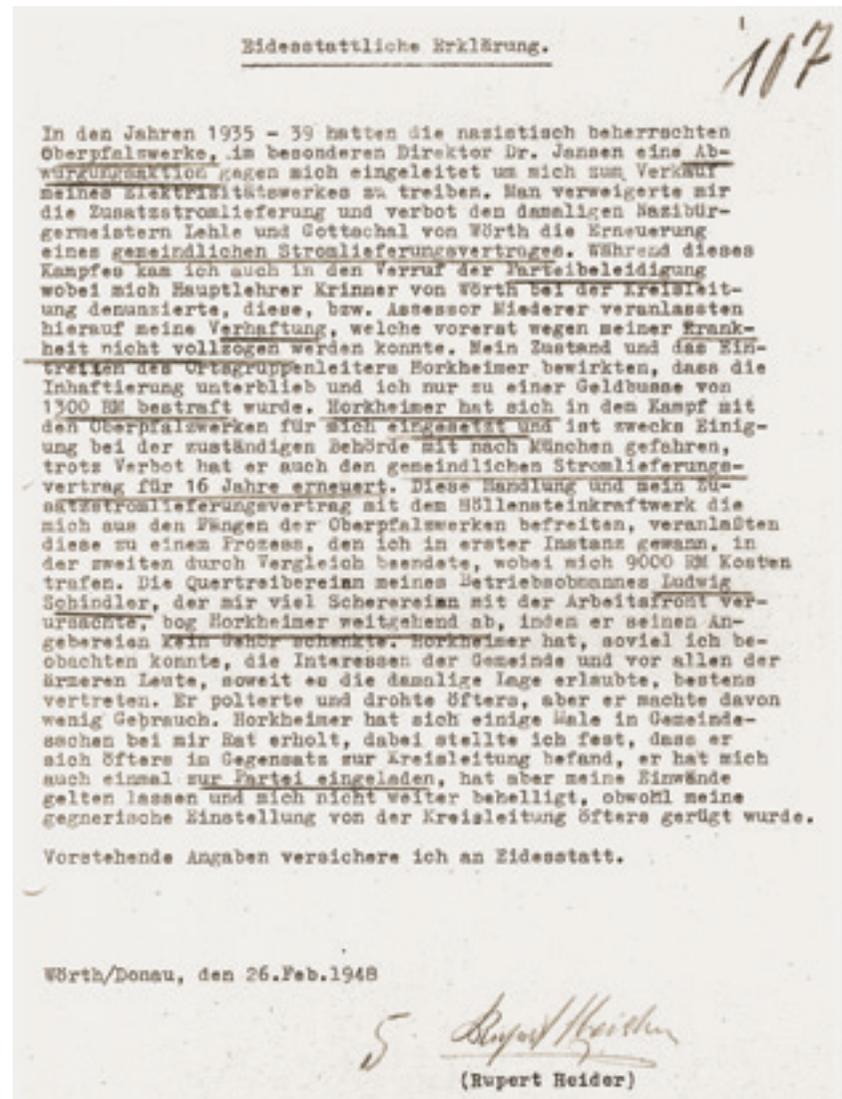


Abb. 10: Entlastung durch Rupert Heider

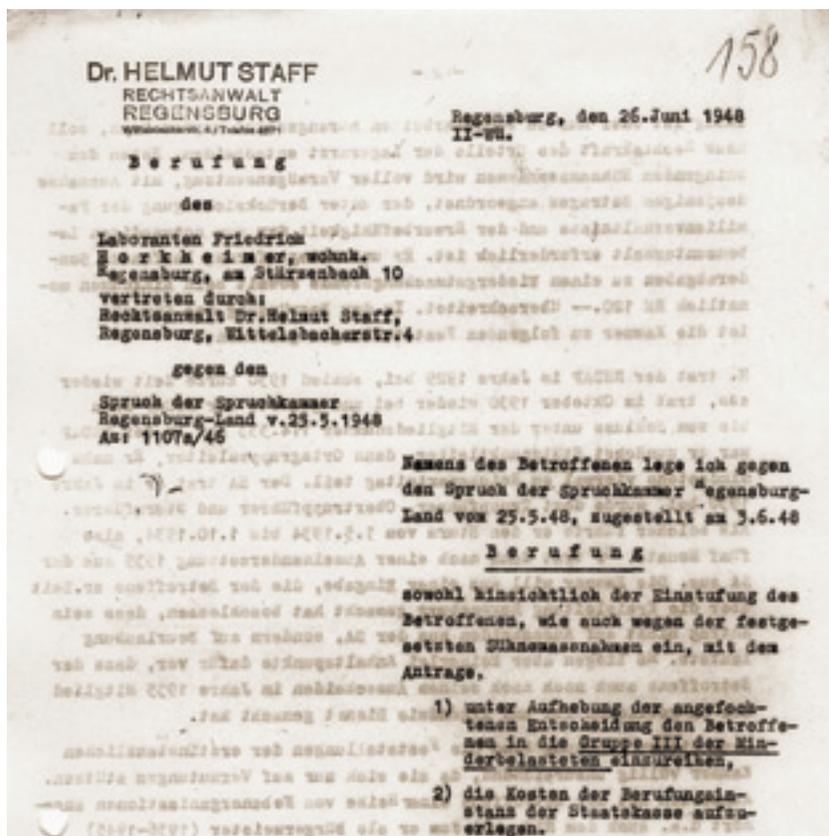


Abb. 11: Auszug aus der Berufung Friedrich Horkheimers

als „Stimmungsbericht“ bezeichnete Meldung hatte zur Folge, dass Saller verhaftet und am 9. November 1939 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Nach Verbüßung der Gefängnisstrafe wurde Saller dem berüchtigten Strafbataillon 999 zugeteilt und später auf die Insel Rhodos verschleppt, von wo er erst 1947 wieder zurückkam. Alle anderen vor Ge-

richt behandelten Fälle haben bei der Verurteilung keine Rolle mehr gespielt. Da war beispielsweise das Vorgehen gegen den Wiesenter Pfarrer Tiberius Burger,<sup>17</sup> der von Horkheimer angezeigt wurde, weil er die Nazi-Fahnen nicht mit erhobener Hand grüßte. Oder der Fall Kroboth, der mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls von Horkheimer denunziert wurde, aber nicht weiterverfolgt wurde, weil „urkundliche Beweise“ fehlten. Das Urteil wirkt sehr hart, denn in die Gruppe 1 „Hauptschuldige“ wurden Kriegsverbrecher eingereiht. Das war Horkheimer sicherlich nicht. Er hätte wohl besser in die Gruppe 2 „Belastete“ gepasst. Aktivisten – und dazu kann man Horkheimer uneingeschränkt zählen – wurden so eingestuft. Es ist deshalb kein Wunder, dass Horkheimers Anwalt Dr. Staff am 26. Juni 1948 Berufung gegen das Urteil einlegt.<sup>18</sup> Staff kann dabei eine Menge neuer „Persilscheine“ vorlegen und beantragt die Einstufung Horkheimers in Gruppe 3 „Minderbelastete“. Sicherlich waren viele dieser „Persilscheine“ Gefälligkeiten, aber manche zeigen auch, dass Horkheimer Menschen, die er gut kannte, in Schutz nahm, auch wenn sie in Opposition zum herrschenden Regime standen. Ein Beispiel ist sein Nachbar, der Sozialdemokrat Max Giehl. Er war kurz nach der Macht ergreifung Hitlers von Fritz Essenwein verhaftet worden. Giehl betont, dass es Horkheimer war, der dann verhindert hat, dass er nach Dachau ins KZ kam.<sup>19</sup> Auf Grundlage der neuen Unterlagen beantragt der öffentliche Kläger am 25. März 1949 ein wesentlich milderes Urteil:<sup>20</sup> Horkheimer soll nun in die Gruppe 3 „Minderbelastete“ aufgenommen werden. Die Sühnemaßnahmen des ersten Urteils sollen aber weiterhin bestehen bleiben. Das Urteil der Berufungskammer Regensburg vom 16. Mai 1949<sup>21</sup> folgt weitgehend dem Antrag des Öffentlichen Klägers, nimmt aber von weiteren Sühnemaßnahmen Abstand. Hork-

heimer muss aber an den Wiedergutmachungsfonds eine Sühne von DM 200 zahlen. Am 15. Dezember 1949 folgt ein weiteres Urteil.<sup>22</sup> Dieses Mal ist die Hauptkammer München dafür verantwortlich. Das Urteil umfasst nur eine Seite und Horkheimer wird in die Gruppe 4 „Mitläufer“ eingestuft. Das wirkt dann doch sehr milde. Folgt man aber dem Wortlaut der Begründung, dann ist Horkheimer nur deswegen als Mitläufer eingestuft worden, weil die Bewährungsfrist am 30. Dezember 1949 abgelaufen war. Somit sollten wohl weitere Strafmaßnahmen gegen ihn unterbunden werden.

### Bilanz der Entnazifizierungsverfahren

Die Zustimmung der Bevölkerung zur Entnazifizierung ließ innerhalb weniger Monate deutlich nach. Waren im März 1946 noch 57 Prozent der bayerischen Bevölkerung mit der Entnazifizierung einverstanden, so sind es im Dezember 1946 nur noch 34 Prozent. Auch beide Kirchen lehnen die Entnazifizierung in der von der Militärregierung praktizierten Form ab. Dies hatte mehrere Gründe: Für die Amerikaner ist schon die Mitgliedschaft in NSDAP und weiteren NS-Organisationen verfolgungswürdig, die Bevölkerung sieht das komplett anders. Lutz Niethammer stellt in seinem Buch über die Entnazifizierung in Bayern<sup>23</sup> die These auf, dass allen Deutschen – Nazigeignern und Nazianhängern – gemein war und ist, dass die bloße Mitgliedschaft in NS-Organisationen nur etwas „Formales“ sei, das das weitere Leben nicht beeinträchtigen solle. Ein weiterer Grund ist, dass die Amerikaner im Befreiungsgesetz festschreiben hatten lassen, dass die Beweislast nicht bei den Spruchkammern liegt, sondern die Angeklagten ihre Unschuld beweisen müssen. Des Weiteren gibt es Fälle von Amtsmiss-

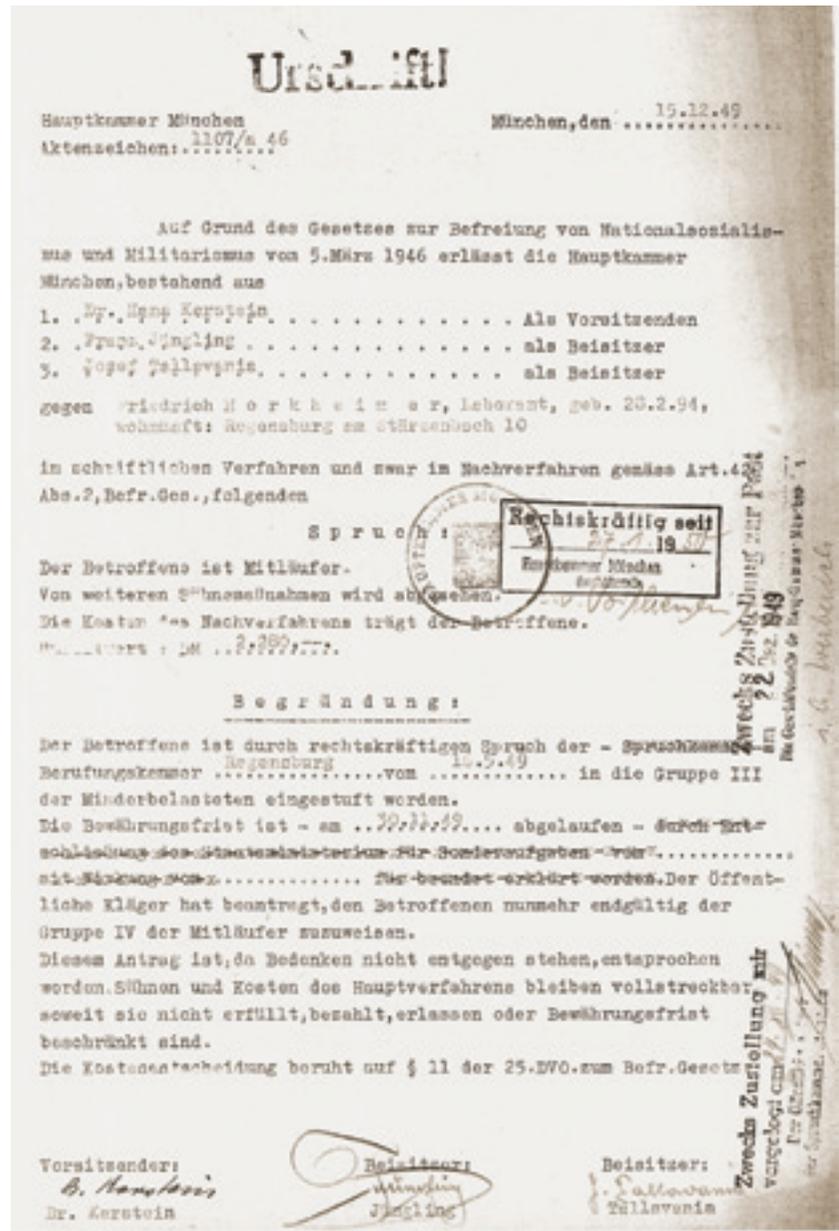


Abb. 12: Urteil der Hauptkammer München



Abb. 13: Die BDM-Mädchen aus Würth mit Hakenkreuzfahne, Jahr und Fotograf unbekannt

brauch und Korruption bei einzelnen Spruchkammermitgliedern, über die die Presse – durchaus aufgebauscht – berichtet.

Langsam kommt es so auch bei den Amerikanern zu einem Meinungsumschwung. Die zunehmenden Auseinandersetzungen mit der kommunistischen Sowjetunion treten nun in den Mittelpunkt. Die Westintegration Deutschlands wird wichtiger und die Entnazifizierung erscheint als Hindernis dafür. Bereits 1947 wird das Gesetz gelockert, im März 1948 wird ein Amnestiegesetz erlassen und am 28. Mai 1948 stellt die Militärregierung die Überwachung der Entnazi-

fizierung ein. Wie bereits im ersten Absatz erläutert, sollte das Entnazifizierungsgesetz zur Entfernung der Verantwortlichen aus dem öffentlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben dienen. Weil Sühneleistungen zu begleichen sind und die Entfernung aus dem öffentlichen Dienst bzw. das Verbot der Ausübung einer qualifizierten beruflichen Tätigkeit mit erheblichen finanziellen Einbußen einhergeht, wird das Gesetz aber durchaus auch als Strafe wahrgenommen. Als am 1. Juli 1951 das „Entnazifizierungsschlussgesetz“ des Bundestages in Kraft tritt, können Minderbelastete und Mitläufer wieder in den öffentlichen Dienst eintreten.

Das Ziel, Täter und Unterstützer des NS-Regimes aus dem öffentlichen, wirtschaftlichen oder kulturellen Leben zu entfernen, wird in Würth erreicht, aber gerecht wirken die Urteile der Spruchkammer nicht immer. Zwar sollten zum Richteramt befähigte Personen in den Spruchkammern sitzen, dies war aber nur selten der Fall. Manchmal urteilten Verfolgte des Nazi-Regimes, denen ein gerechtes Urteil oft schwerfiel. So wirken auch die beiden Urteile gegen die Würther Bürgermeister Lehle und Horkheimer eher ungerrecht. Bei Lehle kann man sagen, dass er als Mitläufer passend eingestuft wurde. Da er bis zum Urteil praktisch einem Berufsverbot unterlag, war er in diesen Notzeiten sogar sehr hart bestraft. Dass Horkheimer letztendlich ebenfalls als Mitläufer eingestuft wurde, wirkt hingegen als eine sehr milde Beurteilung. Schließlich hat sein Denunziantentum dazu geführt, dass ein Mensch ins Gefängnis kam, danach einem Strafbataillon zugeteilt wurde und letztendlich auf eine griechische Insel verschleppt wurde. Milde Urteile waren kein Einzelfall. Die Verurteilten verteidigen sich häufig nach dem Motto: „Ich war nur deshalb in der NSDAP, SA oder SS, um Schlimmeres zu verhindern.“ Zusätzlich legen sie unzählige „Persilscheine“

vor, in denen ihnen attestiert wird, wie menschenfreundlich sie stets gehandelt hätten. In der ersten Instanz half ihnen das meist noch nicht viel, aber in der Berufungsverhandlung konnten sie so schnell zum Mitläufer mutieren. Dies mochte für andere, wie beispielsweise Johann Kargus aus Wörth, der nur aufgrund seiner Mitgliedschaft bei der NS-Gewerkschaft DAF (Deutsche Arbeitsfront), in die er als Mitglied der Freien Gewerkschaften nach deren Zerschlagung übernommen wurde, ebenfalls als Mitläufer einge-

stuft wurde, eine Beleidigung dargestellt haben, denn letztendlich wurde er so auf eine Stufe mit dem Täter Horkheimer gestellt. Niethammer nennt sein Buch über die Entnazifizierung deshalb sehr treffend „Die Mitläuferfabrik“. Die allermeisten – ob Täter oder nicht – sind am Ende des Verfahrens Mitläufer. Und glaubte man den Einlassungen der Verurteilten, dann wären die NSDAP und ihre Untergruppierungen eine Ansammlung von Widerständlern gewesen, die Schlimmeres verhindern wollten.

- 1 Vgl. Paul HOSER: Entnazifizierung, in: Historisches Lexikon Bayerns (letzter Zugriff am 28.08.2020: [www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Entnazifizierung](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Entnazifizierung)).
- 2 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg II, Meldebogen vom 30. April 1946 auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946.
- 3 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg II, Politischer Lebenslauf.
- 4 Zitiert nach <https://ns-ministerien-bw.de/2014/12/vorlaeufiges-gesetz-zur-gleichschaltung-der-laender-mit-dem-reich-vom-31-maerz-1933/> (letzter Zugriff am 03.09.2020).
- 5 Wie Anm. 3.
- 6 Wie Anm. 2.
- 7 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg II, Eidesstattliche Erklärung Nikolaus Schwez vom 20. Januar 1948.
- 8 Der Völkische Block, eine Gruppe mit nationalsozialistischer Einstellung, bildet sich 1924 in Bayern nach dem Verbot der NSDAP und während der Festungshaft Hitlers. Nach der Wiederzulassung der NSDAP 1925 löst sich der Völkische Block auf. Den Mitgliedern wird der Wechsel zur NSDAP nahegelegt.
- 9 Bundesarchiv Berlin, Personalakte Friedrich Horkheimer, Parteiausweis.
- 10 Bundesarchiv Berlin, Personalakte Friedrich Horkheimer, Brief an die Gauleitung Bayerische Ostmark der NSDAP.
- 11 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Meldebogen vom 23.07.46 auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946.
- 12 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Klageschrift vom 10. Februar 1948.
- 13 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Bestallungsschreiben vom 3. März 1948.
- 14 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Schreiben von Dr. Helmut Staff an die Spruchkammer Regensburg-Land vom 12. Mai 1948.
- 15 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Eidesstattliche Erklärung Rupert Heider vom 26. Februar 1948.
- 16 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Urteil vom 25. Mai 1948.
- 17 Der Fall ist dokumentiert in: Albert EICHMEIER unter Mitarbeit von Peter LUTZ, Widerstand und Verfolgung in Wiesent, Regensburg/Kollersried 2015.
- 18 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Berufungsschreiben Dr. Helmut Staff vom 26. Juni 1948.
- 19 Wie Anm. 18.
- 20 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Öffentlicher Kläger vom 25. März 1949.
- 21 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Berufungskammer vom 16. Mai 1949.
- 22 Staatsarchiv Amberg, Spruchkammer Regensburg-Land 900, Hauptkammer vom 15. Dezember 1949.
- 23 Lutz NIETHAMMER, Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Berlin/Bonn 1982, S. 69.



Abb. 1: Die Denkmalpreisträger des Landkreises Regensburg 2020 zusammen mit Landrätin Tanja Schweiger, den Bürgermeistern der Heimatgemeinden und Jurymitgliedern

Tanja Schweiger

## Denkmalpreis des Landkreises Regensburg 2020

Laudatio anlässlich der Verleihung des Denkmalpreises des Landkreises Regensburg 2020 am 9. Oktober 2020 im Schloss Schönberg, Wenzenbach

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie herzlich zur Verleihung des Denkmalpreises des Landkreises Regensburg 2020 vor der Kulisse des imposanten Schlosses Schönberg.

Die Ausschreibung eines Denkmalschutzpreises für den Landkreis hat der Ausschuss für Familie und Gesundheit, Kultur, Sport und Freizeit bereits 2006 beschlossen. Ziel war es, eine Auszeichnung für beispielhafte denkmalpflegerische Leistungen zu schaffen, die Privatpersonen zur Erhaltung und Pflege ihres Eigentums erbracht haben. Mit der Verleihung dieses Preises soll privates Engagement von Landkreisbürgern im Bereich der Denkmalpflege sowohl geweckt als auch gewürdigt und mit einem Preisgeld von insgesamt 6.000 Euro prämiert werden.

Heuer wurde schon zum siebten Mal ein entsprechender Wettbewerb öffentlich ausgeschrieben. Bis zum 30. Juni 2020 wurden 14 Vorschläge eingereicht. Am 6. Juli und am 29. Juli traf sich die insgesamt 13-köpfige Denkmalpreisjury zur Vorauswahl bzw. zur Besichtigungsfahrt mit Entscheidungsfindung. Unter Vorsitz von stellvertretendem Landrat Willi



Hogger setzte sich die Jury aus Vertretern der Kreistags-Fraktionen und Fachleuten der Bereiche Architektur, Denkmal- und Heimatpflege zusammen.

Auf Vorschlag der Denkmalpreisjury von 2018 gab es heuer erstmals zwei Kategorien: Einen „Denkmalschutzpreis“ für Maßnahmen an Einzeldenkmälern und an Gebäuden im Denkmalensemble sowie eine Auszeichnung für „Bauen im Bestand“ für Maßnahmen an nicht denkmalgeschützten historischen Gebäuden.

*Abb. 2:  
Schloss Schönberg  
von Nordosten mit  
Resten der spät-  
mittelalterlichen  
Befestigungsanlage*



Abb. 3: Die Einrichtung harmoniert perfekt mit dem historischen Gebäude.

Nach eingehender Diskussion im Anschluss an die Besichtigungsfahrt entschied die Jury, dieses Jahr zwei Baudenkmäler mit dem Denkmalschutzpreis sowie vier nicht denkmalgeschützte historische Gebäude in der Kategorie „Bauen im Bestand“ auszuzeichnen. Um welche Objekte es sich handelt, werde ich im Folgenden noch näher erläutern.

### Kategorie „Denkmalschutzpreis“

In der Kategorie „Denkmalschutzpreis“ wurden insgesamt acht Vorschläge eingereicht. Zwei davon überzeugten die Jury bei der Vorauswahl und der Besichtigungsfahrt in besonderer Weise. Als Gründe wurden aufgeführt:

1. Bei beiden Sanierungen handelt es sich um hervorragend durchgeführte denkmalpflegerische Maßnahmen mit sehr hoher Qualität.
2. Die Eigentümer beider Objekte überzeugen durch ihren Idealismus, ihr Engagement und ihre Liebe zum Detail.
3. In beiden Fällen wurde vorbildlich mit den Denkmalbehörden zusammengearbeitet.

Die Jury hielt deshalb beide Vorschläge für uneingeschränkt preiswürdig und sprach sich für die Verleihung von zwei Denkmalschutzpreisen aus. Eine Reihung und unterschiedliche Gewichtung der Leistungen wurde von der Jury zwar diskutiert, am Ende entschied sie sich aber mehrheitlich dagegen. Ich möchte Ihnen beide Preisträger kurz vorstellen.

### Schloss Schönberg in Wenzelbach: Prof. Dr. Hans-Hermann Klünemann

Es thront hoch über dem Ort Wenzelbach und dem gleichnamigen Bachlauf und kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Im Kern stammt es wohl bereits aus dem 13. Jahrhundert, mit vielen späteren Aus- und Umbauphasen. Eine zentrale Rolle spielte es im Landshuter Erbfolgekrieg, denn dessen entscheidende Kampfhandlung – die letzte große Ritterschlacht des Mittelalters – im Jahre 1504 ging als Schlacht von Schönberg in die Geschichtsbücher ein.

Im Umfeld des Schlosses sind Teile der mittelalterlichen Befestigungsanlage erhalten, darunter Bereiche

der spätmittelalterlichen Ringmauer mit Schalentürmen, Zwingermauer, Graben und äußerer Mauer. Das heutige äußere Erscheinungsbild des Schlosses ist hingegen geprägt durch den barocken Umbau vor 1726. Schloss Schönberg ist nicht zuletzt auch wegen seines außergewöhnlichen Grundrisses etwas Besonderes: Es hat die Form eines Kreissegments, wobei die von hier aus zu sehende Nordwand eine lange Gerade bildet und die Außenmauern im Osten, Süden und Westen dem Verlauf des steil abfallenden Bergsporns folgen.

Im Laufe der Jahrhunderte gehörte das Schloss vielen verschiedenen Adelsfamilien, u. a. den Reichsgrafen von und zu Lerchenfeld, den Freiherren von Stingelheim oder den Fürsten von Thurn und Taxis. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ging das Schloss in Privatbesitz über, und in den Räumlichkeiten wurden Wohnräume und eine Gastwirtschaft untergebracht. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wechselte es häufig den Besitzer, das Schloss wurde mehr und mehr vernachlässigt und dem Verfall preisgegeben.

Dies änderte sich erst, als der jetzige Eigentümer, Prof. Dr. Hans-Hermann Klünemann, zusammen mit seiner Partnerin Margarete Rauch das Schloss erwarb. Er ließ zwischen 2009 und 2019 eine umfassende Instandsetzung der Gemäuer durchführen, die eine Vielzahl von Maßnahmen umfasste, beispielsweise die Sanierung des Fundaments und des Mauerwerks, die Instandsetzung der Fassaden, die grundlegende Erneuerung der Haustechnik von der Elektroinstallation bis hin zu Heizung und Sanitär, die Sicherung der Barockputze sowie die Instandsetzung der noch vorhandenen historischen Innenausstattung.

Trotz der häufigen Eigentümerwechsel in den vergangenen Jahrzehnten war nämlich ein bemerkenswert großer Teil der Innenausstattung erhalten geblieben, darunter die zweiläufige, imposante Treppe



*Abb. 4: Die Eingangshalle wird geprägt von einer imposanten Treppe mit Balustergeländer.*

mit Balustergeländer in der Eingangshalle, historische Dielenböden sowie Fenster und Türen aus unterschiedlichen Bauphasen des 17. und 18. Jahrhunderts. Darüber hinaus findet sich im Schloss originaler Deckenstuck des 18. Jahrhunderts, ebenso Befunde von Wandmalereien aus der Renaissance- und Barockzeit sowie dem 19. Jahrhundert.

Heute sind im Schloss Schönberg neben der Privatwohnung des Eigentümers eine Arztpraxis und Feri-



Abb. 5: Das Schloss Schönberg in Wenzelbach bot die Kulisse für die Verleihung des Denkmalpreises des Landkreises Regensburg 2020.

enwohnungen untergebracht, die Schlosskapelle und das ehemalige Gerichtszimmer können für kirchliche und weltliche Trauungen genutzt werden.

Professor Klünemann und seiner Partnerin ist es zu verdanken, dass sie dieses besondere Bauwerk mit großem finanziellen und persönlichen Engagement erhalten haben. Sie durchlebten aufgrund der enormen Größe des Objekts und der langen Dauer der Sanierung in den vergangenen Jahren zahlreiche

Höhen und Tiefen und mussten großes Durchhaltevermögen beweisen. Beraten und unterstützt wurden sie dabei von dem denkmalerfahrenen Architekten Günther Naumann und den zahlreichen beteiligten Handwerkern.

Ich gratuliere Professor Klünemann mit Familie sehr herzlich zum „Denkmalschutzpreis des Landkreises Regensburg 2020“.

#### „Neckerhaus“ in Hema: Dr. Frieder Roßkopf

Ein ebenso besonderes, wenn auch viel kleineres Bau- denkmalschutzpreis des Landkreises Regensburg 2020“. Ein ebenso besonderes, wenn auch viel kleineres Bau- denkmalschutzpreis des Landkreises Regensburg 2020“. Das charaktervolle Gebäude am Ringweg wurde von einem Uhrmacher erbaut und war eines der ersten Häuser außerhalb der früheren Stadtmauer Hemaus. Es ist ein selten gewordenes Beispiel für ein regionaltypisches Jura-Wohnhaus des 19. Jahrhunderts. Zu den Besonderheiten des Gebäudes zählt nicht nur das erhaltene Legschieferdach, sondern auch, dass es in weiten Teilen noch das originale Erscheinungsbild aufweist.

Der heutige Eigentümer Dr. Frieder Roßkopf hatte schon früh Interesse an diesem Objekt, der vorherige Besitzer hing aber sehr an seinem Elternhaus und wollte es nicht veräußern, obwohl er selbst schon viele Jahre im Seniorenheim lebte und das Wohnhaus leer stand. Nach seinem Tod wurde ein Wertgutachten für das Neckerhaus erstellt, das empfahl, „das Anwesen entweder im Bestand bei Erhöhung der Raumhöhe im OG Kern zu sanieren bzw. das Anwesen alternativ ab-zubrechen und neu zu bebauen“. Was für ein Glück, dass der Rechtsanwalt in den Unterlagen des Verstorbenen einen Hinweis auf das Kaufinteresse von Dr. Roßkopf fand und mit ihm Kontakt aufnahm!

Dr. Roßkopf hatte immer noch Interesse an dem kleinen Haus und erwarb es 2014 mit dem Ziel, das

Gebäude nicht nur zu sanieren, sondern dabei auch möglichst viel der reichlich vorhandenen alten Bausubstanz zu erhalten. Bei der zwischen 2015 und 2018 durchgeführten Gesamtinstandsetzung wurde der Dachstuhl ertüchtigt und das Legschieferdach saniert, der Innen- und Außenputz ausgebessert, die Heizung erneuert, dreigeteilte Kastenfenster nach bauzeitlichen Mustern eingebaut sowie die vorhandene originale Innenausstattung instandgesetzt und wo notwendig ergänzt. Zur bauzeitlichen Innenausstattung gehören unter anderem Teile der Fußböden, mehrere Vier-Felder-Türen, die gewendelte Geschosstreppe, zwei originale Kachelöfen sowie die Putze im OG aus dem 19. Jahrhundert.

Durch die umfassende und trotzdem behutsame Instandsetzung, durchgeführt von Architekt Jürgen Neumaier und vielen hervorragenden Handwerkern, wurde der besondere Charme des Hauses und sein authentisches und ausgewogenes Erscheinungsbild erhalten, sodass es nun zu einem Juwel der Stadt Hemau geworden ist.

Ich zeichne deshalb Dr. Frieder Roßkopf und seine Partnerin Daniela Scheuerer verdientermaßen mit dem „Denkmalschutzpreis des Landkreises Regensburg 2020“ für die Instandsetzung des Neckerhauses aus.

### Kategorie „Bauen im Bestand“

Kommen wir nun zur zweiten Kategorie „Bauen im Bestand“. „Des oide Glump kann man nur noch wegreißen!“ oder „Abreißen und neu bauen ist billiger als sanieren!“ – das sind zwei Aussagen, die einem im Bereich der Denkmalpflege und bei der Frage nach dem Erhalt historischer Bausubstanz regelmäßig begegnen. Jemanden mit dieser Einstellung vom Wert eines al-



Abb. 6: Das Neckerhaus in Hemau ist ein regionaltypisches Jura-Wohnhaus des 19. Jahrhunderts.

ten Gebäudes und dem Sinn einer Instandsetzung zu überzeugen, ist meist zähe Arbeit, die nicht immer von Erfolg gekrönt ist.

Umso erfreulicher ist es, wenn private Bauherren den Wert eines historischen Gebäudes zu schätzen wissen und sich mit großem Engagement für dessen Erhalt einsetzen. Eine offizielle Würdigung gab es dafür bei uns im Landkreis bislang nicht, da mit dem Denkmalschutzpreis des Landkreises Regensburg nur



Abb. 7: Der Dachstuhl wurde ertüchtigt und das originale Legschieferdach aus dem 19. Jahrhundert saniert.



Abb. 8: Zur bauzeitlichen Innenausstattung gehören u. a. die Innentüren und die Holzfußböden.

Maßnahmen an Gebäuden, die als Einzelbaudenkmäler in die Denkmalliste eingetragen oder Teil eines denkmalgeschützten Ensembles sind, ausgezeichnet werden konnten.

Trotz der strengen Richtlinien des Denkmalschutzpreises wurden in den vergangenen Jahren immer auch Sanierungen von nicht denkmalgeschützten Gebäuden vorgeschlagen. Obwohl dies oft beeindruckende und anerkennenswerte Maßnahmen mit orts-

bildprägender Wirkung waren, mussten sie stets aus formalen Gründen aus dem Wettbewerb ausscheiden.

Beim Denkmalschutzpreis 2018 überzeugte dennoch ein nicht denkmalgeschütztes Objekt die Jury so sehr, dass diese sich dazu entschied, sozusagen „außer der Reihe“ eine Auszeichnung „für den beispielhaften architektonischen Umgang mit historischer Bausubstanz“ zu verleihen. Zugleich sprach sich die Jury dafür aus, den Wettbewerb beim nächsten Mal um

eine zweite Kategorie zu erweitern, um künftig auch Maßnahmen an nicht denkmalgeschützten, aber ortsbildprägenden Gebäuden prämiieren zu können.

Heuer war es nun soweit, der Denkmalpreis des Landkreises Regensburg wurde erstmals in zwei Kategorien ausgeschrieben. Von den sechs eingereichten Vorschlägen für Maßnahmen an nicht denkmalgeschützten Gebäuden wurden vier vor Ort besichtigt. Die Jury zeigte sich von allen vier so beeindruckt, dass sie sich dazu entschied, alle vier gleichermaßen auszuzeichnen.

Diesen vier Objekten ist vieles gemeinsam:

1. Sie wurden nach einem längeren Leerstand vor dem Verfall und Abbruch gerettet.
2. Ihre Sanierungen haben eine wichtige Vorbildfunktion für die nachhaltige Bewahrung und Nutzung historischer Bausubstanz.
3. Alle vier haben für ihren Ort eine besondere Funktion oder Bedeutung. Drei von ihnen sind von hervorragender städtebaulicher Bedeutung, das vierte überzeugt durch seine außergewöhnliche Innenarchitektur.
4. Die Eigentümer aller vier Objekte investierten viel Zeit, Geld, Energie und Herzblut, um ihr historisches Gebäude zu retten und einer neuen Nutzung zuzuführen.
5. Sie wurden von Planern und Handwerkern unterstützt, deren Erfahrung und Können wesentlich zum Gelingen der Maßnahmen beigetragen haben.

Im Folgenden möchte ich Ihnen die vier Preisträger in der Kategorie „Bauen im Bestand“ nacheinander vorstellen. Die Reihenfolge orientiert sich am Standort des Gebäudes und soll keine Wertung der Maßnahmen sein, denn die Denkmalpreisjury hat explizit betont, dass sich bei den ausgezeichneten Objekten mit qualitativen Argumenten keine Reihung begründen lässt.

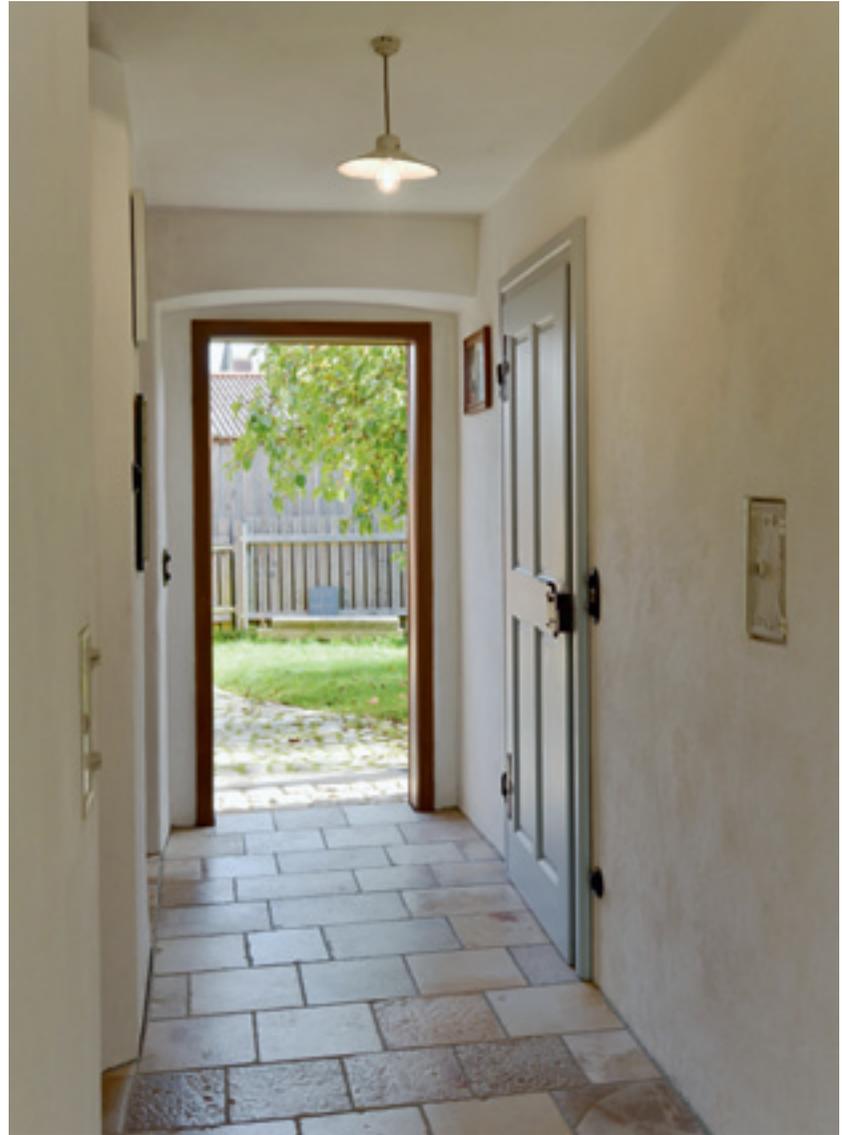


Abb. 9: Das Neckerhaus wurde zwischen 2015 und 2018 umfassend und doch behutsam instandgesetzt.



Abb. 10: Vom ehemaligen Magazingebäude in Eichhofen geht eine ortsbildprägende Wirkung aus.

### Ehemaliges Magazingebäude in Eichhofen: Michel-A. und Daniela Schönharting

Das markante, ortsbildprägende Gebäude in der Von-Rosenbusch-Straße in Eichhofen wurde 1853 als Magazingebäude mit Eiskeller errichtet und bis Mitte des 20. Jahrhunderts genutzt. Anschließend diente es noch als Lager für kaputte Bierfässer und Ersatzteile für die Brauerei. Aufgrund des weitgehenden Leerstands wurde es mit der Zeit marode und das Dach undicht.

Eine Veränderung kündigte sich an, als sich zu Beginn der 2010er Jahre zeigte, dass der gegenüberliegende Gärkeller der Brauerei mit seiner Ausstattung aus den 1960er Jahren nicht mehr zeitgemäß war. Die Eigentümer, die Familie Schönharting, standen deshalb vor der Frage, ob sie entweder ein neues Gärgebäude auf der „grünen Wiese“ errichten oder das vorhandene Magazingebäude ertüchtigen sollten.

Aufgrund der prägnanten Lage des Gebäudes am Ortseingang und der unmittelbaren Nachbarschaft zum denkmalgeschützten Schloss Eichhofen entschied man sich zum Glück für letzteres. Zwischen 2018 und 2020 wurde das ehemalige Magazingebäude umgebaut und aufgestockt, zwei Gebäudeteile im Inneren miteinander verbunden, Wände und Gewölbe saniert, neue für ein Gärhaus geeignete Bodenbeläge eingebaut, ein neuer Außenputz angebracht und neue Fenster eingebaut. Als Reminiszenz an frühere Zeiten blieben aber u. a. originale Türstöcke erhalten. Das ehemalige Magazingebäude wurde dadurch komplett saniert und mit einer hochmodernen Innenausstattung versehen, sodass es nun und in den kommenden Jahrzehnten als Gärhaus genutzt werden kann.

Ich gratuliere Michel-A. und Daniela Schönharting zum Denkmalpreis in der Kategorie „Bauen im Bestand“ und darf sie nach vorne bitten.

### **Ehemaliges Wohnstallhaus in Hemau: Wolfram Lindner**

Das 1869/70 erbaute ehemalige Wohnstallhaus in der Riedenburger Straße 26 in Hemau, auch dies wie das Neckerhaus ein klassisches Jurahaus, ist von besonderer städtebaulicher Bedeutung. Es prägt den Stadtzugang über die Riedenburger Straße und ist ein Zeuge aus Stein für eine bestimmte Entwicklungsphase der Stadt Hemau, in der ab den 1830er Jahren erstmals auch außerhalb der mittelalterlichen Umfassungsmauern der Stadt gebaut werden durfte.

Nach jahrelangem Leerstand war das Haus bereits etwas heruntergekommen, als es Wolfram Lindner 2017 erwarb. Obwohl das Objekt noch viel originale Bausubstanz und ein Kalkplattendach aufwies, scheiterten sämtliche Versuche, es unter Denkmalschutz zu stellen. Der Eigentümer ließ sich aber nicht entmutigen und setzte das ehemalige Wohnstallhaus zwischen 2017 und 2020 umfassend instand. Angefangen von der Trockenlegung des Kellers über die Ausbesserung des Putzes bis hin zur Erneuerung von Heizung, Fenstern und Fußbodenbelägen gab es viel zu tun. Dabei kam Herrn Lindner zu Gute, dass er „vom Fach“ ist, da er mit seiner Firma tagtäglich Sanierungen durchführt. Heute ist das ehemalige Wohnstallhaus vermietet und wieder mit Leben erfüllt.

Ein Wermutstropfen blieb jedoch: Obwohl das Gebäude zu den letzten Jurahäusern in Hemau zählte, war der ursprünglich geplante Erhalt des Kalkplattendachs nicht durchführbar. Da dem Gebäude die Denkmaleigenschaft verwehrt blieb, konnten entsprechende Fördermöglichkeiten nicht beantragt werden, und eine Bezahlung der immensen Kosten aus eigener Tasche war finanziell nicht machbar.

Wolfram Lindner und seine Frau Monika haben dennoch eine beeindruckende Arbeit geleistet, des-



halb auch Ihnen herzliche Gratulation zum Denkmalpreis in der Kategorie „Bauen im Bestand“.

### **Ehemaliges Schulgebäude in Kallmünz: Ludwig Pirkel**

Das ehemalige Schulgebäude in Kallmünz am Spittelberg ist verglichen mit den anderen Preisträgern des heutigen Abends noch relativ jung. Es wurde 1972/73 als Kinderheimschule der Kinder- und Altenheimstiftung Kallmünz für 120 Kinder gebaut.

Nach der Schließung des Kinderheims stand die Schule viele Jahre leer, und wie immer bei ungenutzten Gebäuden zeigten sich mit der Zeit Schäden, u. a. drang durch undichte Stellen am Dach Feuchtigkeit ein.

*Abb. 11:  
Das ehemalige  
Wohnstallhaus in  
der Riedenburger  
Straße in Hemau ist  
ein klassisches Jura-  
haus mit besonderer  
städtebaulicher  
Bedeutung.*



*Abb. 12:  
Das ehemalige  
Schulhaus in Kall-  
münz überzeugt  
nicht nur durch seine  
außergewöhnliche  
Innenarchitektur.*

Vergleichbare Gebäude aus dieser Zeit werden vielerorts abgebrochen, ihr Charme und ihr Baustil nicht wertgeschätzt. Anders in Kallmünz: 2013 entdeckte Ludwig Pirkl das Gebäude für sich und erwarb es von der Stiftung. In den Jahren 2014 bis 2016 wurde eine Nutzungsänderung und Revitalisierung durchgeführt, zu der u. a. eine Reparatur des Dachs, die Erneuerung der Ölheizung aus den 1970er Jahren oder der Austausch der alten Fenster gehörten.

Grundlegendes Ziel des Bauherrn war die Schaffung eines modernen Bürogebäudes mit Seminarzentrum; er wollte aber noch mehr als das: Mit Formen, Materia-

lien, Farben und Proportionen sollte ein harmonisches Gebäude erschaffen werden, in dem sich alle MitarbeiterInnen und BesucherInnen wohlfühlen. Es wurden deshalb bei der Auswahl der Baumaterialien und bei der Planung der Einrichtung strenge baubiologische Maßstäbe an- und umgesetzt. Trotz vieler Neuerungen im Inneren blieben zahlreiche Elemente erhalten, die an die frühere Schulzeit erinnern, wie Tafeln und Turngeräte, eine Weltkarte oder ein großformatiger Rechenschieber an der Wand sowie der Terrazzo-Boden im Eingangsbereich und der Schwingboden in der zum Seminarraum umfunktionierten Turnhalle.

Das ehemalige Schulhaus überzeugt nun durch seine außergewöhnliche Innenarchitektur und hat dank Herrn Pirkl und seiner Partnerin Maja Ilowska eine nachhaltige Nutzung als Büro- und Seminargebäude gefunden. Ich möchte ihm deshalb den Denkmalpreis in der Kategorie „Bauen im Bestand“ überreichen.

**Ehemaliges Gasthaus in Pielenhofen:  
Bettina und Dr. Marcus Willamowski**

Das ehemalige Gasthaus in der Dettenhofener Straße in Pielenhofen stammt im Kern wohl aus dem 16. Jahrhundert. Im Laufe der Zeit hat es ganz unterschiedliche Nutzungen erfahren: Einst wurden hier Boote für die Naabfähre gebaut, später diente es als Schulhaus und zuletzt als Gastwirtschaft mit Metzgerei. Dementsprechend änderten sich auch die Bezeichnungen für das Anwesen, so war es in der Vergangenheit als „Kurvenwirt“, „Gauglitzhaus“, „Ofen“ oder „Weiherer“ bekannt. Der Wirtshausbetrieb wurde schließlich Anfang der 1990er Jahre eingestellt und das Gebäude blieb viele Jahre ungenutzt.

Nach ungefähr 25 Jahren Leerstand erwarben Bettina und Dr. Marcus Willamowski das Haus. Als Nachbarn kannten sie das Anwesen schon lange und wussten um sein Potenzial. Es folgte zwischen 2015 und 2020 eine Instandsetzung mit sehr viel liebevoller und mühsamer Eigenleistung. Den neuen Eigentümern war es dabei enorm wichtig, das historische Erscheinungsbild zu bewahren bzw. wiederherzustellen. Sie führten nicht nur eine umfassende technische Modernisierung durch, sondern legten auch die originalen Böden und Decken sowie Teile der Fachwerkkonstruktion frei und erhielten die alten Holztüren und Treppen. Bei allen Maßnahmen war es ihnen ein großes Anliegen, nur behutsame Eingriffe in den Bestand vorzunehmen.



*Abb. 13: Durch die Instandsetzung ist das ehemalige Gasthaus in Pielenhofen wieder ein wahrer Blickfang geworden.*

Das Gebäude ist heute von Mietern bewohnt, die das Flair der historischen Bausubstanz zu schätzen wissen. Darüber hinaus ist durch die Instandsetzung an einer ortsbildprägenden Stelle von Pielenhofen wieder ein wahrer Blickfang entstanden.

Absolut verdient verleihe ich deshalb den Denkmalpreis in der Kategorie „Bauen im Bestand“ an Bettina und Dr. Marcus Willamowski.

## Autorenverzeichnis

**Markus Bauer**

Freier Journalist und Presseberater, Beratzhausen

**Dr. Maria Baumann**

Leiterin der Kunstsammlungen des Bistums Regensburg

**Prof. Dr. Franz X. Bogner**

Professor an der Universität Bayreuth, Parsberg

**Renate Christin**

Künstlerin und Malerin, Sinzing

**Erika Eichenseer**

Autorin und Herausgeberin, Regensburg

**Josef Fendl**

Ehem. Kreisheimatpfleger, Neutraubling

**Johann Festner**

Stadtrat und Rentner, Wörth a. d. Donau

**Tobias Lehner**

Kreisheimatpfleger des Lkr. Regensburg, Regenstauf

**Michael Scheiner**

Journalist, Adlmannstein

**Prof. Dr. Alois Schmid**

Historiker und Professor i. R., Traitsching

**Dieter Schwaiger**

Studiendirektor i. R., Kelheim

**Tanja Schweiger**

Landrätin des Landkreises Regensburg

**Marianne Sperb**

Leitende Redakteurin, Regensburg

**Fritz Wallner**

Geschäftsleiter a. D. des Marktes Schierling, Schierling

**Prof. Dr. Ludwig Zehetner**

Honorarprofessor für Dialektologie, Lappersdorf

## Abbildungsnachweise

Baumann Maria (53/3), Bayerische Staatsbibliothek München (110), Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (62, 64), Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (60, 66, 67), Blaskapelle Beratzhausen (24, 27), Bogner Franz X. (112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121), Brandl Anton (54), Bundesarchiv Berlin (163), Davidoff Marja (56, 68), Eichenseer Erika (140, 146, 147/5, 148), Fendl Josef (136, 137), Fricks Stephan (153), Frischmann Peter (175, 176, 177), Frömel Ulrike (147/4), Gabler Christoph (154), Gabriel Martin (105), Griesbach Ernst (26), Heimerl Helmut (132, 138), Heindl Bernhard (171), Hurzlmeier Julian (86/23), Hurzlmeier Leonhard (87), Hurzlmeier Rudi (72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86/22, 88, 89, 90, 91), Jörgl Fritz (157, 158, 159, 162, 164, 168), Kaluscha Michaela (14, 17, 18), Kunstpartner (10), Landratsamt Regensburg (7, 28, 32, 35, 36, 37, 40, 43, 47, 48, 96, 107, 156, 170),

Laßleben Hermann (95, 99), Leticia la Musica (19, 20), Lichtenstern Günter (143, 174), Lindner Wolfram (179), Marktarchiv Beratzhausen (93), Morsbach Verlag/Gerald Richter (59), Paffrath Johannes (50, 52, 53/4, 55), Peter Gabi (108), Pirkl Ludwig (180), Scheiner Michael (150), Schmidt Wolfram (8), Schönharting Michel-A. (178), Schwaiger Dieter (97/7), Schwaiger Norbert (92, 94, 97/6, 100), Seidl Reinhard (22), Spahn Erich (11, 12), Staatsarchiv Amberg (161, 165, 166, 167), Stöhr Andreas (172, 173), Watenphul G. (70), Willamowski Familie (181), Zehetner Ludwig (122)

Wir haben uns bemüht, alle Copyright-Inhaber auffindig zu machen. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir dies zu entschuldigen und um Nachricht an den Verlag.





Ein Kaleidoskop an bereichernden Eindrücken, ein lebendiges und buntes Bild der Region um Regensburg in Geschichte und Gegenwart: Die alljährlich erscheinenden Bände der Schriftenreihe *Regensburger Land* enthalten – im Stile eines Almanachs – informative Beiträge zur regionalen Geschichte und Kultur. Ansprechend aufgemacht und reich bebildert, richtet sich die Reihe an eine breite Leserschaft.

Band 6 | 2020 bietet ein breites Themenspektrum: Die Aufsätze porträtieren Kultur- und Denkmalschutzpreisträger, informieren über historische, literarische und kulturelle Themen und beschäftigen sich mit bekannten Rappern und Cartoonisten, mit dem ehemaligen Kloster in Adlersberg oder dem früheren Landrat Leonhard Deininger.

Verlag Friedrich Pustet



[WWW.VERLAG-PUSTET.DE](http://WWW.VERLAG-PUSTET.DE)